



universität
wien

DISSERTATION

Autonomie im Alter

Ein theoretischer Eingriff in den sozialpädagogischen
Alter(n)sdiskurs

Verfasserin

Mag. phil. Barbara Pichler

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2010

Studienkennzahl: A 092 297

Dissertationsgebiet: Pädagogik

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. phil. Reinhold Stipsits

Zusammenfassung

Autonomie im Alter wird vielerorts thematisiert und propagiert. So stellt die Förderung eines selbstbestimmten Lebens eine Leitperspektive sozialpädagogischen Handelns dar. Der Begriff der Autonomie (gr. Selbstgesetzgebung) erweist sich jedoch als ambivalent. Als Begriff der Aufklärung ist er gegen Zwangsmechanismen gerichtet und steht für Mündigkeit. Neben dieser idealistischen Sichtweise unterliegen bestimmte Vorstellungen von Autonomie jedoch auch der Kritik. Von feministischer Seite wird der ausschließende Charakter von Autonomie kritisiert und gouvernementalitätstheoretische Studien weisen die Forderung nach Autonomie als einen neuen Mechanismus der Disziplinierung aus. Wird in der Sozialpädagogik von den „autonomen Alten“ gesprochen, so stellt sich die Frage, welche Alten damit gemeint sind und welche wiederum ausgeschlossen werden. Wer profitiert von „autonomiefördernden“ Konzepten und inwiefern besteht die Möglichkeit von Autonomie auch noch in einem Zustand körperlicher Gebrechlichkeit und Hilfsbedürftigkeit?

Ziel der Arbeit ist es zu klären, welche Vorstellungen von Autonomie im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs vorherrschen, um darauf aufbauend ein erweitertes altersgerechtes Verständnis von Autonomie zu formulieren.

Konkret wird der Frage nachgegangen, wie der alte Mensch als autonomes Subjekt in der Sozialpädagogik formiert wird. Kulturwissenschaftlichen Bestimmungen folgend, wird das Subjekt als Formation und das Alter als kulturell konstruierte Differenzkategorie begriffen. Ein Verständnis von „Theoriebildung als performativer Akt“ wird methodisch dahingehend genutzt, als dass herausgearbeitet wird, wie ausgewählte sozialpädagogische AutorInnen (Schweppe, Böhnisch) bestimmte Konzeptionen vom autonomen Menschen re-zitieren und damit tradieren oder auch verschieben. Sich einer kritischen Sozialpädagogik und Wissenschaft zuordnend, geht es darum, Kritik am gegenwärtigen Stand der Theoriebildung zu üben. Gleichzeitig sollen mit der Re-Artikulation des Autonomiebegriffs neue Denk- und Handlungsmöglichkeiten im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs eröffnet

werden, die an der Vision einer besseren und gerechteren Gesellschaft orientiert sind.

Die Analyse hat ergeben, dass die sozialpädagogischen Arbeiten Schweppes und Böhnischs zu Alter implizit Konzeptionen des autonomen Subjekts aufweisen, die sich nach wie vor auf ein starkes und rational agierendes Subjekt mit einer einheitlichen Identität beziehen und auf den Dualismus von Körper und Geist aufbauen. Autonomie ist in diesem Verständnis den jungen und rüstigen Alten vorbehalten, während die hilfsbedürftigen Alten davon ausgeschlossen sind. Im Kontext der Gesellschaftsdiagnose der Individualisierung tendiert Autonomie zu einem gesellschaftlich auferlegten Zwang zu werden. Zusätzlich dazu findet sich bei Böhnisch auch eine naturalistische Auffassung des Alters wieder. Autonomie wird in diesem Zusammenhang im Gegensatz zur entfremdeten Gesellschaft in einer sogenannten Natürlichkeit (des Alters) verortet. Zu dieser essentialistischen Begründungsfigur kommt Böhnisch auch in der Bestimmung der Geschlechterdifferenz, in der die Frau eine Nähe zur Natur aufweist. Die alte (natürliche) Frau erscheint, obwohl sozialstrukturell benachteiligt, kompetent und flexibel, während der entfremdete Mann am Alter bricht.

Damit die Vorstellung eines autonomen Lebens im Alter eine reale Perspektive für alle werden kann, die nicht auf Ausschlüssen beruht und ohne Essentialismen auskommt, wird die Integration einer machttheoretischen Perspektive, der Einbezug von Körperlichkeit und ein identitätskritischer Zugang für die sozialpädagogische Theoriebildung vorgeschlagen. Die Reflexion von Macht, Körper und Identität führt zu der Einsicht, dass Autonomie im Alter nie etwas Absolutes und Eindeutiges sein kann, sondern sich vielmehr als gelebte Ambivalenz realisiert.

Gelebte Ambivalenz bedeutet:

- Revoltierendes Anerkennen des Alter(n)s.
- Mit der illusionären Kraft von Autonomie handlungsmächtig sein.
- Über Beziehungen und die Hilfe anderer gemeinsam und in Abhängigkeit autonom sein.

Abstract

Autonomy seems to have moved center-stage in the recent discourse of aging. Although it is an important concept, the meaning of autonomy is ambivalent. Rooted in the traditions of Western enlightenment, autonomy means self-determination in opposition to (self-indebted) heteronomy. Feminist positions, on the other hand, criticize autonomy as a powerful mechanism of exclusion; governmental studies show how it subjects women and men under new disciplining “technologies of the self”. Following a theoretical strand of analysis, this work scrutinizes autonomy of elderly people within the social-pedagogic discourse of aging. What is signified by “autonomous elderly”, who is excluded, who is included? Who benefits from concepts which encourage autonomy? Is autonomy still possible for someone in a state of decline and need of help?

It is the aim of this study to differentiate the several meanings of autonomy within the social-pedagogical discourse of aging and to frame a more comprehensive understanding of autonomy, that is more adequate and (re)appropriate to aging. Following poststructuralist positions, I will ask how the elderly person is framed as an autonomous subject within social-pedagogic. Age is defined as a socially constructed, powerful marker of social difference. Poststructuralist critique understands theory as a performative act that reproduces and/or transforms concepts of the autonomous person and thus participates in the fabric of the autonomous subject. Based on this idea, I criticize several texts of the social-pedagogical discourse like those of Schweppe and Böhnisch. Such a critique is used as a starting point for rearticulating autonomy in the discourse of aging that is oriented towards the vision of a better and more just world. It shall open new opportunities of thought and action.

Schweppe and Böhnisch presuppose a strong, rational actor on the grounds of coherent identity and the dualism of body and mind. Such an understanding of autonomy privileges the “young” and healthy elderly, while “frailty” and need of help are excluded from this concept. The ongoing process of individualization in post-industrial societies, observed by sociologists since the 1960s and 1970s, transforms autonomy into an obligation. Böhnisch's explanation of the aged self

turns out to be naturalistic. Autonomy appears to be a quality of the “nature of old age” that is opposed to an alienated society. Gender differences are conceptualized naturalistically as well. The woman, who is defined as being close to nature, seems to be more qualified to cope with aging matters than the old man, although the old woman is structurally disadvantaged.

Normative concepts of autonomy, in my view, can become realistic perspectives for elderly people, if they are not based on exclusion and essentialism and if they include the dimensions of power and body. These dimensions and a critical perspective on identity are suggested to belong to a social-pedagogic theory of aging. Reflections on power, body and identity with reference to aging lead to the overall conclusion that autonomy cannot be absolute and unambiguous. Autonomy is practiced ambiguity. It is realized by the ambivalence we live by. That means:

- To accept aging while you rebel against it.
- To insist on the illusionary power of autonomy for obtaining agency.
- To be autonomous in relationships and in dependence of others, because assistance is achieved and the help of others is based on mutuality and reciprocity.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	9
1.1	<i>Alter in der Sozialpädagogik</i>	9
1.2	<i>Zur Frage der Autonomie im Alter.....</i>	12
1.3	<i>Zugänge.....</i>	16
1.4	<i>Performative Herangehensweise.....</i>	19
2	Alter, Geschlecht und Autonomie	27
2.1	<i>Alter und Geschlecht – zwei verwobene Kategorien</i>	27
2.2	<i>Performativität und Subjektpositionierung</i>	34
2.3	<i>Illusionäre Autonomie.....</i>	43
2.4	<i>Formation und Ausschluss.....</i>	49
3	Sozialpädagogische Formationen vom alten und autonomen Menschen	57
3.1	<i>Biografisierung</i>	57
3.1.1	<i>Der flexible alte Mensch.....</i>	65
3.1.2	<i>Homo oeconomicus</i>	70
3.1.3	<i>Der/die fremdbestimmte Autonome</i>	73
3.2	<i>Das autonome und das abhängige Alter.....</i>	77
3.2.1	<i>Der/die Autonome und Nichtautonome.....</i>	78
3.3	<i>Der alte Mensch in der Expertise.....</i>	81
3.3.1	<i>Kontrollierte (Ab)Normalität.....</i>	88
3.3.2	<i>Das (ver)störende Alter</i>	95
3.3.3	<i>Position und (Eigen)Sinn des Alters?</i>	100
3.4	<i>Die alte Frau und der alte Mann</i>	105
3.4.1	<i>Wer ist benachteiligter? - Geschlechterdifferenzen im Alter</i>	112
3.4.2	<i>Die flexible und kompetente alte Risikofrau.....</i>	117
3.4.3	<i>Der gebrochene alte Mann</i>	123
3.4.4	<i>Hochaltrigkeit?</i>	129
3.5	<i>Zeitlichkeit und Dis/Kontinuität.....</i>	131
3.5.1	<i>Einheitliche Identität und geordnetes Leben/sendende</i>	135
3.5.2	<i>Eigenes Leben</i>	138
3.5.3	<i>Alter = Natur</i>	139

4	Der autonome alte Mensch in der Sozialpädagogik – Zusammenfassung, Herausforderungen und Perspektiven	143
4.1	<i>Autonome Subjektivität und Veränderung</i>	143
4.1.1	Gesellschaftsdiagnose: starkes Subjekt	145
4.1.2	Alterungsprozess: einheitliche Identität	150
4.1.3	Geschlechterdifferenz: natürliche Frau und entfremdeter Mann	154
4.1.4	Autonomie als Handlungsermächtigung	159
4.2	<i>Autonome Subjektivität und alternder Körper</i>	164
4.2.1	Körperlichkeit und Abhängigkeit	166
4.2.2	Naturalismus und unverfügbare Widerständigkeit des alternden Körpers.....	171
4.2.3	Revoltierendes Anerkennen.....	174
4.3	<i>Sozialpädagogische Positionierung</i>	183
4.3.1	Normativität	185
4.3.2	Kritik und Vision	188
4.3.3	Autonomie als gelebte Ambivalenz	194
	Literaturverzeichnis	201
	Danksagung	221
	Curriculum Vitae	222

1 Einleitung

1.1 Alter in der Sozialpädagogik

Alte Menschen sind in aller Munde und beschäftigen alle gesellschaftlichen Bereiche. (...). Die sozialpädagogische Theorieentwicklung hat sie bislang kaum berücksichtigt, eine sozialpädagogische Forschung über alte Menschen lässt sich fast gar nicht nachweisen, eine sozialpädagogische Expertise innerhalb der sozialen Altenarbeit hat sich nur wenig entwickelt und in der sozialpädagogischen Ausbildung sind Fragen des Alters kaum vertreten. Die Sozialpädagogik tut sich offensichtlich schwer mit dem Alter.

*Cornelia Schweppe (2005b, S. 1):
Einleitung zu „Alter und Soziale Arbeit“*

Das Problemfeld Alter(n) kann nicht zu den traditionellen Themen der Sozialpädagogik gezählt werden. In Anlehnung an Herbart bemerkt Hugo Mennemann (2005): „Alter(n) stellt keinen ‚einheimischen Begriff‘ (...) der Sozialpädagogik dar“ (S. 47). Bei den „Klassikern der Sozialpädagogik“ (Niemeyer, 1998) wird großteils das Jugendalter fokussiert. Bezeichnenderweise trägt auch die zum Klassiker avancierte „Einführung in die Sozialpädagogik“ Klaus Mollenhauers (1993) den Untertitel „Probleme und Begriffe der Jugendhilfe“. Als Sozialpädagogik der Lebensalter (Böhnisch, 2001) oder im Zusammenhang mit einer „Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit“ (Grunwald & Thiersch, 2004) hält die Auseinandersetzung mit dem Alter jedoch langsam Einzug in die sozialpädagogische Theoriebildung. In den Handbüchern zu Sozialpädagogik und Sozialer Arbeit (Otto & Thiersch, 2001; Thole & Bock, 2002) und den Studien zur Sozialpädagogik (Heimgartner & Lauermann, 2006; Knapp, 2002, 2004) wird Alter in einzelnen Beiträgen thematisiert. Auch in allgemein theoretischen Überlegungen zu Sozialpädagogik findet zunehmend Alter als zu behandelnder Sachverhalt Erwähnung, ohne jedoch systematisch behandelt zu werden (Hamburger, 2003; Winkler, 2003b).

In dem von Cornelia Schweppe (2005a) herausgegebenen Band „Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder“¹ wird neben der Behandlung einzelner Aufgaben- und Arbeitsfelder sozialer Altenarbeit auch auf theoretischer Ebene der prinzipiellen Frage nachgegangen, inwiefern Alter überhaupt anschlussfähig an bisherige Diskurse der Sozialpädagogik ist. Eingangs wird hinterfragt, ob durch die Thematisierung von Alter, die Struktur der „Allzuständigkeit“ und „Diffusität“ der Sozialpädagogik nicht noch um ein Vielfaches zunimmt oder ob die zurückhaltende Behandlung dieses Themenkomplexes geradezu als eine Vernachlässigung eines Problembereichs eines Großteils der Bevölkerung zu deuten ist (Schweppe, 2005b, S. 1). Winkler (2005b) kommt in seinem Beitrag zu dem Schluss, dass systematisch gesehen, keine Pädagogik und somit auch nicht die Sozialpädagogik auf Kindheit und Jugend beschränkt werden kann. „Gleich in welcher Lebensphase man sich befindet, kann es notwendig werden, auf Handlungen angewiesen zu sein, welche eine gegebene Gesellschaft und ihre Kultur mit der individuellen Entwicklung so verknüpfen, dass Aneignungsprozesse möglich werden – sei es durch Organisation von Rahmenbedingungen, Settings, von Unterstützung der eigenen Aktivität der Individuen oder auch ganzer Gruppen zur Aneignung und Kontrolle ihres Lebens und ihrer Lebensbedingungen“ (Winkler, 2005b, S. 25). Es handelt sich um eine sozialpädagogische Angelegenheit, zu fassen, welche Anforderung eine Gesellschaft an die Subjekte stellt. Gleichzeitig geht es darum, sicher zu stellen und zu ermöglichen, dass die Menschen die Möglichkeit zu ihrer Menschlichkeit aneignen und entwickeln können. Diese Aufgabe stellt sich jenseits von Altersgruppen (Winkler, 2005b, S. 26f). Ähnlich argumentiert Mennemann (2005), für den es sinnvoll erscheint, pädagogische Denkformen auf soziale Altenarbeit zu beziehen, „weil auch alte Menschen Aneignungsvorgänge vollziehen, die mitunter begleitet werden müssen“ (Mennemann, 2005, S. 61). Schweppe (2005c) betont in ihrem Beitrag, dass eine sozialpädagogische Arbeit mit Alten, die die Entfaltung individueller Subjektivität mit der Umbildung gesellschaftlicher Verhältnisse verbindet,

¹ Bereits 1996 hat Schweppe einen Sammelband unter dem Titel „Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter“ herausgegeben.

anschlussfähig ist an viele theoretische, methodische und professionsbezogene Diskurse der Sozialpädagogik. Besondere Erwähnung finden bei ihr der lebensweltorientierte Zugang von Thiersch und das Konzept der Lebensbewältigung bei Böhnisch.

Durch die Vernachlässigung der Kategorie Alter in der Sozialpädagogik ist laut Mennemann (2005, S. 62) eine Profilschärfung derselben dringend erforderlich. Schweppe (2005c, S. 44) konstatiert einen erheblichen Nachholbedarf an wissenschaftlicher Fundierung (Theoriebildung und empirische Forschung) in Bezug auf Alter und Sozialpädagogik. Auch wenn bei Schweppe (1997, 2000) dies schon seit den 1990er Jahren betont wird, das Themenfeld Alter scheint sowohl in der sozialpädagogischen Theorieentwicklung als auch als sozialpädagogisches Arbeitsfeld nach wie vor eine Randkategorie zu sein (Egger de Campo, 2004; Mennemann, 2005; Schweppe, 2005a, 2005c). In der „Bibliographie zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik“ (Steege, 2005) scheinen exemplarisch für das Jahr 2004 zwar verhältnismäßig viele Veröffentlichungen zu der Kategorie Altenarbeit auf, jedoch fällt auf, dass es bei elf der insgesamt einundzwanzig Nennungen um Pflege geht.² Dieser Sachverhalt verweist auf das von Schweppe (2002, 2004) konstatierte Problem, dass es der Sozialpädagogik bisher kaum gelungen ist, eine eigenständige Expertise innerhalb dieses von Medizin und pflegerischen Tätigkeiten beherrschten Arbeitsfeldes zu entwickeln.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass einerseits eine sozialpädagogische Annäherung an das Themenfeld Alter(n) stattfindet, erste Anzeichen einer systematischen Auseinandersetzung zu verzeichnen sind, andererseits ist die Etablierung eines sozialpädagogischen Zugangs in der Altenarbeit sowie ein theoretisch fundierter sozialpädagogischer Alter(n)sdiskurs jedoch noch ausständig.

² Weiters geht es bei den Publikationen zur Altenhilfe um Wohnen, Gedächtnistraining, Lebensgeschichte, Demenz und Qualitätsmanagement.

1.2 Zur Frage der Autonomie im Alter

Anfragen an die Möglichkeiten von Autonomie bedeuten (...) immer auch Kritik an den Selbstverständlichkeiten neuzeitlicher Subjektivität, (...).

Käte Meyer-Drawe (2000a, S. 150): Illusionen von Autonomie

Wobei das Ziel heute weniger darin besteht, zu entdecken, als vielmehr abzuweisen, was wir sind. (...). Wir müssen neue Formen der Subjektivität zustandebringen, indem wir die Art von Individualität, die man uns jahrhundertlang auferlegt hat, zurückweisen.

Michel Foucault (1987, S. 250): Das Subjekt und die Macht

Was die Fachspezifik der Sozialpädagogik anbelangt, handelt es sich bei dieser einerseits um eine Disziplin (d.h. sie ist ein Teil des Wissenschaftssystems mit Erkenntnis- und Deutungsanspruch) und andererseits um eine Profession, in der es um fachliches Können im Horizont von Wissen und Ethos geht. Für die Praxis und empirische Forschung stellt sich die entscheidende Frage, durch welche Vorstellungen, Kategorien und Begriffe diese geleitet werden (Winkler, 2003a, S. 64). Die Beschäftigung mit Alter in der Sozialpädagogik wird u.a. von der Frage geleitet, wie eine selbstbestimmte und selbstbewusste Lebenspraxis gefördert werden kann (Böhnisch, 2001; Egger de Campo, 2004; Knopf, 2001; Mennemann, 2005; Otto & Schweppe, 1996; Schweppe, 2002, 2004, 2005c; Winkler, 2005a, Woog, 2006). Einerseits wird Autonomie dabei in Anlehnung an aktuelle Gesellschaftsdiagnosen als epochale Notwendigkeit betrachtet, der es gilt, sozialpädagogisch unterstützend zu entsprechen. Andererseits erweist sich Sozialpädagogik in ihrer pädagogischen Tradition nach wie vor als „idealistisches Aufklärungsprojekt, das Bildungsprozesse als Weg zur autonomen Lebensführung von Subjekten betrachtet“ (Kessl, 2006, S. 68).

Im Zentrum der Auseinandersetzung mit Alter soll hier Autonomie stehen. Dabei trifft die sozialpädagogische Zielperspektive eines autonomen Lebens auf eine weit verbreitete Vorstellung, wie man gut und zufrieden stellend altert. „Autonom alt werden“ – wer wünscht sich das nicht? In unserer individualisierten Gesellschaft, so Sylvia Kade (1994, S. 39), ist Autonomie längst zu einem zentralen Wert avanciert, der auch von alten Menschen allen

anderen Werten gegenüber vorgezogen wird. Der dabei geäußerte Autonomieanspruch ist nicht mit einer Hilfsbedürftigkeit vereinbar und so wird gehofft, möglichst lange von der Hilfe anderer unabhängig zu sein. Untersuchungsergebnisse im Rahmen des Österreichischen Seniorenberichts (Amann, 2000, S. 606ff) bestätigen diese Tendenz. Ältere erwarten kaum noch Hilfe und wollen so lange als möglich nicht von anderen abhängig sein. Dieser Wunsch nach Autonomie ist nicht nur auf einer persönlichen Ebene verankert, sondern findet sich auch in Leitbildern und Broschüren unterschiedlicher Organisationen und Institutionen für alte Menschen wieder. Das autonome Alter ist laut Kade (1994) bereits zu einer Leitkategorie der Sozial- und Bildungspolitik für Alte avanciert. In Anlehnung an den Diskurs der Individualisierung und der reflexiven Moderne gelten auch alte Menschen als aus traditionellen Rollen und Solidarmilieus freigesetzt. Somit sind auch Alte gezwungen bzw. haben die Chance, ihr Leben autonom zu gestalten und dafür die Verantwortung zu tragen. Gerade im sozialpädagogischen Diskurs über das Alter taucht dieses Verständnis von Autonomie, abgeleitet aus einem gesellschaftlichen Befund, immer wieder auf, das es zu hinterfragen gilt. In dieser Arbeit soll speziell der Frage nachgegangen werden, was in einer Sozialpädagogik des Alters unter Autonomie verstanden wird und inwiefern dieses Verständnis aus einer sozialpädagogischen Sicht hinreichend sein kann.

Von Interesse ist auch die vorzufindende Unterscheidung zwischen einem autonomen Alter im Gegensatz zu einem abhängigen Alter. Das autonome Alter wird v.a. unter Bezugnahme auf die Theorie einer reflexiven Moderne und Individualisierungstheorie mit einem individualisierten und biografisierten Alter gleichgesetzt (Böhnisch, 1999, 2001; Knopf, 2001; Otto & Schweppe, 1996; Schmidt, 1994; Schweppe, 1999b, 2002, 2004, 2005c), während das abhängige Alter durch Hilfsbedürftigkeit, Verluste und Abbau im hohen Alter charakterisiert wird. Bezogen auf diese Unterscheidung wurde die Frage untersucht, welche Vorstellung von Autonomie in jener Begriffverwendung enthalten ist, in der die Autonomie von der Abhängigkeit deutlich abgegrenzt wird.

Insbesondere die feministische Kritik am Autonomiebegriff hat deutlich gemacht, dass die Vorstellung einer absoluten Autonomie, frei von jeglichen Abhängigkeiten, ein nicht einzuholendes Phantasma ist, das aus Polarisierungen hervorgeht und ein Konstrukt patriarchaler Prägung darstellt

(Christof, Forster, Müller et al. 2005, S. 214). Auch in der bildungswissenschaftlichen Diskussion ist Autonomie keine unumstrittene Größe (Meyer-Drawe, 2000a; Schäfer, 2005), auch wenn sie zu den zentralen pädagogischen Begriffen zählt. Gerade am Beginn der Aufklärung war Autonomie ein oppositioneller Begriff, der sich kritisch als Gegenkonzept gegen Zwangsmechanismen wandte. Die Möglichkeit der Autonomie, d.h. die Vorstellung der Bestimmung des Menschen durch sich selbst, war historisch neu und ein entscheidender Moment in der Geschichte der modernen Pädagogik. Die Herausforderung bestand darin, dass der mündige Bürger³, Souverän seiner selbst, durch Erziehung erst erzeugt werden musste. Meyer-Drawe (2000) spricht in Bezug auf Autonomie jedoch von einer Illusion, die anthropologisch nicht nachgewiesen werden kann, die aber aus Gründen der Handlungsmächtigkeit dennoch bedeutsam ist. Judith Butler (1993, S. 44) geht ebenfalls von einer Illusion von Autonomie aus. Die Vorstellung von einem autonomen Subjekt kann ihrer Ansicht nach nur aufrechterhalten werden, indem die Abhängigkeit geleugnet und der Bruch verdeckt wird, aus dem es sich konstituiert. In ihrer phänomenologischen Untersuchung stellt Meyer-Drawe (2000, S. 36ff) diesen Prozess des Verdeckens, Verleugnens und Ausschließens dar. Die Formation eines autonomen Subjektverständnisses passiert demzufolge unter Ausschluss vom Fremden, von Leiblichkeit und Passivität. Diese ausgeschlossenen Dimensionen (das Fremde, die Leiblichkeit, die Passivität) entsprechen genau der sozio-symbolischen Zuordnungen von Weiblichkeit und Alter. So wie sich das andere Geschlecht von der Norm als Fremdes abhebt, wird das Alter in einer Gesellschaft, die Jugendlichkeit zum Leitbild erkoren hat, zum Anderen (Schachtner, 1999). Frauen wie Alte werden über den Körper definiert. Alte und Frauen gelten traditionell nicht als aktive Elemente innerhalb der Gesellschaft, sie sind nicht produktiv, sondern im besten Falle reproduktiv. Alten und Frauen wird somit aufgrund ihrer Stellung in der sozio-symbolischen Ordnung, die sie von der unmarkierten Position ausschließt, bereits von vorne herein ihr Platz in den als autonom geltenden Reihen strittig gemacht.

³ Die rein männliche Schreibweise wurde an dieser Stelle deshalb gewählt, da zu dieser Zeit lediglich der männliche Bürger mit diesem Anspruch an Autonomie verbunden wurde.

Was sich an dieser Stelle bereits herauskristallisiert ist, dass es mit der Forderung und dem Wunsch nach Autonomie im Alter nicht einfach bestellt ist. Somit soll in dieser Arbeit nicht sogleich von der Forderung nach Autonomie ausgegangen und überlegt werden, wie man dieser in einer theoretischen und praktischen Konzeption einer Sozialpädagogik des Alters nun gerecht werden kann. Mit dieser Arbeit soll ein Beitrag zur theoretischen Fundierung zentraler Begrifflichkeiten in der Sozialpädagogik und den damit einhergehenden Vorstellungen geleistet werden. Es interessiert zuallererst die Frage, was unter Autonomie im Alter verstanden werden kann und welche Tendenzen, (Un)Möglichkeiten, Perspektiven, aber auch Gefahren sich in der Propagierung eines autonomen Alter(n)s abzeichnen können. Dieser Frage wird im wissenschaftlichen Feld der Sozialpädagogik, in dem sich zunehmend mit dem Thema des Alter(n)s auseinandergesetzt wird, nachgegangen. Wenn sich für die Sozialpädagogik die entscheidende Frage stellt, durch welche Vorstellungen, Kategorien und Begriffe sie geleitet wird, dann ist gerade in der sozialpädagogischen Auseinandersetzung mit Alter(n) die grundlegende Frage zentral, wie Autonomie im Alter verstanden wird und noch verstanden werden kann. Was „ist“ ein autonomer Mensch und welches Verständnis von Autonomie leitet die sozialpädagogischen Konzepte? Ziel der Arbeit ist es, das Konzept von Autonomie für das Alter neu zu formulieren.

1.3 Zugänge

(...), wenn man unter Methode kein neutrales Werkzeug versteht, das auf eine vorgegebene Sache anzuwenden ist, sondern buchstäblich einen Weg, der den Zugang zur Sache eröffnet.

*Bernhard Waldenfels (1992, S. 30):
Einführung in die Phänomenologie*

Es wird einer Konzeption von Autonomie gefolgt, die sich weitgehend an Meyer-Drawes Verständnis von Autonomie als Illusion anlehnt, gepaart mit feministischen Erkenntnissen aus der Kritik an einer patriarchalen Bestimmung von Autonomie, die damit einhergeht, ein anderes Autonomieverständnis zu entwickeln. Diese Arbeit verfolgt letztlich das Ziel, ein Autonomieverständnis hervorzubringen, das für das Alter in seinen unterschiedlichen Erscheinungsformen eine mögliche Perspektive darstellt und das alte Alter nicht von vornherein von der Möglichkeit eines autonomen Lebens ausschließt.

Auch bei der Begriffsbestimmung der Kategorie Alter werden feministische Einsichten in Bezug auf die Kategorie Geschlecht angewendet. So ist in dieser Arbeit Butlers Verständnis von Geschlecht als performativer Akt zentral, das für das Alter gewendet wird. Fruchtbare Ansätze aus der Geschlechterforschung und dem Feminismus sollen dort, wo Parallelen zwischen der Kategorie Alter und Geschlecht bestehen, für die Altersforschung genützt werden. So ist Alter wie Geschlecht eine Differenzkategorie, die kulturell konstruiert ist. Doch auch das Alter aus einer kulturwissenschaftlichen Sicht als Differenzkategorie zu betrachten, ist in den „studies of difference“ trotz der gesellschaftlichen Brisanz des Themas Alters (Stichwort demographische Entwicklung) nach wie vor nicht sehr verbreitet.⁴ „Along with race, gender and age are the most salient markers of social difference. Recent research in cultural studies has been virtually dominated by studies of difference. We have invented courses in colleges and universities that study gender, race, sexual orientation, ethnicity, and class. But not age. Yet age is also clearly a relation of difference. Like other markers of social difference, age is, in large part, socially constructed“ (Woodward, 1999,

⁴ Die manifesten Leitthemen der Cultural Studies in den USA sind Race, Geschlecht und Sexualität und leiten sich aus den emanzipatorischen Bestrebungen im Rahmen der Frauen- und Homosexuellenbewegung sowie der Politisierung afroamerikanischer Intellektueller ab (Musner, 2004, S. 42f). Auch bei Butler findet sich Alter als Differenzkategorie nicht wieder.

S. xi). Während einerseits beklagt wird, dass Alter von kulturwissenschaftlicher Seite her ignoriert wird, wird andererseits ebenfalls konstatiert, dass im Mainstream der Alter(n)sforschung kulturwissenschaftliche Theorieströmungen unbeachtet bleiben. „While poststructuralism, feminism, deconstruction, semiotic, and social studies of science are productively challenging other fields, mainstream gerontology seems comfortably immune“ (Katz, 1996, 4f). Im angelsächsischen Raum konnte sich zwischenzeitlich beispielsweise eine Foucauldian Gerontology (Biggs & Powell, 2001, 2003; Katz, 1996) oder eine feministisch inspirierte Theoretisierung des Alters (Calasanti & Slevin, 2006; Holstein & Minkler, 2003; Woodward, 1999) als eine kritisch angelegte Alter(n)sforschung zunehmend formieren. Im deutschsprachigen Raum sind diese Zugänge mit wenigen Ausnahmen noch wenig vertreten.

In dieser Arbeit soll eine Konfrontation kulturwissenschaftlicher Herangehensweise mit einer Sozialpädagogik des Alters stattfinden. Es wird von einer kulturwissenschaftlichen Bestimmung von Alter (und Geschlecht) ausgegangen, in der Alter als kulturelles und gesellschaftliches Differenzierungsmerkmal gesehen wird, das kulturell konstruiert ist (Haller, 2007, S. 38). Dieser Konstruktionscharakter wird an anderer Stelle über den Vorgang eines performativen Aktes begründet werden. Die Zugänge, aus denen sich das Begriffsverständnis von Autonomie und Alter speist (dargelegt im Kapitel 2), können als kulturwissenschaftlich, poststrukturalistisch und feministisch umschrieben werden, wobei es sich um einander überlappende Zugangsbeschreibungen handelt. Das Etikett poststrukturalistisch⁵ wähle ich deshalb, da damit ein Verständnis von Alter und Autonomie zum Ausdruck gebracht werden kann, in dem der autonome alte Mensch als Formation begriffen wird, welche durch Erfahrungen, Diskurse, symbolische Ordnungen, Praktiken und Institutionen hervorgebracht wird und die weder in Kategorien von Autonomie noch von Determination aufgeht (Ehrenspeck, 2001, S. 29). Zentral in dieser Auseinandersetzung wird sein, wie der autonome alte Mensch durch den sozialpädagogischen Diskurs formiert wird. Den Menschen als Formation zu begreifen, entspricht einem antiessentialistischen Zugang und

⁵ Butler, deren Verständnis von Performativität für diese Arbeit zentral ist, bezeichnet sich selbst als „Poststrukturalistin“ (Butler, 1993, S. 36).

widerspricht der modernen Konzeption eines autonomen Subjektes, Ursprung seiner selbst zu sein. Durch poststrukturalistische Ansätze sind Schlüsselkonzepte der Bildungswissenschaft, wie ein humanistisches Bildungs- und Identitätsdenken, massiv in Frage gestellt worden. Nicht die Menschwerdung des Menschen, die Bildung, die zur eigenen Identität und Autonomie führen soll, gilt aus dieser Sicht als Zielperspektive, sondern die Prozesshaftigkeit und die Unabschließbarkeit von Subjektivität werden betont (Fritzsche, Hartmann & Schmidt et al., 2001; Pichler, 2004, S. 38ff).

Meyer-Drawes (2000) Ansatz einer „Illusion von Autonomie“ entspricht ebenfalls einem antiessentialistischen Zugang. Die „provozierende Kraft modernitätskritischen Denkens“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 9) soll ihrer Ansicht nach aber weder zu einer Überbetonung der postmodernen Formel vom „Tod des Subjekts“ führen, noch soll das Subjekt um jeden Preis in seiner Selbstbestimmungsfähigkeit verteidigt werden. Die Herausforderung dieser Arbeit besteht u.a. darin, autonome Möglichkeiten im Alter auszuloten, ohne bei der Bestimmung von Autonomie und Alter letztlich auf essentialistische Gegebenheiten zu verweisen. Es soll einer wissenschaftlichen Haltung gefolgt werden, die in den Kulturwissenschaften auch „methodische[r] Anti-Essenzialismus und Anti-Reduktionismus“ (Gerbel & Musner, 2003, S. 17 und 2004, S. 27) genannt wird, der deshalb von Bedeutung ist, „da wir ansonsten schnell der Gefahr ausgesetzt sind, universelle >Wesenheiten< und transhistorische bzw. kontextfreie Faktoren zu postulieren, die oft weniger unplausibel als vielmehr ideologiebefrachtet sind“ (Gerbel & Musner, 2003, S. 17 und 2004, S. 27). Eine kulturwissenschaftliche Herangehensweise impliziert, ohne letztgültige Gewissheiten und der festen Sicherheit einer grundlegenden Arbeitsmethode auskommen zu müssen. Epistemologisch entspricht dies dem Zugeständnis, dass auch die eindrucksvollsten Erklärungen auf unsicherem Grund stehen. Positiv gewendet heißt das jedoch, dass nicht geradewegs einem festen Boden nachgespürt werden muss, sondern damit vielmehr ein Weg bereitet werden kann, der einen vernetzten Denk- und Arbeitsstil sucht (Wirth, 2008, S. 10f).

1.4 Performative Herangehensweise

Mit >Herangehensweise< ist eine epistemische Logik gemeint, die den Primat der Unterordnung durch den Primat der Umordnung ersetzt, (...).

Uwe Wirth (2008, S. 19): Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung

Die vielfältige Schrift kann nämlich nur entwirrt, nicht entziffert werden. Die Struktur kann zwar in allen ihren Wiederholungen und auf allen ihren Ebenen nachvollzogen werden (so wie man eine Laufmasche >verfolgen< kann), aber ohne Anfang und ohne Ende. Der Raum der Schrift kann durchwandert, aber nicht durchstoßen werden. Die Schrift bildet unentwegt Sinn, aber nur, um ihn wieder aufzulösen.

Roland Barthes (2002, S. 109): Der Tod des Autors

Beim Material, mit dem gearbeitet wurde, handelt es sich um wissenschaftliche, sozialpädagogische Texte zum Thema Alter(n). An diese Texte wurde mit einer performativen Haltung herangegangen, das soll heißen, dass wissenschaftliche Theoriebildung selbst als performativer Akt, der Wirkungen erzeugt, verstanden wird. Damit sind sowohl die Texte gemeint, die bearbeitet wurden, als auch meine Interpretation der Texte selbst. Andrea Bramberger (2007, S. 104) drückt dieses Wirksamwerden von Performativität in der Theoriebildung folgendermaßen aus: „Performativität erfasst uns in der Theoriebildung mit. Performativität lässt sich einerseits beobachten, andererseits sind Beobachten und Schreiben performative Akte“.

Durch den „performative turn“ in den Kulturwissenschaften ist der Fokus von der Repräsentation von Wirklichkeit auf die Konstitution von Wirklichkeit verlagert worden. In diesem Sinne hat mich interessiert, wie der autonome und alte Mensch in der Sozialpädagogik konstituiert wird und welche Formationen er dadurch erhält. Wenn im Kapitel 3 bestimmte Formationen des autonomen und alten Menschen herausgearbeitet und dargestellt werden, so ist mir wichtig zu betonen, dass das nicht im Sinne eines „Zwei-Welten-Modells“ (Krämer, 2001) zu verstehen ist, indem eine ontologisch gegebene Form von einer Tiefenstruktur via wissenschaftliche Analyse an die Oberfläche befördert wurde.

Bei dieser Sichtbarmachung von bestimmten Formationen handelt es sich vielmehr um „Knotenpunkte sich wandelnder Bedeutungsbeziehungen“ (Wirth, 2008, S. 19). In Anlehnung an Derrida spricht Wirth (2008, S. 19) neben Knotenpunkten auch von „signifikanten Strukturen“, auf die sich das Erkenntnisinteresse der Kulturwissenschaft richtet, „die jedoch nicht einfach >da< sind, sondern erst im Rahmen der Interpretation *erschlossen* werden müssen“ (Wirth, 2008, S. 19). Bei diesem Erschließen handelt es sich um „theoretische Aktivitäten (...) um Produktionen, Erfindungen, Eingriffe, Schaffensprozesse. Humanwissenschaften sind *eine* Weise der Welterzeugung“ (Forster, 2007, S. 224). Im Unterschied zu einer genuin hermeneutischen Perspektive erhält die zu verstehende Erziehungswirklichkeit ihr Sein nicht aus einer ihr logisch wie ontologisch vorgängigen Welt, sondern das Verfassen von wissenschaftlichen Texten besitzt selbst eine performative Struktur, da eine bestimmte Darstellung und Inszenierung von Wirklichkeit impliziert wird und durch die spezifische Form der Darstellung bestimmte Effekte erzeugt werden (Wulf & Zirfas, 2007, S. 9).

Tun und Schaffen in der wissenschaftlichen Arbeit rücken somit methodisch und methodologisch gesehen in den Vordergrund, auch wenn eine Theorie vorgibt, bloß deskriptiv bzw. konstativ zu sein. Diese Fokusverschiebung hin zu Performativität geht zurück auf John Austins (1998) Erkenntnisse aus seiner Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). In seinen ersten Vorlesungen nimmt er die Unterscheidung zwischen konstativen und performativen Äußerungen vor. Bei einer konstativen Äußerung wird eine Feststellung getätigt, die wahr oder falsch sein kann. Performative Äußerungen hingegen stellen nicht fest, sondern sind der Vollzug jener Handlung selbst, die sprachlich beschrieben wird, wie z.B. beim Gratulieren, Taufen und Heiraten. Performative Äußerungen können nicht wahr oder falsch sein, sondern nur gelingen oder misslingen. In seiner achten Vorlesung wendet Austin jedoch ein, dass es nicht immer einfach ist, performative Äußerungen von konstativen zu trennen und kommt zu der Einsicht, „dass man *dadurch*, dass man etwas sagt, etwas tut“ (Austin, 1998, S. 112). *Indem* etwas gesagt wird, liegt die performative Kraft auch sogenannter konstatierender Aussagen. Es wird schon eine bestimmte Auswahl dadurch getroffen, dass etwas zur Sprache gebracht wird, und etwas anderes nicht. Sprechen ist somit ein Tun und jene, die

wissenschaftlich sprechen bzw. Theorie betreiben, müssen „Rechenschaft darüber abgeben, welche Verknüpfungen sie produzieren, welche Begriffe sie mit welchen Wirkungen erfinden und wie daraus neue Inklusionen und Exklusionen entstehen“ (Forster, 2007, S. 230). Wissenschaft ist somit für ihre Theorieentwürfe verantwortlich (Pichler, 2005). Die Wirksamkeit performativer Äußerungen liegt nicht in den Worten selbst, sondern in der Autorisierung des/der Sprechers/Sprecherin. Zum Sprechen autorisiert sein ist eine Bedingung konventioneller sozialer Art, ein Gedanke, der auf Bourdieu zurückgeht und sich auch bei Austin und Butler wiederfindet (Krämer & Stahlhut, 2001, S. 52f). Das Gelingen und die Wirkmächtigkeit von Sprechakten ist abhängig von den sozialen Bedingungen der Autorisierung der SprecherInnen und diesbezüglich kommt der Wissenschaft eine bedeutende Rolle zu, da die Erzeugung wissenschaftlichen Wissens, gerade auch in der Alter(n)sforschung, ganz spezifische Effekte erzeugt. „In den fachspezifischen Diskursen wird das Wissen zu einem allgemeinen Aussagesystem formiert, auf dessen Grundlagen Erwartungen und Verpflichtungen konstruiert und die Menschen entsprechend gefördert, gestärkt und therapiert werden“ (Schroeter, 2002, S. 85).⁶

Die Rolle, die Performativität in der wissenschaftlichen Theoriebildung spielt, wird insbesondere von Edgar Forster (2007) hervorgehoben. Er spricht sich für eine „Radikale Performativität“ aus und knüpft dabei begrifflich an Krämer und Stahlhut (2001) an, die ein schwaches, ein starkes und ein radikales Performanzkonzept voneinander unterscheiden.⁷ Laut Forster (2007, S. 227) kommt das „radikale Performativitätskonzept“ dem Ansinnen der Dekonstruktion nahe, da es die Grenzen dichotomischer Klassifikationen, Typologien und Theorien aufzeigt. „Das Performative stellt die eine Seite der Unterscheidung dar und artikuliert dabei das Randständige des Kanons. Gleich der dekonstruktiven Lektüre forciert es das scheinbar Nebensächliche und

⁶ Vgl. auch Katz (1996).

⁷ Im „schwachen“ Performanzkonzept konnotiert das Performative die Handlungs- und Gebrauchsdimension der Rede, d.h. es wird nicht nur über die Welt gesprochen, sondern innerhalb der Welt etwas getan, indem gesprochen wird. Die Theorien Searles, Apels und Habermas' werden diesem Konzept zugeordnet. Aus dem „starken“ Performanzkonzept geht hervor, dass Weltzustände durch Sprache nicht nur repräsentiert werden, sondern vielmehr konstituiert und verändert werden (Krämer & Stahlhut, 2001, S. 56).

Marginale und unterläuft damit die Stabilität des Gesamten“ (Forster, 2007, S. 227). Die radikale Performativität enthält ein produktives Moment, die Theoriebildung dekonstruktiv als Entwurf, Setzung, Verausgabung zu verstehen. „Die performative Perspektive tendiert dazu, Ideologien zu reproduzieren oder zumindest stillschweigend hinzunehmen, wenn sich Theorie ihren eigenen radikalen Teil abschneidet (...), also erkennt, dass Performativität eng an Eingriffe gebunden ist und damit an die Möglichkeit, andere Wirklichkeiten als bestehende zu produzieren“ (Forster, 2007, S. 230).

Ziel meiner Arbeit ist es, in den sozialpädagogischen Diskurs über Alter und Autonomie einzugreifen. Wenn ich mich auf Performativität in meiner Herangehensweise beziehe, dann möchte ich den Aspekt, dass performative Handlungen durch ihre Zitatförmigkeit charakterisiert sind, insbesondere herausgreifen, methodisch nützen und dadurch die Möglichkeit des Eingreifens näher veranschaulichen. Zitatförmigkeit meint, dass im Vollzug der performativen Handlung, eine ihm in der Zeit voraus liegende Handlungsfigur wiederholt wird. „Wenn Wörter zu Handlungen führen oder selbst eine Art von Handlung sind, dann nicht deshalb, weil sie die Absichts- und Willenskraft eines Individuums widerspiegeln, sondern weil sie sich aus Konventionen herleiten und diese wieder in Szene setzen; Konventionen, die ihre Kraft durch sedimentierte Wiederholbarkeit gewonnen haben“ (Butler, 1998, S. 124). Sprechen enthält seine Handlungsmacht dadurch, dass aus der Vergangenheit kommende Sprechakte wiederholt und über die Gegenwart hinaus auf zukünftige Sprechakte vorausgewiesen wird. Bei einem Wiederholungsverfahren kann es sich dabei nie lediglich um eine bloße Reproduktion handeln, sondern Zitieren ist immer ein Re-Zitieren. Ein Ausdruck kann auch gegen seine ursprüngliche Zielsetzung zitiert werden und somit auch zu einer Umkehrung der Effekte führen. Butler (1998, S. 208f) nimmt diesbezüglich Bezug auf Derrida, für den sich die Kraft der performativen Äußerung aus der Dekontextualisierung ableitet, d.h. aus dem Bruch mit einem früheren Kontext und der Möglichkeit, neue Kontexte heranzuziehen. Der Aspekt der Zitatförmigkeit verweist einerseits darauf, dass Bedeutungen v.a. unter dem Deckmantel der Normalität ständig und stillschweigend tradiert werden, andererseits eröffnet der Verweis auf Dekontextualisierung und Re-Zitierung die prinzipielle Möglichkeit der Veränderung und des Eingriffs. Dies

aufgreifend war es mir ein Anliegen, den bestehenden Alter(n)sdiskurs in der Sozialpädagogik nicht einfach fortzuführen, indem ich ihn stillschweigend zitiere, sondern Re-Zitierung und Dekontextualisierung zu nützen. Der Frage nachgehend, was unter Autonomie im Alter verstanden wird und noch verstanden werden kann, wird in Kapitel 3 herausgearbeitet, welches Verständnis von Autonomie in den Texten tradiert wird, indem dies durch die Dekontextualisierung, die auch einer Denaturalisierung gleich kommt, erschlossen wird. D.h. es wurden bestimmte Textpassagen zitiert und darüber hinaus andere Lesarten zur Erweiterung der möglichen Bedeutungen gesucht. Auch wird das Theorieverständnis der AutorInnen mit anderen Theorien kontrastiert, sodass ihre Setzungen deutlicher und nicht als die einzig möglichen erscheinen. Einerseits geht es mir dabei darum, tradierte Bedeutungen zu erschließen und diese als „Sozialpädagogische Formationen vom alten und autonomen Menschen“ (Kapitel 3) zu Knotenpunkten zu verdichten, um sie benennbar zu machen. Andererseits sollen diese Knotenpunkte nicht den Endpunkt der Arbeit ausmachen, sondern viel eher Übergangspassagen sein, die ein Fortsetzen einer bestimmten Argumentation als Ab- und Irrweg markieren, die aber auch Perspektiven für neue/andere Wege eröffnen.

Bei den sozialpädagogischen Texten, von denen hier die Rede ist, handelt es sich großteils um Texte von Cornelia Schweppe, da der sozialpädagogische Alter(n)sdiskurs sehr stark durch sie repräsentiert wird. Sie fungiert als Herausgeberin von 2 Sammelbänden, hat auch ihre Habilitation dazu verfasst und scheint in bestimmten Handbüchern und Sammelbänden immer wieder als Altersexpertin innerhalb der Erziehungswissenschaft auf. Ein weiterer Autor, dessen Texte bearbeitet wurden, ist Lothar Böhnisch. Er hat sich ebenfalls mit dem Thema Alter, auch in Zusammenhang mit Geschlecht, auseinandergesetzt und die beiden AutorInnen nehmen an unterschiedlichen Stellen aufeinander Bezug. Schweppe wie Böhnisch sind innerhalb der Sozialpädagogik keine unbekannten Größen, d.h. dass ihre Arbeit Gehör findet und zitiert wird. Sie sind, was das Feld der Sozialpädagogik anbelangt, „autorisierte“ SprecherInnen und ihren Arbeiten zum Thema Alter kann Wirkmacht zugesprochen werden, die eine bestimmte Vorstellung von Autonomie im Alter herzustellen und zu festigen vermag.

Um das Verständnis von Autonomie bei Schweppe und Böhnisch in Bezug auf Alter zu klären, wird ein Weg eingeschlagen, der über das Subjekt führt und auf die Frage hinausläuft, wie der alte Mensch als autonomes Subjekt (per)formiert wird? Meyer-Drawe (2000) benennt ein Kapitel in ihrem Buch „Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich“ „Formationen von Subjektivität“, in diesem geht es um die Frage nach der Beschaffenheit und Verortung des Subjekts, die sie zuspitzt auf die Frage nach der Autonomie. Den Menschen als Subjekt und diese Subjektivität als Formation zu begreifen, ist bereits voraussetzungsreich. Wenn der alte Mensch in der Sozialpädagogik mit der Fokussierung auf die Frage, wie er als autonomes Subjekt formiert wird, beschrieben werden soll, so setzt der Begriff des Formierens bereits voraus, dass damit kein substantieller Ausgangspunkt eines bestimmten Menschseins gemeint ist. In Anlehnung an Foucault betont Meyer-Drawe (2000, S. 44), dass das Subjekt keine Substanz ist, sondern eine Form, die nicht mit sich identisch ist. Gerade bei der Bestimmung des Menschen als autonomes Subjekt handelt es sich um eine spezifische moderne Selbstbeschreibung des Menschen (Meyer-Drawe, 1998), gegen deren Ontologisierung sich Butler vehement wendet und ihre Herangehensweise auch als „antifundamentalistische Methode“ (Butler, 1991, S. 36) bezeichnet. Während Butler (1993, S. 130) über weite Strecken der grundlegenden Frage nachgeht, wie es kommt, dass ein Subjekt überhaupt geformt wird, ist die etwas konkretere Frage, der im Kapitel 3 diese Arbeit gefolgt wird, welche Formationen der alte und autonome Mensch im sozialpädagogischen Diskurs annimmt.

Aus Schwepptes und Böhnischs Texten zu Alter wurden fünf Themen herausgefiltert, die bei den AutorInnen einen zentralen Stellenwert in ihrer Argumentation, was den Umgang mit dem Alter anbelangt, aufweisen und solche, die die Frage nach Autonomie direkt und indirekt behandeln. Dabei handelt es sich um die Themen Biografisierung, „autonomes“ und „abhängiges“ Alter, Alter und sozialpädagogische Expertise, Geschlecht und Zeitlichkeit. Die einzelnen Themen werden eingangs jeweils aus der Perspektive der AutorInnen wiedergegeben. Dabei handelt es sich um eine Re-Zitation, die noch nicht um Dekontextualisierung bemüht war, sondern vielmehr von der Absicht der Re-Konstruktion getragen war. Bei dieser deskriptiven Ebene, die sich noch von Interpretationen unterscheiden soll, handelt es sich, folgt man Stuart Hall (1999,

S. 101), um eine analytische Trennung. Er nennt in Anlehnung an Roland Barthes die deskriptive Ebene Denotation im Unterschied zur Konnotation. Wie Hall möchte ich an dieser Unterscheidung wegen des analytischen Nutzens festhalten, auch wenn die meisten Zeichen ihre denotativen und konnotativen Aspekte vereint haben. „Wir halten an dieser Unterscheidung fest, weil Zeichen scheinbar ihren vollen ideologischen Wert auf der Ebene ihrer >assoziativen< Bedeutungen (d.h. auf der Konnotativen Ebene) erwerben“ (Hall, 1999, S. 101). Die bisherigen Ausführungen zu Performativität ernst nehmend, kann nicht plötzlich von einer Repräsentationslogik ausgegangen werden. Dennoch ist es als erster Analyseschritt, schon aufgrund der Nachvollziehbarkeit, unverzichtbar, sich den Aussagen der AutorInnen so gut als möglich anzunähern und mögliche Interpretationen vorerst hintan zu stellen. Erst auf der Grundlage der Deskriptionen erfolgt als weiterer Schritt die Interpretation. Es werden die Aussagen der AutorInnen daraufhin befragt, welches spezifische Menschsein durch ihren wissenschaftlichen Zugang impliziert wird. Welche tradierten Vorstellungen vom alten Menschen liegen dem zugrunde und welche Vorstellungen werden dadurch bewirkt? Welche Form/en nimmt der alte Mensch durch diesen performativen Akt an? Was wird bei der Formierung wiederum ausgeschlossen? Um bestimmte Formationen erkennen und beschreiben zu können, wurde der Blick einerseits darauf gerichtet, welche Positionen der alte Mensch einnimmt bzw. zugewiesen bekommt, andererseits wurde darauf geachtet, wie er sich in diesem Raum bewegen und wie er agieren kann. Außerdem wurde der Fokus darauf gerichtet, von welchen Rationalitäten, Notwendigkeiten oder Mechanismen sein Handeln bestimmt wird.

Im letzten Kapitel werden die Formationen autonomer Subjektivität im Alter noch einmal unter dem Gesichtspunkt Veränderung und Körperlichkeit zusammengefasst, zwei Thematisierungsweisen, die sich aus der Textinterpretation ergeben haben. Es handelt sich jedoch nicht um eine reine Zusammenfassung, neben dem Verdichten geschieht vielmehr gleichzeitig auch eine Öffnung, um anderen Sichtweisen auf Autonomie Raum zu geben. Es wird also zusammenfassend wiederholt, auf Tradierungen im Begriffsverständnis hingewiesen, zusätzliche Kontexte herangezogen, Gefahren aufgezeigt und daraus sozialpädagogische Herausforderungen für ein anderes und

altersentsprechendes Verständnis von Autonomie abgeleitet. Wenn von Autonomie die Rede ist, so handelt es sich nicht um einen neutralen Begriff und eine Sozialpädagogik des Alter(n)s sieht sich herausgefordert, sich zu positionieren und darzustellen, wofür der Autonomiebegriff stehen soll. Dieser theoretische Eingriff in den sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs sieht sich trotz der Brüchigkeit moderner Subjektkonzeptionen und oppositionellen Denkens einer kritisch-emanzipatorischen Sozialpädagogik und Wissenschaft verpflichtet, indem Kritik am gegenwärtigen Stand der Theoriebildung geübt wird. Gleichzeitig orientiert sich diese Arbeit an der Vision einer besseren und gerechteren Gesellschaft. „Das Ziel sind bessere Darstellungen der Welt, das heißt ‚Wissenschaft‘“ (Haraway, 2001, S. 292). Für Haraway (2001) bedeutet verantwortungsvoll und objektiv Wissenschaft zu betreiben, die eigene Position auszuweisen, da Wissen immer situiert ist und sich der Anspruch auf Geltung nur aus einer partialen Perspektive ausweisen lässt. Sie wendet sich damit gegen ein Objektivitätsverständnis, das die Möglichkeit einer gleichen und vollständigen Sicht von überall verspricht und bezeichnet dies als „göttlichen Trick“. „Vor allem beansprucht rationales Wissen nicht, frei von Engagement zu sein, etwa von überall und folglich von nirgendwo herzukommen, frei von Interpretation zu sein und davon, repräsentiert zu werden, vollkommen distanziert oder vollständig formalisierbar zu sein“ (Haraway, 2001, S. 292).

2 Alter, Geschlecht und Autonomie

2.1 Alter und Geschlecht – zwei verwobene Kategorien

Weder in der Literatur noch im Leben bin ich je einer Frau begegnet, die das hohe Alter mit Wohlgefallen betrachtet hätte. So spricht man ja auch nie von einer >schönen Greisin<, sondern bestenfalls von einer >charmanten, alten Dame<. Ein >schöner Greis< wird hingegen bewundert. Das Männliche ist nicht eine Beute des Alters; von ihm verlangt man nicht Frische, Sanftheit, Anmut, sondern die Stärke und die Intelligenz des Eroberers; weiße Haare und Falten stehen nicht im Widerspruch zu diesem männlichen Ideal. Der Moses des Michelangelo, der schlafende Boas Victor Hugos erlauben eher schmeichelhafte Identifikationen.

Simone de Beauvoir (2004: S. 382): Das Alter

Der Frage, was unter Alter verstanden werden kann, werde ich mich mit einer kleinen Episode aus meiner Kindheit, die meine Eltern von Zeit zu Zeit zum Besten geben, annähern: Auf die Frage des Hausarztes wie alt ich sei, gab ich zur Antwort, erst nachzählen zu müssen. Meine Finger abzählend – eins, zwei, drei, vier – stellte ich dann fest, dass ich vier Jahre alt sei. Diese kurze Geschichte, meistens von meiner Mutter erzählt, wird dann jeweils von ihrem Lachen begleitet. Warum lacht sie dabei, was ist so ungewöhnlich an der Begebenheit, dass sie als Familienanekdote Einzug halten konnte? Eigentlich gilt es in unserer Gesellschaft als normal, das Lebensalter an einer bestimmten Anzahl absolvierter Lebensjahre festzumachen, nur wird für gewöhnlich nicht laut nachgezählt, sondern bereits das Ergebnis dieses Zählvorgangs bekannt gegeben. Diese gezählten Jahre sind in unserer Gesellschaft sehr wesentlich für die Lebensgestaltung und das Zusammenleben von Menschen, sie strukturieren mehr oder weniger die Biografie (Schuleintritt, Pensionsantritt, u.a.) bzw. gelten sie in Form der Demografie als Grundlage staatlicher Steuerungspolitik. Verfolgt man die laufenden Debatten um die in Europa stattfindenden Pensionsreformen, so wird um jedes einzelne Beitrags- und

Lebensjahr verhandelt, wobei beispielsweise für SchwerstarbeiterInnen, Frauen und Männer je unterschiedliche Regelungen getroffen werden. Alter hängt somit nicht rein von seiner quantitativen Bestimmung (kalendarisches Alter) ab. So macht es einen Unterschied, zu welchem Geschlecht man gezählt wird und welcher Erwerbsarbeit nachgegangen worden ist.

Gemeinschaften werden nicht nur in hoch differenzierten Gesellschaften nach Lebensaltern strukturiert. Selbst wenn das Alter in segmentären Gesellschaften nicht mit der Exaktheit der Ziffer gemessen wird und nicht um einzelne Jahre gefeilscht werden muss, so erfolgt bereits deren Binnendifferenzierung, die sehr gering ist, nach Alter und Geschlecht (Lenz, Rudolph & Sickendiek, 1999, S. 20). Neben Alter ist auch Geschlecht eine basale Kategorie, die dem Zusammenleben Ordnung verleiht: Verwandtschafts- und Familienstrukturen organisieren sich, Tätigkeiten und Verantwortungsübernahme werden je unterschiedlich aufgeteilt. „Along with race, gender and age are the most salient markers of social difference“ (Woodward, 1999, S. x). Alter und Geschlecht⁸ sind also grundlegende Kategorien, die das menschliche Zusammenleben organisieren und als solche stellen sie eine unübersehbare Markierung sozialer Differenz dar. Diese Kategorien bestehen jedoch nicht einfach nebeneinander, sondern sie durchdringen sich gegenseitig und beziehen sich aufeinander. Die Personen werden nach bestimmten Kriterien unterschieden und einer Kategorie zugeordnet⁹, d.h. durch diesen Ordnungsvorgang wird nicht die Realität abgebildet, vielmehr erfolgt dieser nach Kriterien der Bedeutungszuschreibung und Differenzierung, die kulturell und historisch variabel sind. Kategorien sind so gesehen nicht als Ursprung und Ursache zu denken, sondern als Effekte von Institutionen, Verfahrensweisen und Diskursen zu begreifen. Judith Butler weist

⁸ Auf „race“ wird im Rahmen dieser Arbeit aus arbeitsökonomischen Gründen nicht näher eingegangen, was aber nicht bedeuten soll, dass es sich dabei um eine unwesentliche Kategorie handelt. V.a. das gesellschaftspolitisch immer wichtiger werdende Thema der Migration stellt die Altersforschung vor neuen Herausforderungen, welche die Frage der Ethnie und „race“ in Zusammenhang mit Alter in Zukunft vermehrt in den Fokus zu nehmen hat als bisher.

⁹ Dieser fast automatisch ablaufende Zuordnungsvorgang wird am deutlichsten in jenen Situationen, in denen eine Person nicht eindeutig einem Geschlecht oder Alter zuordenbar ist. Das wird als irritierend erlebt und Unsicherheiten treten im Interaktionsverhalten auf, da die klaren Informationen fehlen, nach denen sich im Verhalten ausgerichtet werden kann. „So sind das Alter und Geschlecht sicherlich die beiden wichtigsten Personeneigenschaften, die in sozialen Situationen wirksam werden“ (Sickendiek 1999, 149).

bezüglich der Kategorie „Frau“ darauf hin, dass es falsch wäre, von vorneherein anzunehmen, dass diese Kategorie naturgegeben existiert und deshalb einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Klasse, Alter, Ethnie und Sexualität gefüllt werden müsste, um vervollständigt zu werden. „Wenn man dagegen die wesentliche Unvollständigkeit dieser Kategorie voraussetzt, kann sie als stets offener Schauplatz umkämpfter Bedeutungen dienen“ (Butler, 1991, S. 35).

Eine Kategorie als Kampfschauplatz zu umschreiben weist bereits darauf hin, dass Bedeutungen nicht in einem herrschafts- und gewaltfreien Raum ausgehandelt werden, sondern dass es sich um einen Ort handelt, an dem sich unterschiedliche Kräfte messen. In Anlehnung an Judith Butlers „Gender trouble“¹⁰ spricht Miriam Haller (2004, 2005) in Bezug auf das Alter von „Ageing trouble“. Dieses „trouble“ drückt das Unbehagen an den wirkmächtigen Konstruktionen von Alter wie Geschlecht aus. „Es ist ein ständiger Kampf um Macht. Vor allem symbolische Macht, (...). Wer rigoros behauptet, die Alten seien eine Last für die Gesellschaft, und dies womöglich noch mit Statistiken zu belegen sucht, kämpft um das Vorrecht, einseitig definieren zu können, wie die Welt gesehen werden muss“ (Amann, 2004, S. 13). Anton Amann betrachtet sein 2004 erschienenes Buch „Die großen Alterslügen. Generationenkrieg – Pflegechaos – Fortschrittsbremse?“ als Teil dieses Kampfes, „allerdings einer auf der anderen Seite“ (S. 13), in dem die nicht geläufigen Wahrheiten sichtbar gemacht werden sollen. Welche Bedeutungen einem jeweiligen Lebensalter und Geschlecht zugeschrieben werden, bildet somit immer schon das Ergebnis von Herrschaftsverhältnissen.

Die Zugehörigkeit zu den Kategorien Alter und Geschlecht wird über den Körper, über die mehr oder weniger „offensichtlichen“ Unterschiede, festgelegt. Diese Differenzen über die Biologie und Körperfunktionen festzuschreiben, erweist sich jedoch vielfach als Versuch, Machtverhältnisse über den Verweis auf die Natur zu legitimieren. So werden biologische Charakteristika für soziale Verhaltensweisen verantwortlich gemacht. Aus dem Phänomen der Schwangerschaft und Gebärfähigkeit beispielsweise wird zum Teil nach wie vor

¹⁰ Judith Butlers (1991) „Unbehagen der Geschlechter“ trägt den englischen Originaltitel „Gender Trouble“.

das ausgeprägte Gefühlsleben einer Mutter und die Verantwortung für die Versorgung der Kinder abgeleitet. Eine gefühlvolle und sich um ihre Kinder kümmernde Mutter ist keineswegs ablehnenswert. An dieser Zuschreibung zu kritisieren ist die Zuzementierung einer bürgerlich patriarchalen Gesellschaftsordnung, die die Frauen dadurch von wesentlichen öffentlichen Bereichen und Entscheidungspositionen fern hält. Sind Frauen nicht mehr gebärfähig, so unterliegen sie bereits dem nächsten Stereotyp und Vorurteil, das von den Männern oft verstärkt und den Frauen nicht selten internalisiert wird: „Für sie hat das Geschlechtsleben spätestens mit dem Klimakterium aufzuhören“ (Amann, 2004, S. 150).

Spätestens seit Simone de Beauvoirs (1992) Feststellung, „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (S. 334), ist die biologische Bestimmung von Frau und Mann fragwürdig geworden. Der von der amerikanischen Frauenforschung entwickelte Sex/Gender-Ansatz nimmt eine begriffliche Auffächerung von Geschlecht in zwei Komponenten vor: Sex bezieht sich auf anatomische, genetische und hormonale Unterschiede zwischen den Geschlechtern, Gender hingegen auf die Geschlechtsidentität und auf den erworbenen Status, der durch geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen und soziokulturelle Geschlechtscharaktere geprägt ist. Während feministische Differenztheoretikerinnen von einer vordiskursiven Binarität im Geschlechterverhältnis ausgehen, wird im poststrukturalistischen Feminismus davon ausgegangen, dass beide - Sex und Gender - sozial konstruiert sind (Gildemeister & Wetterer, 1992; Knapp, 1992; Lorber, 2003; Rendtorff & Moser, 1999). Judith Butler (1991) kritisiert an der Behauptung einer vordiskursiven anatomischen Gegebenheit, dass der Körper als bloßes Instrument oder Medium gesehen wird, das nur äußerlich mit einem Komplex kultureller Bedeutungen verbunden ist. „Doch der >Leib< ist selbst eine Konstruktion – wie die unzähligen >Leiber<, die das Feld der geschlechtlich bestimmten Subjekte bilden. Man kann nämlich den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung des Geschlechts vorherginge“ (Butler, 1991, S. 26).

In Bezug auf die Kategorie Alter lässt sich die Diskussion sehr ähnlich führen. Das Alter kann ebenfalls in ein biologisches und soziales aufgefächert

werden¹¹, wobei das biologische Alter dem natürlichen Geschlecht (sex) und das soziale Alter dem sozialen Geschlecht (gender) entspricht. Selbst der alte Körper, der „natürliche“ Alterungsprozess muss angesichts der Unmöglichkeit einer vordiskursiven Bestimmung in Anlehnung an Butler, als kulturelle Konstruktion verstanden werden. Kathleen Woodward (1999) hat diesen antiessentialistischen Zugang für das Altern folgendermaßen ausgedrückt: „(...), we must avoid essentializing the aging body. The experience of growing older is, in other words, profoundly shaped by the meanings which are ascribed to aging“ (Woodward, 1999, S. xiii). Rüdiger Kunow (2005), der ebenfalls einer kulturwissenschaftlichen Sicht auf das Alter(n), aus der Alter als kulturelle Konstruktion erscheint, im Gegensatz zu einer biologischen Sicht, aus der Alter(n) in einer unabwendbaren inneren Logik abläuft, den Vorzug gibt, spricht von einer Übersetzung der biologischen Ordnung in eine kulturelle Ordnung: „Altern ist nicht allein ein unentrinnbarer physiologischer Prozess, und was Menschen erleben und erfahren, die als alt identifiziert werden (oder sich selbst identifizieren), ist nicht allein, wohl nicht einmal primär, von biologischen Prozessen determiniert, sondern von dem Arsenal an soziokulturellen Bedeutungen, mit denen die biologische Ordnung in eine kulturelle Ordnung übersetzt wird“ (Kunow, 2005, S. 24). Der kulturelle Konstruktionscharakter des alten Körpers steht auch bei Kunow im Vordergrund. Nicht biologische Prozesse determinieren primär, sondern es handelt sich laut seinen Ausführungen um einen Übersetzungsvorgang einer biologischen Ordnung in eine kulturelle. Diese biologische Ordnung, folgt man Butler, kann jedoch nicht vordiskursiv wahrgenommen werden, sodass es eigentlich kein Übersetzungsprozess ist, sondern ein performativer Vorgang, indem der Körper durch seine Beschreibung und Wahrnehmung erst erzeugt wird. Um eine biologische Ordnung übersetzen zu können, müsste diese in einem „bestimmten Sinne bereits *da* (...) sein, gleichsam auf der anderen Seite der Sprache, unmarkiert durch ein gesellschaftliches System“ (Butler, 1991, S. 170). Es bleibt unklar, wie die einzelnen Merkmale des Alters und Geschlechts

¹¹ Sylvia Kade (1994, 17f) unterscheidet ebenfalls eine „soziale Alterung“ von einer „biologischen Alterung“ und stellt diesen Sachverhalt in Zusammenhang mit einer Expandierung der Altersphase: Aufgrund des vorverlegten Ruhestandsalters setzt die soziale Alterung immer früher ein, wohingegen die biologische Alterung infolge der erhöhten Lebenserwartung sich auf einen späteren Zeitpunkt verschiebt.

übersetzt werden können, ohne bereits bei der Bestimmung der Biologie (vor der Übersetzung) die soziokulturellen Bedeutungszuschreibung der Kategorien Alter und Geschlecht zu artikulieren und zu re-produzieren. Sprache formt die Wahrnehmung, „indem sie das Beziehungsgeflecht prägt, durch das die physikalischen Körper wahrgenommen werden“ (Butler, 1991, S. 170). Die Frage, inwiefern ein physikalischer vor einem perzeptuell wahrgenommener Körper besteht, der sich auch übersetzen lässt, ist aus Butlers Position heraus nicht entscheidbar.

Die Markierung der Geschlechts- und Altersidentität basiert auf binären Strukturen, die den Vorstellungshorizont festlegen: alt/jung, weiblich/männlich. Die Bedeutung existiert nur in Relation zur anderen entgegengesetzten Bedeutung. Das relationale Verhältnis (Generationen- und Geschlechterverhältnis) ist aber nicht durch Gleichwertigkeit geprägt, sondern ist hierarchisch und oppositionell und korrespondiert mit weiteren dichotomisierenden Zuschreibungen: Öffentlichkeit/Privatheit, Stärke/Schwäche, Aktivität/Passivität, Selbstständigkeit/Abhängigkeit, Geist/Körper, Aggressivität/Sanftmut, usw. Die beiden Pole der Dichotomien, in denen Alter und Geschlecht eingeschrieben sind, werden kulturell unterschiedlich bewertet. Der erste Teil der aufgelisteten Oppositionspaare wird dem Männlichen und dem Jungsein zugesprochen und höher bewertet. Der zweite Teil wird dem Weiblichen und dem Alter gemäß einer patriarchalen Kultur und einer Gesellschaft, die Jugendlichkeit zur Leitidee erkoren hat, niedriger bewertet. Für den alten Mann ergibt sich daraus eine seltsame Situation. Er gerät gesellschaftlich in einen von seinen Strukturelementen her weiblichen Status. „Altern bedeutet gegenwärtig, Angst vor dem Verlust eines leistungsfähigen Körpers, die Erfahrung einer Reduktion über den Körper, Erleben von Ohnmacht und Ausgeliefertsein sowie eine Entsubjektivierung als bedürfnislos. *Dieses Altern ist lebenslange Realität von Frauen*“ (Hoppe, 1996, S. 85f). Der alternde Mann wird aber nicht einfach in ein weibliches Wesen transformiert, sondern die kulturelle Konnotation des alternden Menschen ist selbst wieder von Geschlechterstereotypen geprägt. So schreibt Hannelore Schlaffer (2003, S. 16) in ironisch überzeichnender Weise: „Während so die Frau, in Bewegung stets und voller Grazie gedacht, schnell ihre Anmut verliert, gewinnt der Mann an Würde, je mehr er erstarrt. (...), und schon verwandeln

sich alle Runzeln in tausend Strahlen männlicher Altersschönheit“. Historisch gesehen sind in der Kunst und Literatur wesentlich mehr Anstrengungen zu beobachten, das Bild des schönen alten Mannes zu schaffen (z.B. Rembrandt mit seinen Propheten und Philosophen) als das bei Darstellungen von alten Frauen der Fall ist. Alte Frauen wurden oft als rührende alte Mütterchen, Symbol des Bösen (Hexe) oder als Allegorie der Vergänglichkeit (körperlicher Verfall) auf Bildern verewigt (Hartung, 2005, S. 10; Schlaffer, 2003, S. 16).¹²

Altern ist somit ein Prozess, der nicht unabhängig von den Kategorien Frau und Mann betrachtet werden kann. Auch die schwierig auszumachende Frage, wann Alter beginnt, ist durch und durch vergeschlechtlicht. So altern Frauen gewissermaßen von der Pubertät an, da Schönheit und Alter bei Frauen bis zum heutigen Tag in einem unauflöslichen Zusammenhang gebracht wird. Das Ziel der Kosmetikindustrie beispielsweise ist es, den Schrecken vor dem Alter wach zuhalten (Schlaffer, 2003, S. 14). Betty Friedan (1993) zufolge soll jedoch der Fokus, der auf alte Frauen gerichtet wird, nicht lediglich einer sein, der sie als Opfer sichtbar macht. Als sie sich dem Thema Alter(n) angenähert hat, war ihr aufgefallen, dass v.a. in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung nur vom Elend alter Frauen ausgegangen wurde - „women as victims and burdens“ (Friedan, 1993, S. 24) - und niemand ihre Stärken bemerkt hat, die sie länger leben lässt als Männer. Das hat sie zur Frage veranlasst: „Why Do Women Age Longer and Better Than Men?“ (Friedan, 1993, S. 133). Beim Vergleich verschiedener psychologischer Studien hat sich gezeigt, dass die erfahrenen Brüche und Diskontinuitäten, die ein gelebtes Frauenleben mit sich bringen und sich vielfach als Nachteil erweisen, sie paradoxerweise für ein Leben im Alter wiederum stärken. „When asked about age, these women, at fifty-five, said, ‚Well, I’ve lived through all this change and my life is so much better now, so

¹² Das bedeutet nun nicht, dass keine würdigen Darstellungen alter Frauen und demütigende alter Männer vorzufinden wären. Der von Pat Thane (2005) herausgegebene Band über die Mentalitäts- und Kulturgeschichte des Alters mit mehr als zweihundert beeindruckenden Abbildungen würde dies widerlegen. Aber auch in diesem differenzierten kulturhistorischen Überblick kommt sehr deutlich heraus, dass Altern über die Jahrhunderte hinweg ein patriarchal geprägter vergeschlechtlichter Prozess war und ist, der in der Geschichte mehr Darstellungen weiser Männer hervorgebracht hat als weiser Frauen. Im Beitrag Lynn A. Botelho (2005) wird v.a. das 17. Jahrhundert als stark patriarchalisch strukturierte Gesellschaft dargestellt. Mit der „Betonung der moralischen, gesellschaftlichen und religiösen Minderwertigkeit der Frau wurden alte Frauen weniger, aber deutlich negativere Eigenschaften zugeschrieben als Männern“ (Botelho, 2005, S. 133).

the next change is not a great fear for me. Why should I be afraid of it?" (Friedan, 1993, S. 139).

2.2 Performativität und Subjektpositionierung

Das Verschleiern des Geburtsdatums und kosmetische Täuschungsversuche sind vermutlich weniger Zeichen des offenbar schmachvollen Nicht-alt-werden-Könnens als Trotzmaßnahme gegenüber der maschinellen Klassifizierung ohne Ansehen der Person.

Brigitte Kronauer (2002, 59). Wie Leguane und Krokodile

Altsein, Jungsein, Frausein, Mannsein, eine alte Frau sein, ein alter Mann sein – diese Seinsweisen sollen hier als performative Vorgänge verstanden werden. Es sind Performanzen, die auf der gesellschaftlichen Bühne am täglichen Spielplan stehen. Dabei handelt es sich jedoch nicht um jene Inszenierungen, die im Rahmen der Salzburger Festspiele oder Wiener Festwochen groß angekündigt werden und bis ins letzte Detail für Diskussionsstoff sorgen. Es sind vielmehr Inszenierungen, deren Details bereits unausgesprochen als (scheinbar) immer da gewesen ausgehandelt worden sind. Im Alltag werden Geschlecht und Alter unter dem Deckmantel der Normalität stillschweigend aufgeführt, ohne Ankündigung, ohne Diskussion, sie sind einfach da ... Während theatralische Performances über politische Zensur oder Kritik sanktioniert werden können, werden die alltäglichen Inszenierungen durch strafende und regulierende gesellschaftliche Konventionen beherrscht (Butler, 2002, S. 313).

Was unter der Performativität des Alters und Geschlechts zu verstehen ist, soll im Folgenden, dem Verständnis Judith Butlers folgend, noch genauer als bisher

ausgeführt werden. In Anlehnung an John Austins¹³ Sprechakttheorie geht Butler davon aus, dass Sprechen zugleich ein Tun ist - sprich performativ ist. „Sprache ist ein Name für unser Tun, d.h. zugleich das, >was< wir tun (...) und das, was wir bewirken; also die Handlung und ihre Folgen“ (Butler, 1998, S. 18). Sprechen ist also nicht bloße Anwendung oder Aktualisierung eines Regelwerks bzw. einer Alters- oder Geschlechtergrammatik, welche unabhängig vom Sprechen existiert.¹⁴ Performanz betont das aktive Handeln, d.h. es wird dem Vollzug des Sprechens der Vorrang gegeben, sodass es keinen Sinn macht von einer ontologischen Gegebenheit jenseits des Sprechens auszugehen. Dadurch dass unsere körperliche Existenz nicht unabhängig von Sprache gedacht werden kann, sind Alter und Geschlecht sowohl Vollzug als auch Effekt dieses Vollzugs. In der Genderforschung ist „doing gender“ seit den 1990er Jahren ein geläufiger Begriff. Auf das Alter umgelegt, ließe sich ebenso von „doing age“ sprechen. Gemäß dem Sprichwort „Man ist so alt wie man sich fühlt“ besitzt man sein Alter nicht, sondern fühlt und lebt es und erst dieses Tun zeugt den Effekt. So fühlen sich, gemäß einer in den 1990er Jahren durchgeführten österreichischen Studie über das subjektive Alter, 60-jährige um gut fünf Jahre jünger (Kolland, 2000, S. 556f). Nichts desto trotz hält die Gesellschaft den Einzelnen den Spiegel dann doch vor Augen, regelt unser Handeln, Fühlen und Denken über Konventionen und begrenzt somit eine gewisse Freiheit des sich so alt Fühlens wie man möchte.

Die Kraft performativer Handlungen ist durch die Bezugnahme auf die Konvention erklärbar. Performative Handlungen sind durch ihre Zitatförmigkeit und ihre Ritualität charakterisiert, indem in ihrem Vollzug, eine ihm in der Zeit voraus liegende Handlungsfigur wiederholt bzw. zitiert wird. „Wenn Wörter zu Handlungen führen oder selbst eine Art von Handlung sind, dann nicht deshalb, weil sie die Absicht- und Willenskraft eines Individuums wieder spiegeln,

¹³ In seiner Theorie der Sprechakte (How to do things with Words) unterscheidet Austin (1998) anfangs die konstative Äußerung von der performativen Äußerung. In seiner achten Vorlesung wendet er jedoch ein, dass es nicht immer einfach ist, performative Äußerungen von konstativen zu trennen und kommt zu der Einsicht, „dass man *dadurch*, dass man etwas sagt, etwas tut“ (Austin, 1998, S. 112). *Indem* etwas gesagt wird, liegt die illokutionäre Kraft konstativer Aussagen.

¹⁴ Das wäre gemäß Sybille Krämers (2001) Analyse der Sprachtheoretischen Positionen des 20. Jahrhunderts die Position des „Zwei-Welten-Modells“, dem sie das „Performanzmodell“ gegenüberstellt.

sondern weil sie sich aus Konventionen herleiten und diese wieder in Szene setzen; Konventionen, die ihre Kraft durch sedimentierte Wiederholbarkeit gewonnen haben“ (Butler, 1998, S. 124). Die Alters- und Geschlechtsidentität bedarf einer wiederholten Darbietung, damit sie sich festigen und in der Normalität des Alltags als natürlich erscheinen kann. Identität ist nicht ursprünglich, sondern entsteht durch eine Re-Inszenierung eines gesellschaftlich etablierten Bedeutungskomplexes. Diese vergesellschaftete Identität bringt Jean Améry (1968, S. 58) in seiner autobiografischen Abhandlung über das Alter folgendermaßen zum Ausdruck: „denn er selbst ist >Welt<, ist Gesellschaft und sieht sich mit den Augen dieser. A spürt sich, wie er glaubt, dass die Gesellschaft ihn spüre“. Bei Améry, wie auch bei Simone de Beauvoir ist das Alter letztlich ein „dialektischer Bezug zwischen meinem Sein in den Augen anderer, (...), und dem Bewusstsein meiner selbst (...). Es ist der andere in mir, der alt geworden ist, das heißt jener, der ich für die anderen bin: Und dieser andere – bin ich“ (Beauvoir, 2004, S. 364). Diese Identität, die hier dargelegt wird, ist nicht expressiv, sondern vielmehr performativ. Es gibt kein Ich jenseits von Gesellschaft und dieses spezifische Ich ist auf die beständige Wiederholbarkeit angewiesen, um zu sein. Die eigene Identität als alt oder jung, weiblich oder männlich zu bestimmen, kann aus dieser performativen Perspektive nicht länger ein Effekt des Natürlichen sein. Wie festgelegt oder frei verfügbar die Geschlechts- und Altersidentität ist, hängt von den Diskursen ab, die den Möglichkeitsraum unserer Wahrnehmung begrenzen. Das bedeutet nicht, dass den Identitäten prinzipiell alle Möglichkeiten offen stehen, sondern dass die Schranken der Analyse auf die Grenzen einer diskursiv bedingten Erfahrung verweisen, die über den hegemonialen Diskurs festgelegt werden.

Die Identitätsbildung im Alter wird zunehmend von einer hegemonialen Jugendlichkeit bestimmt. So wie Simone de Beauvoir vom *anderen* Geschlecht inmitten einer patriarchalen Gesellschaft spricht, beschreibt sie auch das Altsein als *anders sein*. „Ich mag Französin, Schriftstellerin, eine 60jährige sein: (...). Wenn ich als Französin in Frankreich lebe, veranlasst mich nichts dazu, mich nach der Bedeutung dieser Eigenschaft zu fragen; sobald ich mich in einem fremden oder feindlichen Land befinde, existiert meine Nationalität für mich, muss ich eine bestimmte Haltung ihr gegenüber einnehmen (...). In unserer Gesellschaft wird der alte Mensch durch seine Lebensweise, durch die

Verhaltensweisen der Umwelt und sogar durch das Vokabular als solcher gekennzeichnet“ (Beauvoir, 2004, S. 373f). Obwohl die Anzahl der Alten am Bevölkerungsanteil zunimmt, entsteht die paradoxe Situation, dass Alte im Zuge eines Jugendlichkeitsideals, zu Fremden in dieser auf Jugendlichkeit getrimmten Gesellschaft werden, das sich für Alte zu einem feindlichen Land entwickeln kann. Wie ein/e MigrantIn muss sich der alte Mensch in einem Land der Jugendlichkeit erklären, dass sie/er beispielsweise *noch* rüstig ist, für ihr/sein Alter *noch* schön ist, Sexualität *nach wie vor* vorhanden ist oder dass sie/er *trotz* der fortgeschrittenen Jahre *doch noch* unternehmungslustig ist. Dieses Sich-Erklären-Müssen ist nur auf einem fremden Territorium notwendig (Pichler, 2007b). Die Frage, woher sie kommt, stellt sich für Beauvoir nicht, wenn sie in Frankreich lebt, erst wenn sie ihr Land verlässt, existiert ihre Nationalität für sie. Auch die Frage nach dem Alter wird erst unter bestimmten Vorzeichen relevant. Während die Frage, woher jemand kommt, nie rein geografisch gemeint ist, so ist die Frage nach dem Alter auch nie eine bloß chronologische. Die Information hat v.a. den Zweck, die Position festzustellen. „Wer räumlich oder zeitlich eindeutig verortet ist, dem/der werden solche Fragen nicht gestellt. Von daher haben diese Erkundigungen auch weniger die Herstellung von Sicherheiten zum Ziel (jemand möchte das genaue Alter wissen), sie markieren vielmehr Gefährdungen (der persönlichen Identität, der sozialen Rolle, der kulturellen Zugehörigkeit)“ (Kunow, 2005, S. 28). Verfolgt man die mediale Auseinandersetzung mit Alter, so wird sehr deutlich, dass eine sichere Verortung der Alten in der Gesellschaft nicht gewährleistet wird (Pichler, 2007b). Alte Menschen sind massiv in Frage gestellt und sind vielen misstrauischen Blicken ausgesetzt. In der öffentlichen Diskussion wird vor allem ihre finanzielle „Leistbarkeit“ in Frage gestellt, aber auch ihr Nutzen für die Gesellschaft oder ihr Verhalten in der Öffentlichkeit, sei es als konsumorientierte reisewütige PensionistInnen oder als jene, die justament dann die öffentlichen Verkehrsmittel benützen oder sich bei der Supermarktkasse anstellen, wenn alle („normalen“) anderen Menschen das auch machen. Marlis Pörtner (2005), die ein Buch zur Personenzentrierten Betreuung von alten Menschen verfasst hat, beschreibt im ersten Kapitel ihre eigenen Erfahrungen als Über-70-jährige mit dem Altsein. Sie beschreibt, wie ihr in der Öffentlichkeit immer häufiger ein für sie neuer und ungewohnter Ton

entgegenschlägt, „betulich, belehrend, wohlwollend von oben herab, so als wüsste ich nicht so recht, wie man – zum Beispiel – einen Brief frankiert, die Waage im Supermarkt bedient oder sich am Bankschalter zu benehmen hat“ (Pörtner, 2005, S. 16). Beispielsweise wurde sie von einer Bankangestellten tadelnd ermahnt, als sie ihre Bankkarte nicht mithatte oder als ihr beim Bezahlen an der Supermarktkasse etwas zu Boden gefallen war, hob eine Frau es ihr auf und fügte der Mitteilung, dass ihr etwas runter gefallen sei „*Gute Frau*“ hinzu. „Die zunehmende Häufigkeit solcher Erlebnisse hat mir klargemacht, dass ich inzwischen nach außen (...) ein Bild abgebe, das nicht ganz mit meinem Selbstbild übereinstimmt: eine alte, etwas ungeschickte Frau, der nicht mehr allzu viel zuzutrauen ist. Jedes kleine Missgeschick oder Versehen, das mir passiert – und sie passieren vermehrt, da mache ich mir nichts vor – bestätigen das Bild und scheint die Ermahnungen zu rechtfertigen. Nur: wenn mein Sohn seine Bankkarte vergisst, kommt niemand auf die Idee, ihn in dieser Art zurechtzuweisen, und wenn meiner Tochter etwas zu Boden fällt, wird sie nicht als >gute Frau< titulierte“ (Pörtner, 2005, S. 17).

Wie Alte in der Gesellschaft positioniert werden und sich selbst positionieren, sprich welche Subjektpositionen zugewiesen und eingenommen werden, hängt davon ab, auf welche Art und Weise Alte angesprochen werden. Folgt man Pörtners Schilderungen, so gibt es einen massiven Unterschied, wie sie früher angesprochen wurde und wie sie jetzt im Alter als „Gute Frau“ angesprochen wird. Das führt hin zu einem weiteren wichtigen Aspekt in Butlers Performativitätsverständnis: die Anrede. Es ist die Anrede, die nach Butler (1998), das Subjekt konstituiert. Sie bezieht sich dabei auf den Althusser'schen Begriff der Anrufung. Demgemäß gehen die Ideen den Handlungen nicht voraus, sondern ihre Existenz ist eingeschrieben in die Handlungen der Praxen, die durch Konventionen und Rituale geregelt werden. „In der berühmten Anrufungsszene, die Althusser anführt, ruft ein Polizist einem Passanten >Hallo, Sie da!< zu. Der Passant, der sich selbst wieder erkennt und sich umwendet, um auf den Ruf zu antworten – d.h. fast jeder -, existiert im strengen Sinne nicht vor diesem Ruf. (...). Indem der Passant sich umwendet, erhält er eine bestimmte Identität, (...)“ (Butler, 1998, S. 42f). Dieses Beispiel veranschaulicht, wie der Akt der Anerkennung zu einem Akt der Konstitution wird und die Anrede ein spezifisches Subjektsein erst ins Leben ruft. Durch die Benennung –

alt/jung, Frau/Mann - erhält der Mensch eine bestimmte Möglichkeit der gesellschaftlichen Existenz und lässt ihn zu einem Mitglied der Sprachgemeinschaft werden. Die Unterwerfung durch die Namensgebung führt im gleichen Zug zu einer Ermächtigung zur Rede. Es ist der Name, durch den wir zu Sprechenden werden, aber diese Konstitution unserer Sprachfähigkeit ist immer schon abhängig von etwas, das nicht in der Macht des Einzelnen liegt. „Somit ist die >Existenz< des Subjekts in eine Sprache >verwickelt<, die dem Subjekt vorausgeht und es übersteigt, eine Sprache, deren Geschichtlichkeit eine Vergangenheit und Zukunft umfasst, die diejenigen des sprechenden Subjekts übersteigen. Und dennoch wird das Sprechen des Subjekts gerade durch diesen >Überschuss< ermöglicht“ (Butler, 1998, S. 46). Der Begriff der Performativität verweist einerseits darauf, dass bestehende Machtverhältnisse bewahrt werden, indem stereotype Bedeutungen des Alters immer wieder wiederholt werden, lässt sich andererseits aber auch mit deren Wandel vereinbaren. Im Sprechakt kommen Konventionen zum Tragen, die ihre Wirkmächtigkeit dadurch erhalten, dass sie aus der Vergangenheit kommende Sprechakte wiederholen und über die Gegenwart hinaus auf zukünftige Akte voraus weisen. Traditionelle, konventionelle Bedeutungen sind also auf ihre Wiederholbarkeit angewiesen. Sie bestehen nicht einfach von sich aus, sondern müssen, um zu bestehen, immer wieder zitiert werden. Dabei kann es sich aber nie lediglich um eine bloße Reproduktion handeln, denn Zitieren ist immer ein Re-zitieren. Wiederholung muss somit nicht Tradierung bedeuten, sondern begründet gleichzeitig die Möglichkeit von Verschiebungen. Butler greift die Logik der Iterierbarkeit bei Derrida auf. Derrida (2001, S. 24) verweist auf die Bedeutung von „*iter*“ im Sanskrit: „*iter*, nochmals, kommt von *itara*, *anders* im Sanskrit, und alles Folgende kann als Ausbeutung dieser Logik gelesen werden, die die Wiederholung mit der Andersheit verknüpft“. Es geht nicht darum, Bedeutungen neu zu erzeugen, sondern indem wir sie übernehmen, interpretieren wir sie um und stellen sie in andere Kontexte. Durch die Dekontextualisierung, sprich die Möglichkeit andere Kontexte heranzuziehen, leitet sich nach Derridas Logik der Iterabilität die Kraft performativer Äußerungen ab. So gab Marlis Pörtner der Frau, die sie bei der Supermarktkasse darauf aufmerksam gemacht hat, dass ihr etwas runter gefallen sei und dem „Gute Frau“ zugefügt hat, zur Antwort: „>Danke, gute

Frau.< Worauf sie [die Frau] – immerhin erschrickt und sich entschuldigt“ (Pörtner, 2005, S. 16). Durch die Re-Kontextualisierung der Anrede „Gute Frau“ konnte Pörtner somit immerhin die beleidigende Wirkung dieser Anrede sichtbar machen.

Auch wenn Performativität nicht linear gesteuert werden kann, so liegt darin dennoch die Möglichkeit von Handlungsfähigkeit durch Re-Signifikation verborgen. Miriam Haller (2005) greift in ihrer literarischen Topologie des Alter(n)s¹⁵ Butlers subversive Möglichkeit der Hyperaffirmation auf, was bedeutet, dass über das überhöhte Zitieren der Norm der Imitationscharakter der Norm offen gelegt werden kann. Haller deutet den Topoi des Altersspotts aus der Perspektive von Alter und Geschlecht als performative Resignifikation, da mit „jenen Schreibweisen des Grotesken und Ironischen, die mit Hilfe von Hyperaffirmation und Dynamisierung von Bedeutung in selbstreflexiver Wendung ihren eigenen Konstrukt- bzw. Inszenierungscharakter spiegeln“ (Haller, 2005, S. 61). Als Beispiel einer resignifizierenden Verwendung von Topoi des Altersspotts, in welcher ein gesellschaftlicher Normbruch beschrieben wird, zieht Haller Bertolt Brechts in den 1920er Jahren handelnde Kurzgeschichte „Die unwürdige Greisin“ (1990) heran. Dabei handelt es sich um eine zweiundsiebzigjährige Frau, die in den letzten zwei Jahren ihres Lebens, nach dem Tod ihres Mannes, ihr Dasein nicht mehr wie früher in den Dienst der Familie stellte, sondern ihre eigenen Wege ging. Dies wurde besonders von dem Sohn, der in derselben Stadt wie sie wohnte, als „unwürdige Aufführung“ beschrieben. Anstatt in regen Kontakt mit ihrer Familie zu sein, hielt sie eine eher lose Verbindung mit der Familie aufrecht. Sie ging ins Kino, obwohl eigentlich nur Halbwüchsige oder des Dunkels wegen Liebespaare sich dort hinbegaben. Sie ging nicht zu Kaffeegesellschaften, sondern besuchte häufig die Werkstatt eines Flickschusters, wo sie in Gesellschaft mit nicht besonders respektablen Existenzen war. Sie aß jeden zweiten Tag im Gasthof, obwohl sie Zeit ihres Lebens für viele Menschen gekocht hatte und immer nur die Reste aufgegessen hatte. Sie fährt zu einem Pferderennen und sie leistet sich zu allen

¹⁵ Laut Haller (2005, S. 46) lassen sich entlang der Literaturgeschichte die Topoi des Alterslobs, der Altersklage und des Altersspott unterscheiden, innerhalb derer kulturelle Normierungen von altersgemäßen Verhaltensweisen ausagiert werden.

Mahlzeiten ein kleines Glas billigen Rotwein. „Es sind keine konstativen Aussagen, die die Missgunst ihrer Familie erregen – verweigert die Alte doch jeden erklärenden Kommentar -, sondern ihr Bruch mit einer normativ geregelten Performanz des Alters“ (Haller, 2005, S. 48). Die *Unwürde* der Greisin ist darin begründet, dass sie beansprucht, was gesellschaftlich Jüngeren und Männern zuerkannt wird. Der Greisin wird, zwar in ironischer Wendung, aber doch implizit unterstellt, sie sei verschwenderisch, ungezügelt, neugierig und trunksüchtig, weil sie sich der normativen Rollenzuweisungen verweigert und lebt, wie es für Junge und Männer in Ordnung gewesen wäre. Ihr Schachzug, ihre Macht des Handelns äußert sich v.a. darin, dass sie sich nicht erklärt. Indem sie einfach handelt und dies nicht begründet, anerkennt sie die bestehenden Normen nicht, auch wenn sie sich dagegen verhält. Sie erklärt sich nicht wie eine Migrantin. Wenn sie ihr Verhalten als erklärungs-würdig betrachtet hätte, wäre das ein Zugeständnis ihrer Fremdheit und Unwürdigkeit gewesen. Sie tat es nicht und hat sich somit einen gewissen Freiraum erobert. In den 1920er Jahren war es einigermaßen klar, wie sich eine alte Frau zu verhalten hatte. Niemand hätte von ihr erwartet, dass sie sich erklären müsse, wenn ihr Verhalten den Erwartungen entsprochen hätte. Heute müssen sich Alte tendenziell erklären, egal wie sie sich verhalten. Die unwürdige Greisin hätte einen Ort gehabt, wenn sie ihn anerkannt hätte, auch wenn es paradoxerweise so etwas wie ein Nichtort gewesen wäre, ein nicht markierter Ort. Es wäre der Ort der Nichtjungen und Nichtmänner gewesen, der Anderen also. In Erscheinung trat die Greisin erst, als sie die Markierung überschritten hatte. Das Altern heute hingegen ist von einer eigentümlichen Ortslosigkeit gekennzeichnet, die sich nicht mit dem Nichtort bzw. unmarkierten Ort gleichsetzen lässt. Die Position der Alten ist ungewisser denn je. Die Alten müssen sich erklären, auch wenn weibliches Rotweintrinken nicht sofort mit Trunksucht in Verbindung gebracht wird und Kinobesuche alter Menschen durchaus auch positiv konnotiert sein können. Es ist vielmehr so, dass sie sich erklären müssen, wenn sie Rotwein trinken und wenn sie keinen Rotwein trinken, wenn sie ins Kino gehen und wenn sie nicht ins Kino gehen, wenn sie ein aktives Sexualleben haben oder wenn sie kein aktives Sexualleben haben. Sie sind wie die sogenannte zweite Generation von EinwanderInnen überall Fremde. Dabei soll nicht jener alten Heimat nachgeweint werden, in der die

unwürdige Greisin zu Würde innerhalb der normativen Grenzen des Nichtortes hätte gelangen können. Die Frage ist nur, welche Subjektpositionen stehen den Alten heute offen? Angesichts der Rede von den jungen, erfolgreichen und produktiven Alten, müssen sich jene Alten erklären, die nicht mehr so agil sind. Verhalten die Alten sich aber wiederum sehr aktiv, dann muss auch dies begründet werden, um nicht Ziel von Spott und Neid zu werden. Wahrscheinlich hat diese Ortslosigkeit des Alters, dieses Infragestellen der Subjektposition im Alter, damit zu tun, dass sich die Alten in unserer Gesellschaft derzeit in einer Situation „funktionsloser Unterbestimmung“ (Meyer-Wolters, 2004, S. 96) befinden. Meyer-Wolters (2004, S. 96) findet es deshalb angeraten, „dass die Alten das Zeitfenster funktionsloser Unterbestimmung nutzen, um ihren Platz, ihre Rolle, ihre Aufgabe als Alte in der Gesellschaft in freier Entscheidung selbst zu bestimmen“. In dieser Situation könnte die „unwürdige Greisin“ ein Vorbild abgeben - handeln, ohne sich zu erklären. Dies könnte Zwischenmöglichkeiten eröffnen, in denen autonomere Positionierungen möglich wären. Doch was könnte „autonomer“ bzw. „selbst bestimmen“ bedeuten, nachdem das alte Subjekt, folgt man den performativen Denkwegen, verstrickter und verworrener den je in der Sprache verfangen zu sein scheint? „Autonomie im Sprechen ist, soweit sie existiert, durch eine radikale und ursprüngliche Abhängigkeit von der Sprache bedingt, deren Geschichtlichkeit die Geschichte des sprechenden Subjekts in alle Richtungen übersteigt“ (Butler, 1998, S. 47). Und doch gibt es trotz dieser Verstrickungen Formen von Handlungsmacht. Inwiefern diese subversiven Möglichkeiten mit Autonomie zusammenhängen (müssen), wird Gegenstand der weiteren Ausführungen sein.

2.3 Illusionäre Autonomie

Es ist heute schwierig, Selbstbestimmung so zu denken, dass sie nicht einem autonomen Subjekt entstammt.

Käte Meyer-Drawe (2001): Selbstbestimmung angesichts des anderen

Individualität und Autonomie sind (...) „kontrafaktische“ Ideen, die auf keine Wirklichkeit, sondern nur auf Möglichkeiten verweisen (...), auf Hoffnungen einer Gattung, die sich noch nicht aufgegeben hat.

Klaus Mollenhauer (2000): Fiktionen von Individualität und Autonomie. Bildungstheoretische Belehrungen durch Kunst

Wenn also im Zusammenhang mit Alter(n) immer wieder Autonomie als erhaltenswertes oder erstrebenswertes Ziel genannt wird, so stellt sich die Frage, was angesichts der gesellschaftlichen Verflochtenheit darunter (noch) verstanden werden kann? Wie kann der alte Mensch als Subjekt seine Position in der Gesellschaft selbst bestimmen, wenn er über die Positionen, die ein Subjekt konstituieren, nicht einfach verfügen kann? Es kann zwar zwischen Positionen mehr oder weniger wählen, aber das „>Ich<“, das zwischen den Positionen auswählt, ist immer schon durch sie konstituiert. (...). Kein Subjekt ist sein eigener Ausgangspunkt“ (Butler, 1993, S. 40f). Alfred Schäfer (2005) spricht von einer „Logik der Nachträglichkeit“, die dem Versuch, seine Identität selbst zu bestimmen, inne liegt. „Nachträglichkeit bedeutet, dass man über die eigene Identität, über das, was man jenseits sozial definierter Positionen ist, nur sehr begrenzt verfügen kann, weil man nicht über alle Bestimmungsgründe des eigenen Selbst, über das, was den Menschen zu etwas veranlasst, Bescheid weiß“ (Schäfer, 2005, S. 40f). Das Verstehen von sich selbst und von der Welt bleibt, wie auch schon bei der Thematisierung von Performativität deutlich wurde, eingebunden in eine Sprache, die uneinholbar vorausgesetzt ist.

Doch folgt man dem Menschenbild der Neuzeit, so stößt man auf ein Selbstverständnis, das völlig konträr zu dieser Logik der Nachträglichkeit ist. Der Mensch steht als Subjekt im Zentrum und wird als Grundprinzip alles Seienden gedacht. Das „Glaubensbekenntnis der Aufklärung“, so Schäfer

(2005, S. 41), bestand darin, dass jede/r Einzelne einen letzten Grund in sich selbst zu finden hatte. Das Bekenntnis galt nicht einer Nachträglichkeit, sondern der Ursprünglichkeit des Menschen. Eine Erfindung der frühen Neuzeit war der „natürliche“ Mensch, dem ein Standpunkt jenseits der Gesellschaft zugestanden wurde. Dieses Ideal der Natürlichkeit ist von Jean-Jacques Rousseau prominent vertreten worden. Immanuel Kant war es, der die Möglichkeit der Autonomie im Besonderen hervorgehoben hat. Dabei geht es nicht nur um die Möglichkeit der Erfassung seiner selbst unabhängig vom Sozialen, sondern v.a. darum, dass wir auf der Grundlage der Vernunft, uns selbst bestimmen können. Mit Autonomie ist bei Kant gemeint, dass wir dank unserer Vernunft zu eigenen Einsichten jenseits sozialer Fremdbestimmung in der Lage sind. Das soll uns außerdem dazu befähigen, uns selbst verbindliche Regeln für unser Handeln zu geben. Wenn soziale Regeln als sinnvoll erachtet werden und sich an diesen im eigenen Handeln auch orientiert werden, so ist das nur dann legitim, sofern die Regeln auch geprüft wurden. Regelbefolgung hat selbst bestimmt, als eigene Entscheidung zu erfolgen (Schäfer, 2005, S. 41ff).¹⁶

Selbstbestimmung statt Bestimmung durch Andere war somit das Motto, das auch politisch zu verstehen war. In diesem Sinne war Autonomie zu Beginn der Aufklärung ein oppositioneller Begriff, der sich kritisch als Gegenkonzept gegen Zwangsmechanismen wandte. Das war die Geburtsstunde der Möglichkeit und Bestimmung des Menschen, „sich als Vernunftwesen gegen jede Bevormundung zu wehren und so das Wagnis der Mündigkeit einzugehen“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 8). Das war auch ein entscheidender Moment in der Geschichte der modernen Pädagogik, denn die Herausforderung bestand nun darin, dass dieser mündige Bürger durch Erziehung erst erzeugt werden musste. Autonomie als Zielvorstellung von Bildung und Erziehung war an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert nicht völlig neu. So sprach bereits Pico della Mirandola im 15. Jahrhundert von Selbstbestimmung. Im Vergleich zum Renaissancehumanismus war jedoch die Radikalität der Aufklärung neu, mit

¹⁶ An dieser Stelle sei noch angemerkt, ohne bis ins Detail darauf eingehen zu können, dass bei Kant unter Autonomie eine moralische Autonomie zu verstehen ist, deren Prinzip der kategorische Imperativ ist. Den Menschen als Zweck und niemals als Mittel zu begreifen, anerkennt die Autonomie des Anderen. Wenn die *Maxime* meines Handelns jederzeit Prinzip allgemeiner Gesetzgebung sein kann, so wird die eigene Autonomie immer schon im Hinblick auf den Anderen betrachtet.

der die Freiheit von jeglichen Bedingungen konzipiert wurde (Meyer-Drawe, 2001). Bindende Normen und Werte wurden nicht einfach mehr naturgegeben hingenommen, sondern einer Prüfung ihrer Gültigkeit unterzogen. Eine dem Subjekt vorgängige Ordnung, die die Menschen an ihren Geburtsstand und an religiöse Verhaltensregeln band, reichte als Legitimation nicht länger aus. „Letzte Begründungsinstanz ist seit dem Ende der theologischen und metaphysischen Heilsgewissheiten das Individuum und seine moralische Autonomie“ (Zirfas, 2004, S. 153). Diese Entwicklung hin zur Selbstbestimmung deutet Meyer-Drawe (2001, S. 9) vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungen auch als Protest. Zu Beginn der Moderne war Selbstbestimmung gegen jede Form der Fremdbestimmung gerichtet. Die Französische Revolution hat diesem Aufbegehren gegen ungerechte Herrschaftsverhältnisse sehr deutlich Ausdruck verliehen. Umgelegt auf das Thema der Autonomie von alten Menschen heute, stellt sich die Frage, wie das Konzept der Autonomie genützt werden könnte, um gegen nicht zufrieden stellende Subjektpositionierungen zu protestieren und um sich eigene Positionen zu erobern. Bedarf es dazu ebenfalls einer Revolution oder, etwas gemäßigter gesprochen, einer sozialen Bewegung? Der Ruf nach Autonomie und die Klagelieder ungerechter Machtverhältnisse ertönen v.a. dann, wenn die Position einer bestimmten Personengruppe gefährdet ist bzw. Beziehungen innerhalb von Gesellschaftsverhältnissen sich unter geänderten Vorzeichen als Herrschaftsverhältnisse entpuppen. Für Letzteres stellten beispielsweise die 1. und 2. Frauenbewegung einen geschichtlich deutlich sichtbaren Beleg dar. Doch bevor den historischen Beispielen folgend, die Möglichkeiten der Revolte oder autonomen Altenbewegung vorschnell ergriffen werden, soll der Entwicklung der autonomen Subjektkonzeption weiter nachgegangen werden.

Der bürgerlichen Gesellschaft ist im Verlauf ihrer Geschichte die oppositionelle Kraft des Anspruchs auf Autonomie und dessen provokativer Charakter abhanden gekommen. Das bedeutet nun nicht, dass die Selbstbestimmungsmöglichkeiten in einem befriedigenden Maße angestiegen sind, sondern dass die heteronomen Bestimmungen immer subtiler und unsichtbarer geworden sind (Meyer-Drawe, 2000a, S. 8) und Menschen mitunter gerade dort, wo sie das Gefühl haben, autonom zu agieren, sich machtvollen Praktiken unterwerfen. Auch der Blick zurück auf die letzten zwei

Jahrhunderte bringt den Optimismus und das Vertrauen auf die Vernunft ins Wanken. Die naturwissenschaftlichen Errungenschaften und technischen Entwicklungen haben von einer ökologischen Perspektive her gesehen zu einer Unterwerfung und Ausbeutung der Natur im Namen rationalen Denkens geführt. Zwei Weltkriege, der Holocaust, der Stalinismus und die tagtägliche mediale Konfrontation mit weltweiter Gewalt lassen die erhoffte Fortschrittsgeschichte letztlich nur noch als „Pathogenese der modernen Vernunft“ (Meyer-Drawe, 2001, S. 10) erscheinen. „Galten ehemals die Hoffnungen einer Vernunft und einem Verstand, welche den Weg zu Unabhängigkeit von undurchschaute[n] Verhältnissen wiesen, so wird heute auch der Verdacht gehegt, dass diese Vernunft und dieser Verstand selbst imperiale Züge tragen, weil sie alles ihrem Gebot unterwerfen und verlernt haben, die Stimme des Unterworfenen zu hören“ (Meyer-Drawe, 2001, S. 10).

Die Vorgängigkeit der Sprache, die notwendige Nachträglichkeit der Identitäts(selbst)bestimmung, die nur unzureichend identifizierbaren heteronomen Bestimmungen, die es schwer bis unmöglich machen, ein autonomes Subjekt in Opposition zu stellen und auch die destruktive Seite des Konzepts einer von Vernunft getragenen Selbstbestimmung machen es zunehmend schwieriger unbedarft von Autonomie im Alter zu sprechen. Inwiefern ist es (noch) sinnvoll, ein autonomes Leben für alte Menschen einzufordern? Die Subjektposition im Alter ist ungewiss, gefährdet, in Frage gestellt. Ist aber ein Konzept von Autonomie angebracht bzw. notwendig, um diese Subjektposition in eine befriedigende Richtung zu bringen und in Bewegung zu halten oder stellt ein Konzept von Autonomie nicht vielmehr Subjektpositionen gewaltvoll still, indem es das Subjekt in einer Abwehrhaltung den heteronomen Einflüssen gegenüber gefangen hält, anstatt es sich freier bewegen zu lassen? Das autonome Subjekt wurde zu einer Abwehr- und Verteidigungsposition, was sich damit erklären lässt, dass „das Selbst zu groß geschrieben“ (Meyer-Drawe, 2001, S. 10) wurde und vergessen worden ist, „dass diese Selbstbestimmung keinen Wert an sich bedeutet, sondern dass sie nur zu begreifen ist als eine spezifische Beziehung zu den Verhältnissen, in denen sich das Selbst bestimmt“ (Meyer-Drawe, 2001, S. 10). Das Unterworfensein des Selbst in seiner (Selbst)Bestimmung unter unterschiedlichen Einflüssen wurde zwar praktisch nach wie vor erfahren,

jedoch in vielen theoretischen Konzeptionen moderner Subjektivität zugunsten einer Heroisierung der Ich-Stärke vernachlässigt. Obwohl Kant viel zu dieser prominenten Stellung des Subjekts beigetragen hat, so hat er aber gleichzeitig auch die Doppeldeutigkeit des Subjekts herausgearbeitet: das Ich als Subjekt und das Ich als Objekt. Denn das Subjekt, das sich seiner bewusst ist, enthält gleichsam ein zweifaches Ich, jenes das sich betrachtet und jenes, das betrachtet wird. Infolgedessen spaltet Kant das Subjekt in ein transzendentes und in ein empirisches. Autonomie wird damit zu einem zwiespältigen Unternehmen, das nur dann Selbstgesetzgebung bedeutet, wenn sich der Wille den über die Vernunft selbst gegebenen Gesetzen unterwirft. Aber indem die Vernunft Erkenntnis sich aus sich selbst heraus ohne fremde Bestimmungen aufklären möchte, stößt auch sie letztlich an ihre Grenzen. So wie die Erfahrung nicht an das Ding an sich herankommt, so kann sich das Ich auch nicht als intelligibles erkennen (Meyer-Drawe, 1996, S. 85f). „Es weiß von sich nur in der Differenz von sich als Subjekt und Objekt des Bewusstseins. (...). Das Ich maskiert die versagte Einheit, indem es sie stets voraussetzt, aber niemals an sie gelangt. Die Sehnsucht nach Selbstbestimmung, die unabhängig von allen äußeren Bestimmungen sein sollte, ist unerfüllbar, weil sich im Binnenraum des Ich das Wechselspiel von empirischen und transzendentalen Bedingungen wiederholt“ (Meyer-Drawe, 1996, S. 87).

Die Doppeldeutigkeit des Subjekts, auch wenn immer wieder versucht wurde sie zu negieren oder ihr (in die Transzendenz flüchtend) auszuweichen, scheint unhintergebar. Wenn von Autonomie bzw. Selbstbestimmung gesprochen wird, geht es vor allem darum, wie mit dieser Doppeldeutigkeit des Subjektseins, dieser Differenz des Ichs als Bestimmende/r und des Ichs als Bestimmte/r, umgegangen wird. Es ist eine Differenz (Souverän/Untertan), die durch das Subjekt hindurchgeht, „wobei dieses Differieren die Subjektivität des Subjekts bestimmt, nämlich als Differenz der Masken, in denen sich das intelligible Subjekt zeigt, ohne doch erkennbar zu sein“ (Meyer-Drawe, 1996, S. 88). Völlige Autonomie und Transparenz sich selbst gegenüber ist so gesehen anthropologisch nicht möglich, wobei diese Erkenntnis nicht darin münden soll, autonome Möglichkeiten deshalb einfach abzuschreiben. Meyer-Drawe (2000) spricht sich für einen praktischen Sinn von Autonomie aus - für eine „Illusion von Autonomie“. Autonomie als Chiffre für eine humane Gesellschaft ist aus

ihrer Sicht trotz Uneindeutigkeit unverzichtbar. Mit ihr wird gegen reale Fremdbestimmung protestiert, deren vollständige Beseitigung bleibt gleichwohl aussichtslos. Die Gefahr der Abwahl autonomer Möglichkeiten wiederum besteht darin, dass die Realität in eine Hyperrealität umzuschlagen droht. Die eigene Handlungsfähigkeit, sei sie auch noch so begrenzt, erscheine somit als sinnlos. Die autonomen Möglichkeiten nach dem Tod des Subjekts zu begraben entspräche ebenso wenig der Doppeldeutigkeit des Subjektsseins wie eine Stilisierung zum Souverän. Wenn also von Autonomie im Alter gesprochen wird, so sind wir herausgefordert, „autonome Möglichkeiten des Subjekts zu begreifen, ohne sie transmundan zu übersteigen oder resignativ abzuschreiben“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 41). Das Subjekt als bloße/r AkteurIn verkennt die Verwobenheit mit seiner Umgebung und die Abhängigkeit von realen Machtverhältnissen. Dennoch ist menschliches Handeln niemals völlig determiniert und sich lediglich als FunktionärIn oder Marionette auszulegen würde bedeuten, keinen symbolischen Ort für Autonomie zu haben. Für das Auffinden symbolischer Orte der Selbstbestimmung, die für die heutige Situation von alten Menschen so dringlich erscheint, ist aber gerade diese illusionäre Kraft von Autonomie von besonderer Bedeutung. „Die Illusion von Autonomie kann als Illusion begriffen werden und gerade deshalb maßgebliche Kraft entfalten, weil sie sich kritisch gegen reale Verstrickungen wendet. (...). Dieser Glaube, diese *illusio*, ist eine Realität eigener Art, die geeignet ist, die Notwendigkeit des Alltäglichen zu übersteigen, ohne sie zu vergessen“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 12). Wird diese Illusion von Autonomie nicht wahrgenommen, wird die Position als AkteurIn verleugnet und sich der sozialen Verantwortung entzogen. Verantwortung ist nicht an eine ursprüngliche autonome Subjektivität gebunden. Das wird auch bei Butlers Performativitätsverständnis deutlich. Auch wenn wir als sprachliche Wesen eingebunden sind in eine uns vorgängige Sprache, die eine radikale Autonomie sogleich unmöglich macht, so sind wir verantwortlich dafür, eine bestimmte Form des Sprechens zu wiederholen und somit zu aktualisieren bzw. diese in ihrer Wiederholung (subversiv) zu verschieben. Die Verantwortung besteht nicht darin, die Sprache neu zu erfinden, „sondern darin, mit der Erbschaft des Gebrauchs umzugehen“ (Butler, 1998, S. 46). Es gibt also diesen flüchtigen Moment, den es zu erkennen gilt, um autonome Möglichkeiten auszuloten, ohne absoluter Souverän zu sein und

dieser flüchtige Moment stellt auch einen Ort der Verantwortung dar. Es geht gemäß Butler um eine Ethik des Gebrauchs von Sprache und die dadurch bedingten Subjektpositionen. Alte Menschen dürfen somit nicht als bloße Opfer einer Gesellschaft, die negativ konnotierte Bedeutungen über sie streut, begriffen werden. Dabei soll aber die hegemoniale Macht von Diskursen, welche die Subjektpositionen der Alten begrenzen, nicht bagatellisiert werden. Es gilt die Spannung zwischen den Extremen der Existenz in der Auseinandersetzung mit Autonomie im Alter auszuhalten, ohne den alten Menschen als bloß frei oder als ausschließlich unterdrückt zu verkennen.

2.4 Formation und Ausschluss

In bestimmtem Sinne konstituiert sich das Subjekt durch einen Prozeß der Ausschließung und Differenzierung, möglicherweise auch der Verdrängung, der in der Folge durch den Effekt der Autonomie verschleiert und verdeckt wird.

Judith Butler (1993, S. 44): Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“

Kein substanzieller, essentialistischer Kern ist der Ausgangspunkt des autonomen alten geschlechtlichen Subjekts. Weder kann die Autonomie des Menschen als anthropologische Konstante universal gelten, noch kann von *dem* alten Menschen, *der* Frau bzw. *dem* Mann ausgegangen werden. Alter und Geschlecht erweisen sich vielmehr als performative Akte. Folgt man der Etymologie des Stammwortes von performance und Performativität, so führt das zu der Einsicht, dass darin das lateinische Wort „forma“ steckt, das Form, Gestalt, Figur, Beschaffenheit, Charakter oder auch Bild bedeutet. „Formare“ heißt gestalten, bilden, darstellen, verfertigen. *Formatio* bedeutet dementsprechend Gestaltung (Wulf, Göhlich & Zirfas, 2001, S. 10). Das jeweilige Subjekt, verstanden als performativer Akt ist nicht Instanz souveräner Selbstbestimmung, sondern eine Formation, eine Gestaltung, die durch Erfahrungen, Diskurse, symbolische Ordnungen, Praktiken und Institutionen

erst konstituiert wird und weder in Kategorien von Autonomie noch von Determinismus aufgeht (Ehrenspeck, 2001, S. 29). Das Subjekt, als Formation begriffen, weist auf seine Prozesshaftigkeit und Unabgeschlossenheit hin. Dieser offenen, beweglichen und somit auch instabilen Subjektivität wurde im Anschluss an postmoderne bzw. poststrukturalistische Debatten oft vorschnell Handlungsfähigkeit abgesprochen. Es wurde nur mehr berücksichtigt, dass sie als niemand agieren, dass sie auch als jemand handeln, fand keine Berücksichtigung mehr. Diese Sichtweise ist lediglich die andere Seite der Medaille und berücksichtigt genauso wenig die Doppeldeutigkeit des Subjekts wie eine Stilisierung des autonomen Subjektes zum Souverän, wie das im Laufe der Moderne geschehen ist.

Im modernen Denken geriet die Doppeldeutigkeit des Subjektseins in zunehmende Vergessenheit, sodass unter einem autonomen Subjekt lediglich die souveräne Seite zum Vorschein kam, während die Seite der notwendigen Unterwerfung, als Antagonist, abgewehrt werden musste. „Selbstbestimmung als bloße Bestimmung des Selbst durch sich selbst bedeutet in diesem Sinne eine verhängnisvolle Fehldeutung, die nicht beachtet, dass menschliche Möglichkeiten im Geflecht von Freiheit *und* Gewalt, von Selbstbestimmung *und* Unterdrückung wurzeln und nicht an einem Ort aufzusuchen sind, der zwar makellos, aber unerreichbar ist“ (Meyer-Drawe, 2001, S. 19). Diese Sehnsucht nach Makellosigkeit des autonomen Subjekts verdeckt, dass es sich bei den heteronomen Bestimmungen nicht einfach um die andere Seite des Subjektseins handelt, sondern stellt diese andere Seite als Widersacher dar, den es zu vermeiden, zu bekämpfen und zu exilieren gilt. Der moderne Mensch unterwirft sich einem „Reinheitszwang, der alle seine Kräfte an die penible Aufrechterhaltung eines aseptischen, unvermischten Eigentlichen bindet“ (Gronemeyer, 2000, S. 141). Gereinigt von allen Rückständen der Mythen, des (Aber)Glaubens und der Unvernunft erstrahlt der moderne autonome Vernunftmensch in aller Glätte. Die Zacken, Buchten und anderen Unebenheiten unserer heteronomen Bestimmungen, die ein vielschichtigeres Lichtspiel anstelle makellosen Glanzes bewirkt hätten, sind bei der Herausbildung eines rationalistischen Subjektverständnisses als andere Seite des Subjekts zum Verschwinden gebracht worden. So hat Rousseau am Beginn der Aufklärung in seiner Erziehungstheorie das männliche Subjekt mit

Autonomie, Aktivität, Rationalität und Leistungsorientierung erstrahlen lassen, während die andere Seite (Unterordnung, Passivität, Emotionalität) der Frau zugesprochen wurde (Strotmann, 1999, S. 120). Das autonome Subjekt dieser Zeit war eine männliche Formation, in der die Doppeldeutigkeit des Subjektseins abgewehrt und das Störende dem anderen Geschlecht zugeordnet wurde.

Unter dem Reinheitsdiktat kam und kommt es bei der Bildung des autonomen Subjekts immer wieder zu Ausschlüssen. Formation und Ausschluss bedingen einander, dies zeigt uns der Werdegang des autonomen Subjekts. Laut Nausikaa Schirilla (2003, S. 261) kann die Frage nach dem Subjekt und nach der Autonomie des Subjekts in dieser Gesellschaft mit seiner spezifischen Geschichte nicht gestellt werden, ohne die Frage zu stellen, wer bei der Konstruktion des autonomen Subjekts wiederum ausgeschlossen wird. Bei der Konstituierung der autonomen Subjekte werden zugleich die nichtautonomen Anderen mitkonstituiert. Schirilla setzt sich mit dieser Grundstruktur aus einer postkolonialen, interkulturellen und feministischen Perspektive auseinander. Sie verfolgt Diskussionen innerhalb der Frauenforschung, anhand derer sie zu dem Schluss kommt, dass um den Preis der eigenen Autonomie ausgeschlossen wird. Schirilla gibt als Beispiel die Debatten, die sich um Frauen in islamisch geprägten Ländern drehen, an. Dabei wird folgendes Bild von diesen Frauen immer wieder entworfen: „Die Andere ist hilflos, abhängig, unterdrückt. Sie kann sich nicht artikulieren und ihr Leben nicht selbst gestalten. Ihre Abhängigkeit vom Mann, das Verwiesensein auf die Gemeinschaft der anderen Frauen (...), die Mutterschaft und Religion hindern die daran, Subjekt zu werden“ (Schirilla, 2003, S. 263). Schirilla (2003, S. 262) vertritt jedoch die Ansicht, dass die Konstruktionen der Anderen, in diesem Fall die islamischen Frauen, viel mehr etwas über die konstruierenden Subjekte aussagen als über die so genannten Anderen selbst. Sie geben Hinweise über das vom Subjekt Ausgeschlossene oder das Ambivalente. Ohne an dieser Stelle auf die genauen Argumente dieser Debatte eingehen zu können, soll dieses Beispiel zeigen, dass, auch wenn sie das Schicksal, als anderes Geschlecht wahrgenommen zu werden, selbst erfahren und in besonderer Weise reflektiert haben, selbst westliche Feministinnen nicht ohne diese Ausschlüsse auskommen. Um emanzipiert und autonom zu werden, werden wiederum die anderen Frauen („dritte Welt“,

islamische Frauen) zu nicht-autonomen degradiert, da die Ansicht, dass Mutterschaft und Ehe per se eine patriarchale Kontrolle über den weiblichen Körper darstellt, nicht im selben Maße von allen Frauen geteilt wird. Mutterschaft, Ehe und Sexualität erweisen sich als Ausschlusspraktiken, die auf das ambivalente Verhältnis zu ihrer Körperlichkeit verweisen.

So wie die Forderung nach Autonomie eine zentrale Stellung in der zweiten Frauenbewegung eingenommen hat, so wird der Ruf nach Autonomie auch für alte Menschen immer lauter. Dieser Ruf ist nur aus einer gefährdeten Position heraus notwendig, eben dann, wenn diese Autonomie als nicht selbstverständlich erscheint. Im Umgang mit Frauen und Alten in unserer Gesellschaft fällt die strukturelle Ähnlichkeit auf, dass sie als anders gelten und somit nicht die Norm darstellen. Die Konstruktion von Andersheit bzw. Fremdheit geht dabei einher mit der Aberkennung deren Autonomie. Wie bereits ausgeführt, gibt es in unserer Gesellschaft eine Tendenz, die Alte zunehmend zu MigrantInnen innerhalb einer hegemonialen Jugendkultur machen, in der eine sichere Verortung innerhalb des Normalen nicht selbstverständlich ist und das Altsein als Anderssein tituiert wird. Aktuelle Altersleitbilder sprechen sich jedoch für ein aktives, junges, produktives und erfolgreiches Altern aus und können somit als Versuche angesehen werden, das Alter auf der Seite der geltenden Normalität zu verorten. Diese scheinbare Aufwertung des Alters durch die Zuschreibung von Aktivität, Produktivität, Jugendlichkeit und Erfolg thematisiert implizit jedoch auch den anderen Pol, nämlich Passivität, Unproduktivität, Hochaltrigkeit und Nichterfolg und wertet diesen somit in ihrer Negation wiederum ab (Brinkmann, 2006; Karl, 2006; Pichler, 2007a, 2007b; Schroeter 2002). Diese andere Seite wird mittels der Propagierung der gesellschaftlich anerkannten Wertigkeiten ausgeschlossen und die Absicht der Aufwertung des Alters führt vielmehr zu einer Spaltung und Polarisierung der Alten in die produktiven und jungen Alten versus die passiven und alten Alten. Wird das Alter mit Attributen der Jugendlichkeit versehen, so bleibt die Abwertung und Fremdheit des Alters nach wie vor bestehen. Das Fremde des Alters wird auf die Hochaltrigkeit verschoben und von den aktuellen Leitbildern des Alters ausgeschlossen. Malte Brinkmann (2006) bezeichnet diese Leitbilder als Optimierungsdiskurs und als künstliche Konstruktion eines jungen und alten Alters, indem das Andere und Fremde des Alters, das Nicht-

Beherrschbare und Widerständige ausgeschlossen wird. Dieser nicht gänzlich kontrollierbare Aspekt des Alters macht sich v.a. über den Körper bemerkbar. Auch hier zeigt sich eine Parallele zum Frauenleben. Frausein und Altsein wird über den Körper definiert. Symbolisch hat die patriarchale Gesellschaft das Animalische, Unkontrollierbare und Körperliche der Frau zugeordnet (Hoppe, 1996). Auch der alte Körper wird zur unkontrollierbaren Bedrohung. Er markiert die Grenze und das Schicksal in unserem Leben. Gerade dieser Körper, vor dem es kein Entkommen gibt, stellt einen Widersacher innerhalb einer rationalistischen autonomen Subjektformation dar, den es trotz seiner ständigen Gegenwärtigkeit dennoch auszuschließen gilt. Brinkmann (2006) konstatiert gerade in der Rede vom jungen und erfolgreichen Alter, die sich im psychogerontologischen Diskurs durchgesetzt hat, eine unkritische Reproduktion eines fragwürdig gewordenen aufklärerisch-humanistischen Menschenbildes vom autonomen, vernünftigen und selbsttätigen Subjekt. Es handelt sich um einen technologischen Optimierungsdiskurs, der den alten Körper als fremden Störenfried ausschließt.

Bei den positiven Altersbildern fällt auf, dass sie ein ambivalentes Verhältnis zum Körper aufweisen. Seit der Antike gibt es den Topos, in dem die Lebensphase des Alters immer wieder als Wunschbild entworfen wird. Es handelt sich dabei um den weisen alten Mann, der eine philosophische Haltung einnimmt. Dieser Topos hat mit den aktuellen Leitbildern gemein, dass die philosophische Haltung, die dem Alter Würde verleiht, die Negation des Körpers ebenfalls voraussetzt. Es ist der autonome Geist, der im Alter erst richtig erstrahlen kann, da die körperlichen Triebe nun zunehmend unwichtiger werden (Schlaffer, 2003). Die scheinbar so positiven Altersbilder korrespondieren mit einem rationalistischen Subjektverständnis, das keinen Platz für Körperlichkeit bereithält. „Vom Standpunkt transzendentaler Subjektivität ist der Geist das alleinige Sinnkonstituierende“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 52) und der Körper das Objekt. Meyer-Drawe (2000, S. 52ff) übt Kritik an diesem über Jahrhunderte hinweg wirkmächtig gewordenen Subjektivitätsverständnis und schließt dabei an Merleau-Pontys Phänomenologie der Leiblichkeit und Adornos Kritik des Identitätsdenkens an. Sie zeigt auf, dass es bei der Kritik am vernünftigen Subjekt nicht darum geht, auf Vernunft und Rationalität zu verzichten, sondern Rationalität im Sinne eines erweiterten Vernunftfeldes zu verstehen. Das

bedeutet, dass die Vermitteltheit von Subjektivität und Objektivität nicht nur die reine Leistung des Subjekts ist. „Der Primat der aktiven Erkenntnistätigkeit aufgrund einer spontanen Sinnstiftung ist gebrochen durch eine Passivität, die darauf deutet, dass Sinn empfangen wird, ohne vom Geist produziert zu sein“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 53f). Subjektivität formt sich im Umgang mit Welt mit. Sie wirkt auf das Subjekt ein und steht ihm nicht lediglich zur Bearbeitung gegenüber. Auch Pierre Bourdieus Habituskonzept zeigt anschaulich, wie die Aneignung von Welt unbewusst und subtil über den Körper erfolgt und somit die geistige Kontrolle eines autonomen Subjekts unterlaufen wird. Dieses Aufzeigen der Bedeutung von Körperlichkeit und Passivität bei der Formung von Subjektivität soll nun nicht das Andere der Vernunft aufzeigen, das bei der Formation des modernen autonomen Subjektes ausgeschlossen wurde, sondern im Sinne Meyer-Drawes (2000, S. 55) ist dies eine „Wiedergewinnung unterschlagener rationaler Möglichkeiten“. Sie wehrt sich gegen den Vorwurf der Irrationalität, der für sie eine ängstliche Flucht nach vorne darstellt, „in der sich traditionale Vernunfftformen gegen ihren Machtverfall wehren. Verkannt wird (...), dass es in der Erweiterung des Vernunfttraumes um seine materialen Voraussetzungen nicht um die Rückgewinnung verlorener vorsubjektiver und vorrationaler Regionen geht, sondern um die Aufklärung rationalen Begreifens als Tätigkeit mit einer Entwicklungsgeschichte, die dazu führte, dass Erkennen vergeistigte, dass der Dingwelt nur das als wesentlich zuerkannt wurde, was in Gedanken zu überführen ist. Als Gegenstand der Erkenntnis vergeistigte auch das Subjekt, so dass schließlich die Einsamkeit der *res cogitans* hermetisch zu werden droht, wenn die Zusammengehörigkeit von Subjekt und Objekt in ihrer Materialität unsichtbar wird“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 55).

Im Topos des weisen alten Mannes gelangt die Einsamkeit des *res cogitans* zu seiner Personifizierung. Der Geist löst in langsamen Schritten seine Beziehung zum Körper auf, aber auch die Beziehungen zu seinen Mitmenschen werden zunehmend unwichtiger. Der alte weise Mann steht nicht mehr mitten im Leben, was seinen klaren Verstand durch die unterschiedlichen Einflüsse trüben würde, sondern steht der Welt gegenüber und überblickt sie. „Der alte Mann ist gleichsam von Natur aus Philosoph, er überschaut das Leben und nimmt an ihm nur noch als Beobachter, Theoretiker und Ratgeber teil. (...). Der Alte, freigestellt von aller Praxis, überschaut die Welt, als wäre sie ein Fest“

(Schlaffer, 2003, S. 37f). Die ungetrübte, durch das Alter bereinigte Möglichkeit der Entfaltung des Geistes, so verdeutlicht diese Formation von Subjektivität, ebnet den Weg hin zur Weisheit des alten Mannes. „Eine Philosophie (...), die die Idee von der Würde des Alters entwirft, setzt auf die Autonomie des Menschen, der sich selbst vervollkommnet“ (Schlaffer, 2003, S. 38f).

Für Evelyn Fox Keller (1998, S. 109ff) ist diese in unserer Kultur vorherrschende isolierte Vorstellung vom autonomen Menschen beladen mit Vorurteilen. Autonomie wird fälschlicherweise mit Abtrennung und Unabhängigkeit von anderen verwechselt. Aus einer psychologisch-feministischen Perspektive führt sie aus, dass unter Autonomie ein dynamischer Prozess im Spannungsfeld von Bezogenheit und Abgrenzung anderen Menschen gegenüber zu verstehen ist. Ein Leben in völliger Unabhängigkeit realisieren zu wollen, geht von einer statischen Vorstellung von Autonomie aus, die durch ein Bestreben nach Kontrolle und Beherrschung genährt wird. Die Setzung einer absoluten Autonomie ist ein nicht einzuholendes Phantasma und ein Konstrukt patriarchaler Prägung (Christof, Forster, Müller, Pichler et.al, 2005). Susanne Maurer (2001, S. 376) wirft in Anlehnung an Einsichten feministischer Forschung und Theoriebildung bezüglich Autonomie und sozialer Wechselseitigkeit die Frage auf, ob es nicht vielmehr um die Anerkennung gegenseitiger Abhängigkeit und um die Anerkennung des In-Beziehung-Seins geht. Stellen Wechselseitigkeit, gegenseitige Abhängigkeit und Körperlichkeit keine Antagonisten von Autonomie dar, so bleibt die Doppeldeutigkeit des Subjektseins im Geflecht von Freiheit und Gewalt, von Selbstbestimmung und Unterdrückung berücksichtigt. Unter dieser Berücksichtigung müsste dann nicht entschieden werden, ob das Subjekt autonom oder nicht-autonom ist, ob es aktiv oder passiv ist, sondern das Subjekt könnte sich formieren als „sowohl-als auch“ bzw. als ein Pendeln zwischen den Polen. „Wir wissen, dass menschliche Existenz weder nur autonom noch nur heteronom ist, und diese Einsicht ist erhellend, ohne dass wir abschließend bestimmen müssten, was diese Existenz denn positiv ist. Autonomie kann auf diesem Wege erkennbar werden als von Heteronomen durchzogen“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 11f). Dieses Denken ließe problemlos ein Sprechen über „gewährte Autonomie“ oder von einer „Autonomie in Abhängigkeit“ (Schirilla, 2003) zu, ohne sich in Widersprüche zu verstricken.

Das autonome Subjekt ist somit keine abgeschirmte, stabile und selbstidentische Einheit, sondern in Bewegung und unabgeschlossen. Seine Erscheinungsform hängt von den performativen Akten ab. In diesen kann es zu Verschiebungen und Neuformationen des Subjekts kommen, aber durch die Wirkmächtigkeit hegemonialer Diskurse auch zu Tradierungen überkommener Vorstellungen.

In weiterer Folge interessiert, wie der alte Mensch als autonomes Subjekt im sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs hergestellt wird, welche Formationen dieses annimmt und was aus diesen Formationen wiederum ausgeschlossen wird. Weiters soll es auch darum gehen, welche Subjektpositionen und Möglichkeiten einer illusionären Autonomie Sozialpädagogik bereithält bzw. bereithalten könnte.

3 Sozialpädagogische Formationen vom alten und autonomen Menschen

3.1 Biografisierung¹⁷

Not too many years ago, there was a ready-made way to be old, just as there was a ready-made way to be young. Neither obtains any longer. A great fight about the permissible took place here-and a great overturning.

Philip Roth (2001, S. 36). The dying animal

Das Alter wird bei Schweppe und Böhnisch v.a. als biografisierte Lebensphase behandelt. Unter Biografisierung wird verstanden, dass sich die Lebensläufe zunehmend individuell ausdifferenzieren und von traditionellen Vorgaben abweichen. Diese Biografisierung stellt für sie die wesentliche Nahtstelle zwischen gegenwärtiger Gesellschaftsdiagnose und sozialer Altenarbeit dar. Keine Publikation der beiden AutorInnen zum Thema Alter(n) kommt ohne den Hinweis der Bedeutsamkeit von Biografie für das Alter aus. Das drückt sich bereits in den Titeln einiger Publikation aus, wie „Altern als biographischer Prozess“ (Böhnisch, 1999), „'Biographie' als Grundkategorie der Theorie und Praxis sozialer Altenarbeit“ (Schweppe, 1996b), „Biographisierung der Altersphase und soziale Altenarbeit“ (Schweppe, 1999a), „Biographieforschung und Altersforschung“ (Schweppe, 1999b) und „Biographie und Alter(n) auf dem Land. Lebenssituation und Lebensentwürfe“ (Schweppe, 2000). Eine biografische Orientierung wird zur Arbeitsprämisse von sozialer Altenarbeit erhoben: „Wann welche Hilfe oder Unterstützung wie notwendig wird, kann nur auf dem Hintergrund der jeweiligen Biographien und den damit verbunden Deutungsmustern der Älteren selbst entschieden werden“ (Otto & Schweppe, 1996, S. 56).

Hergeleitet wird die Notwendigkeit, Biografie in den Mittelpunkt sozialpädagogischer Überlegungen zu rücken, aus gegenwärtigen

¹⁷ Als Vorarbeit zum Kapitel „3.1 Biografisierung“ ist der bereits veröffentlichte Artikel „Das biografisierte Alter – sozialpädagogische Formationen des autonomen alten Menschen“ (Pichler, 2009) entstanden.

Gesellschaftsdiagnosen. Ausgangspunkt von Schweppes Überlegungen seit 1996 ist der Diskurs über die reflexive Moderne und die Individualisierungsthese¹⁸. Demgemäß erfährt das Leben auch im Alter einen Entstandardisierungsschub, der mit einem Brüchigwerden von traditionellen Orientierungen einhergeht. Das führt zu einer Individualisierung der Lebensführung und somit zu einer enormen Pluralisierung der Altenpopulation. Freisetzungsprozesse und verbesserte finanzielle und gesundheitliche Ressourcen¹⁹ im Alter sind der Grund dafür, dass die Lebensentwürfe auch in dieser Lebensphase nicht vorgefertigt und nach einem standardisiertem Modell fixiert sind. Dieser Befund bedingt, so in Schweppes sich wiederholenden Ausführungen, erweiterte Handlungs- und Gestaltungsspielräume für alte Menschen.

Der gesellschaftsdiagnostische Ausgangspunkt von Böhnisch ist die Entstrukturierung der Arbeitsgesellschaft und der Modernisierungsprozess. Er konstatiert für die Vergesellschaftung des Alters ein Modernisierungsparadoxon: „War die Ausgrenzung des Alters zum ‚Lebensrest‘ in der Hochmoderne des 20. Jahrhunderts vor allem auf die linearen, das Neue suchenden und das Alter verdrängenden Prinzipien der Modernisierung zurückzuführen, so haben die postmodernen Individualisierungsschübe und Biographisierungstendenzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts das Alter wieder neu ins gesellschaftliche Spiel gebracht. Alter ist nicht mehr durchgängig und selbstverständlich an die institutionell vorgegebene Definition der

¹⁸ In all ihren Publikationen zum Thema Alter(n) bis 2005 zieht sich diese Gesellschaftsdiagnose als Ausgangspunkt ihrer Argumentation durch. Der Befund einer reflexiven Modernisierung besagt, dass die wichtigste der globalen Veränderungen das Privatleben – Familie, Ehe, Sexualität und Beziehungen betrifft (Giddens, 2001, S. 69). Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1994) sehen die Grundeinheit des Sozialen, die aus Haushalt, Familie, und Wohngemeinschaft besteht, in Frage gestellt. Denn, wie Beck (1986) herausgearbeitet hat, führt die Modernisierung zu einer dreifachen Individualisierung: „Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen und –bindungen im Sinne traditionaler Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge (>Freisetzungsdimension<), Verlust von traditionellen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen (>Entzauberungsdimension<) und – womit die Bedeutung des Begriffes gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt wird – eine neue Art der sozialen Einbindung (>Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension<)“ (S. 206). Dieser gesamtgesellschaftlich diagnostizierte Prozess macht auch vor dem Alter nicht halt.

¹⁹ Es findet jedoch immer auch Erwähnung, dass trotz der Veränderungen des Alters die klassischen Altersrisiken wie Armut, Einsamkeit und physischer, psychischer und geistiger Verfall nicht zum Verschwinden gebracht worden sind, sondern im höheren Alter an Brisanz gewinnen.

Entberuflichung und der gesellschaftlichen Untätigkeit gebunden, sondern erhält in den vielfältigen biographischen Optionsmodellen des Alterns eine offene Entwicklungs- und Gestaltungsperspektive. Damit eröffnet sich mit dieser Biographisierung der Altersphase eine epochale Chance der (Re-)Integration des Alters in die Gesellschaft“ (Böhnisch 1999, S. 121). Schweppe spricht von einer Normalisierung eines individualisierten und biografisierten Lebens auch im Alter. Diese Sichtweise von Alter relativiert das jeweilige Lebensalter und stellt den biografischen Prozess und die Gestaltbarkeit des Alterns in den Vordergrund. Für die soziale Altenarbeit bedeutet dies aus der Sicht der AutorInnen, dass es adäquater ist, sich entlang subjektiver Orientierungsmuster und den jeweiligen Bedürfnislagen zu orientieren als eine Zielgruppendefinition entlang des chronologischen Alters vorzunehmen.

Diese gesellschaftliche Entwicklung der Individualisierung, die bei Schweppe wie bei Böhnisch im Besonderen hervorgehoben wird, besagt, dass alte Menschen zur Gestaltung ihrer Lebenswege zunehmend auf ihr eigenes Handeln zurückgeworfen werden. Durch kaum vorhandene Vorgaben, nicht festgelegte Lebensentwürfe und brüchige Leitbilder (weder Defizitorientierung noch das Bild des neuen Alters bieten in ihrer Stereotypie verlässliche Orientierungen) entsteht für die AutorInnen die Frage, woran sich alte Menschen orientieren können. Diese Freisetzung ist einerseits ein Verlust, andererseits erweitert dies die Möglichkeiten der eigenen Lebensgestaltung. Es handelt sich um eine riskante Freiheit und somit kann das Alter nur in dieser Ambivalenz und Gleichzeitigkeit von Risiko und Chance betrachtet werden (Schweppe, 1996). „Mit den neuen Gestaltungsanforderungen des Alters gehen neue Risiken und Gefahren einher, die sich aus den Ambivalenzen der gestiegenen Möglichkeiten der Lebensautonomie einerseits und den sich daraus ergebenden Zwängen, fehlenden Orientierungen und steigenden Unsicherheiten andererseits ergeben“ (Schweppe, 2002, S. 331). Dadurch gewinnt die Biografie in Hinblick auf die Lebensgestaltung auch im Alter an Bedeutung. „Die Altersphase wird zunehmend biographisiert, d.h. biographisch relevante Ereignisse und Situationen werden selbstreferenziell behandelt und thematisiert.“ (Schweppe, 1999a, S. 263 und im selben Wortlaut 1999b, S. 336). Durch die Biografisierung der Altersphase wird das individuelle Schicksal dem/der einzelnen aufgebürdet und muss durch Eigenleistung hergestellt

werden (Schweppe, 1996, 1999a, 1999b). Schweppe (2000, S. 366) beschreibt basierend auf ihrer empirischen Studie über Alter(n) auf dem Lande einen doppelten Biografisierungsprozess: Die Freisetzung aus dörflichen Vergemeinschaftungen im Erwachsenenalter mit ihren unterschiedlichen Bewältigungsformen ist der erste Biographisierungsprozess. Die Altersphase selbst stellt das zweite Element der Biografisierung dar. „Die Kosten der ersten Biographisierung müssen im Alter bezahlt werden. (...). Die Lebensführung muss immer wieder, ohne intermediäre Instanzen neu verhandelt, abgesichert, gestaltet werden und wird zur biographischen Leistung der Subjekte“ (Schweppe, 2000, S. 366). Mit einem Zitat von Mader spitzt Schweppe die unumgängliche Bedeutsamkeit der Biografie für das Alter zu: „Für alte Menschen bedeutet Individualisierung zumeist extreme Biographienotwendigkeit und Abhängigkeit von den im Lebenslauf angesammelten Ressourcen“ (Mader zit.n. Schweppe, 1999a, S. 264; sowie 1999b, S. 336). Mader geht so weit, dass er die Biografie selbst als die wichtigste Ressource für die Lebensgestaltung und –bewältigung bezeichnet (Schweppe 1996b).

Es ist laut Böhnisch (1999, 2001) kaum eine Lebensphase biografisch so geprägt und ambivalent wie das Alter. Für beide AutorInnen stellt sich in ihren sich inhaltlich z.T. überschneidenden und in ihren Artikeln sich wiederholenden Ausführungen die Frage, ob und wie aus der vorgängigen Biografie Kompetenzen und Ressourcen vorhanden sind, an die für ihre Lebensgestaltung und –bewältigung angeknüpft werden kann.

Bei Schweppe (1996) ist die „*Subjektseite (...) gefragt*“, um den gegenwärtigen Anforderungen in einem befriedigenden Ausmaß begegnen zu können. „Eine aus traditionellen Orientierungen freigesetzte Lebensführung bringt hohe Anforderungen an die Subjektseite mit sich, will sie nicht scheitern und sollen die riskanten Chancen der gegenwärtigen Lebenssituation produktiv genutzt werden (...)“ (Schweppe, 1996, S. 25). Das „nötige Rüstzeug“ (Schweppe, 1996, S. 26), das alte Menschen dafür benötigen, sind:

Gestaltungskompetenz²⁰, soziale Ressourcen und Beziehungsfähigkeit²¹, Konfliktfähigkeit²² und die Fähigkeit zu (Ver)Lernen²³. Während Schweppe in ihren Veröffentlichungen von 1996 und 1997 noch eher einseitig auf die Stärkung der Subjektseite als gesellschaftlich bedingtes Erfordernis eingeht, bringt sie in ihren weiteren Publikationen die Notwendigkeit ein, soziale Räume zu öffnen (Schweppe, 1999a, 1999b, 2000, 2002, 2004, 2005b). Letzteres geht mit der Erkenntnis einher, dass es sich um eine „individualistische Verkürzung“ (Schweppe, 2002, S. 344) handeln würde, wenn soziale Altenarbeit lediglich auf die Stärkung der Subjektseite zielen würde. „Die Stärkung von Subjektstrukturen läuft ins Leere, wenn dies nicht in der Lebensumwelt mit entsprechenden sozialen und kulturellen Strukturen und Gelegenheiten verbunden werden kann. Die Bewältigung einer biografisierten Lebensführung im Alter braucht die Absicherung durch Strukturen bzw. Gelegenheiten in der Lebensumwelt“ (Schweppe, 2002, S. 344). Es geht Schweppe als Kernelemente der Sozialen Altenarbeit um beides, um eine Stärkung der Subjektseite einerseits und um die Öffnung sozialer Räume andererseits.

Neben der Notwendigkeit von Kompetenzen als Rüstzeug zur Gestaltung des Lebens nennt Schweppe biografische Anschlussfähigkeit, biografisches Lernen und Empowerment als Wege zur Stärkung der Subjektseite. Schweppe (2002) sieht in der Unterstützung und Herstellung biografischer Anschlussfähigkeit an sich verändernde Umwelten Möglichkeiten einer sozialpädagogischen Expertise. Mit biografischer Anschlussfähigkeit ist weder die ungebrochene Verlängerung des Alten noch der bedingungslose Bruch mit dem Alten als Einpassen der Subjekte in vorhandene moderne Zusammenhänge gemeint, sondern ein Anknüpfen an die bisherige Lebensgeschichte und ein In Beziehung Setzen dieser mit sich verändernden Lebensverhältnissen. Es ist

²⁰ Gestaltungskompetenz beinhaltet bei Schweppe aktive Eigenleistung, der Umgang mit Unsicherheit als Schlüsselqualifikation, Ambivalenzen auszuhalten und einen Eindeutigkeitszwang zu überwinden.

²¹ Mit sozialen Ressourcen und Beziehungsfähigkeit ist die Notwendigkeit gemeint, dass soziale Beziehungen neu und selbst geschaffen werden müssen.

²² Aushandlungsprozesse sind vermehrt notwendig, da im Alltag Normen und Regeln brüchig geworden sind.

²³ Begründet wird die Notwendigkeit des Lernens und Verlernens mit der Verwissenschaftlichung des Alltags und der technologische Entwicklung.

laut Schweppe (1999a, 1999b) ein dynamisches Verhältnis zur eigenen Biografie notwendig. Ein Verharren und der Rückgriff auf alte Wissensbestände und Verhaltensmuster können auch zu Hindernissen für das Alter werden. „Denn Gefahren und Diskontinuitäten im Lebensentwurf von alten Menschen entstehen heute eher dadurch, wenn Verhaltensweisen, Werte oder Rollen ins Alter hinübergenommen werden, denen der reale Boden schon längst entzogen ist“ (Schweppe 1999a, S. 265). Eine Reinterpretation der Lebensgeschichte und deren Deutungsmuster sind erforderlich, um dem Fremdwerden der eigenen Biografie entgegenzuwirken. Umorientierungsprozesse sind notwendig, da rasch verändernde Lebensbedingungen eine fortwährende Veränderungs- und Anpassungsleistung erfordern. Inwieweit dies gelingt, ist davon abhängig, ob die geeigneten subjektiven und biografischen Voraussetzungen dafür vorhanden sind. Denn neue Erfahrungen und neues biografisches Wissen entstehen nicht losgelöst von der bisherigen Lebensgeschichte, sondern sind aufs Engste mit ihr verbunden und durch sie begrenzt. Im Rahmen biografischen Lernens wird die Lebensgeschichte thematisiert. Dabei wird Vergangenes dem Gegenwärtigem gegenübergestellt. Es kann gefragt werden, „was sich im Laufe des Lebens geändert hat, welche neuen Anforderungen dadurch an die einzelnen gestellt werden, wo Umorientierungen notwendig sind, welche Verhaltensweisen neu gelernt werden müssen (...). Biographisches Lernen ermöglicht, das Frühere mit anderen Augen sehen zu lernen“ (Schweppe, 1999a, S. 267).

Als ein das biografische Lernen ergänzendes Konzept nennt Schweppe (1999a) Empowerment und bezieht sich diesbezüglich auf Böhnisch. Bei Empowerment geht es darum, „jene Subjekt Kompetenzen zu stärken, die notwendig sind, um die Anforderungen für die Bewältigung der ambivalenten, eigens zu gestaltenden und offenen Lebenssituationen im Alter zu ermöglichen“ (Schweppe, 1999a, S. 267). Biografisches Lernen und Konzepte von Empowerment sind gemäß Schweppe nicht voneinander unabhängige Konzepte. Sie ergänzen sich und sind aufeinander bezogen. „Biographisches Lernen bedeutet immer auch die Stärkung von Subjekt Kompetenzen, die zur Bewältigung der modernen Lebensführung notwendig sind. Umgekehrt ist Empowerment nicht losgelöst von biographischer Reflexion denkbar, weil die Stärkung von Subjekt Kompetenzen kaum unabhängig von biographischer

Reflexion möglich ist“ (Schweppe, 1999a, S. 267). Laut Keupp, auf den sich Schweppe ebenfalls bezieht, ist Empowerment ein Prozess, innerhalb dessen sich Menschen ermutigt fühlen, ihre eigenen Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen. Dabei spielen die eigenen Kräfte, Kompetenzen und Ressourcen der Einzelnen eine besondere Rolle. „Empowerment versucht, die Stärkung von Subjekt Kompetenzen durch die reflektierte Eigenerfahrung im jeweiligen Lebenskontext zu erzielen und schließt das Eingreifen in diese Lebenswelt mit ein“ (Schweppe, 1999a, S. 268). Nicht Subjekte sollen in soziale Zusammenhänge eingepasst werden, sondern die Menschen sollen befähigt werden, selbst soziale Zusammenhänge zu schaffen.

Soziale Arbeit mit alten Menschen bewegt sich davon weg, Angebote für sie zu organisieren, sondern strebt vielmehr an, „den Findungsprozess bei den Betroffenen zu unterstützen, ihn anzuregen, zu initiieren“ (Otto & Schweppe, 1996, S. 60). Im Gegensatz zu bisherigen Ansätzen fürsorglicher Bevormundung soll die Autonomie und Selbstbestimmung von alten Menschen in den Vordergrund gerückt werden (Otto & Schweppe, 1996, S. 66) und die notwendigen Rahmenbedingungen dafür geschaffen werden. Die Öffnung sozialer Räume ist in diesem Zusammenhang ein wichtiger Aspekt. Schweppe (1999a, 1999b 2000, 2005b) und Böhnisch (1999, 2001) berufen sich in ihrer Argumentation der Notwendigkeit von einer Öffnung sozialer Räume auf Matilda und John Riley. Riley & Riley haben eine strukturelle Diskrepanz zwischen den individuellen und gesellschaftlichen Potenzialen des Alters festgestellt. Die individuellen Potenziale finden keine angemessene Entsprechung in den gesellschaftlichen Strukturen und Optionen. Sie sprechen von einem so genannten ‚cultural lag‘, einem Hinterherhinken gesellschaftlicher Strukturveränderungen gegenüber den Veränderungen der Altersphase. In Schweppes (2000) empirischer Studie über „Biographie und Alter(n) auf dem Land“ konnte Riley & Rileys Befund bestätigt werden. Institutionen stehen oft in Widerspruch zu den individuellen Potentialen, so bietet z.B. der Wohnbereich oft keine alternativen Wohnformen an, sodass alte Menschen nicht selten in überholten Lebensentwürfen festgezurrt werden. Die Funktion Sozialer Arbeit mit alten Menschen wäre demnach soziale Räume zu öffnen und bereitzustellen. Dies soll zur Schaffung bzw. Verbesserung jener Milieubedingungen beitragen, welche Empowerment stützen. „Solche Räume

zielen auf die Förderung einer Kultur eigenverantwortlich und selbstbestimmt gestalteten Alters und die Entwicklung individuellen Lebenssinns und Lebensbalance“ (Schweppe, 1999a, S. 269 und im selben Wortlaut 2004, S. 14f). Alte Menschen sollen sich individuell eigensinnig entwickeln können (Schweppe, 2005, S. 42). Sozialpädagogische Aufgabe ist es, Milieus zu öffnen und nicht regressive und stereotype Altenmilieus zu schaffen. Individualität und biografisch geprägte Lebensstile sollen im sozialen Milieu zugelassen werden²⁴. Schweppe (1999a) führt aus, dass es seit Mitte der 1980er Jahre Ansätze offener sozialer Altenarbeit gibt, die sich am Leitbild des Alters als zu gestaltende Lebensphase orientieren. Das spiegelt sich in der Offenheit der Programme und in den flexiblen Vorgaben, die von den Beteiligten handelnd zu interpretieren sind, wider. Das ermöglicht Deutungsspielräume, biografische Anschlussfähigkeit und geht von einem nicht unreflektierten Aktivitätsbegriff aus. Es handelt sich um „Werkstätten für Lebensstile“, die eine Erprobung neuer Tätigkeiten, Erfahrungszusammenhänge, soziale Einbindungen und Sinnbezüge ermöglichen. „Diese Programme ermöglichen gleichzeitig Kontinuität und Entwicklung und stellen Lernanlässe her, werden aber auch dem Bedürfnis und Recht auf Rückzug im Alter gerecht, wenn dies gewollt ist“ (Schweppe, 1999a, S. 271). Schweppe (1999a, 2005b) zitiert Böhnisch, wenn sie von einer angestrebten „Balance von selbstgewähltem Rückzug und selbstbestimmter Aktivität“ (Böhnisch 1999, 2001) spricht. Für Böhnisch (1999, 2001) definiert sich die Handlungsfähigkeit im Alter über diese Balance. „Das was solche Ansätze auf gesamtgesellschaftlicher Ebene signalisieren wollen, nämlich die Förderung selbstbestimmter, nicht von vornherein festgezurrt Lebensformen im Alter, muss auch in den programminternen Strukturen verankert und möglich sein“ (Schweppe, 1999, S. 271). Projekte sollen nicht vom Alltag abgelöste Inseln sein, sondern Rückwirkungsmöglichkeiten einschließen und „dadurch die strukturelle Absicherung und institutionelle Verankerung eigenverantwortliche[r] Identitäten und Lebensentwürfe gewährleisten“ (Schweppe, 1999a, S. 271f).

Biografieorientierung in der sozialen Altenarbeit bedeutet für die In der Praxis Stehenden, Sinnstrukturen und Deutungsmuster verstehen zu lernen, einen

²⁴ Schweppe bezieht sich dabei auf Böhnisch (1997).

Zugang zu einer fremden Welt zu erhalten und sich von pseudokonkreten Gewissheiten zu verabschieden. Die Erzählung als lebensgeschichtliche Selbstthematisierung, Schriftstücke (z.B. aufgezeichnete Erinnerungen), Verhaltensrituale stellen Möglichkeiten dar, um sich an den Biografien einzelner orientieren zu können. (Schweppe 1996b).

3.1.1 Der flexible alte Mensch

Bei Schweppe und Böhnisch geht es um ein Menschsein, das durch die Veränderung gesellschaftlicher (Rahmen-)Bedingungen notwendig geworden ist. Das Bild vom alten Menschen, das hier gezeichnet wird, ist ein Erfordernis der jetzigen Zeit. So ist die gesellschaftliche Entwicklung das Form gebende Prinzip, nach dem sich die Gestalt(ung) des alten Menschen ausrichtet. Es ist der „biografisierte alte Mensch“, ein „Homo biograficus“ sozusagen, der durch (reflexive) Modernisierungsprozesse und Individualisierungsschübe hervorgebracht wird, und diese biografisierte Sichtweise auf den alten Menschen ist gemäß Schwepptes und Böhnischs Ausführungen wiederum notwendig, um diesen gesellschaftlichen Prozessen in angemessener Weise begegnen zu können. Anforderungen an den alten Menschen werden unumgänglich aus soziologischen Gesellschaftstheorien abgeleitet, die Theorien selbst werden dabei nicht weiter hinterfragt. Sie stehen gewissermaßen fest.

Zentrale Anforderung an den alten Menschen ist, sein Leben selbst gestalten zu können und zu müssen, was als Chance und Risiko dargestellt wird. Das ist, wie auch von den AutorInnen herausgearbeitet wurde, eine ambivalente Angelegenheit, da nicht nur die Möglichkeit besteht, es zu können, sondern die Notwendigkeit besteht, es auch zu müssen. Diese Gestaltungsanforderung geht mit einer „lebenslängliche[n] Veränderungsbereitschaft“ (Kade, 1994, S. 17) einher. Wie mit dieser Veränderungsnotwendigkeit umgegangen wird, hängt davon ab, wie die eigene Biografie gehandhabt wird. In diesem Zusammenhang finden Begrifflichkeiten Erwähnung, die allesamt darauf hinweisen, dass die Biografie in Bewegung gehalten werden muss: Umorientierung, fortwährende Veränderungs- und Anpassungsleistung, Reinterpretation der Lebensgeschichte, Lernen und Verlernen stellen die Anforderungen an ein sich an den gesellschaftlichen Erfordernissen ausrichtendes Individuum dar. Ein

Verharren und ein Rückgriff auf alte Wissensbestände können aus dieser Sicht zu einem Hindernis werden. So hat der alte Mensch ein „dynamisches“ Verhältnis zu seiner Biografie herzustellen. Für Schweppe bedeutet dies, dass er wissen muss, welche biografisch erworbenen Kenntnisse sich für die momentane Lebensgestaltung als günstig erweisen und was eine Gefahr darstellt. Im Umgang mit der eigenen Biografie und der Gestaltungsanforderung wird somit Flexibilität als notwendig erachtet. Der Homo biograficus ist ein flexibler Mensch, der seine Biografie nach den Anforderungen der Zeit ausrichtet und nicht alteingesessenen Gewohnheiten verhaftet bleibt. Der Wandel ist im Gegensatz zum Gleichbleibenden positiv konnotiert. In diesem gesellschaftsnotwendigen Prozess am Menschen sieht Schweppe sozialpädagogischen Handlungsbedarf. Die Unterstützung und Herstellung „biografischer Anschlussfähigkeit“ an sich verändernde Umwelten stellen für Schweppe eine Möglichkeit sozialpädagogischer Expertise dar. Möchte der/die Alte Teil der Gesellschaft und Teil des Heute sein, so hat er/sie in Bewegung zu sein. Die gesellschaftliche Dynamik steht aus dieser Sicht gewissermaßen fest und der alte Mensch, stünde er still, würde den Anschluss verpassen. Das Leben würde an ihm vorbeiziehen, ohne daran teilhaben zu können oder mit Richard Sennet (1998, S. 115) gesprochen: „Wer sich nicht bewegt ist draußen“. Es wäre also sozialpädagogisch nicht adäquat, mittels Zielgruppenangeboten alte Menschen gleichzuschalten und Institutionen am Rande der Gesellschaft für sie bereitzustellen. Das würde gewissermaßen einem Stillstand gleichkommen.

Der individualisierte alte Mensch ist nicht außerhalb der Gesellschaft, er überblickt sie auch nicht, wie im Topos des weisen alten Mannes, sondern bewegt sich mitten in ihr. Er hat aber jene Elastizität und Biegsamkeit mitzubringen, die notwendig ist, um der Dynamik der Gegenwart angemessen begegnen zu können. Es ist nicht so sehr Tempo gefragt, um Schritt halten zu können, sondern eine geschickte Wendigkeit. Kein Ausruhen am Lebensabend, kein gleich bleibender Rückblick auf das bereits gelebte Leben, auch das vergangene Leben ruht nicht einfach in sich, sondern es muss reflexiv bearbeitet werden. Folgt man der etymologischen Bedeutung von *Reflexion*, die von *reflektieren* abgeleitet ist, so ist der alte Mensch auf der Ebene des Nachdenkens über seine Biografie herausgefordert sich zu ,biegen, beugen und

zu krümmen' (flectere) bzw. sich ‚zurückzudrehen, umzuwenden und sich zurückzubeugen' (reflectere, reflexum) (Kluge, 2002, S. 751). Eine Biografisierung des Alters verlangt von den Menschen eine gewisse Sportlichkeit, um geschickt den gesellschaftlichen Anforderungen begegnen zu können. Schweppe spricht jedoch davon, dass mit biografischer Anschlussfähigkeit weder das ungebrochene Verlängern noch der bedingungslose Bruch mit dem Alten gemeint ist, um die Subjekte in moderne Zusammenhänge einzupassen, sondern ein Anknüpfen und ein In Beziehung Setzen der bisherigen Lebensgeschichte mit sich verändernden Lebensbedingungen. Das Sprechen von *Anschluss* bzw. von einem *Anknüpfen* geht aber bereits davon aus, dass zwei Verschiedenheiten miteinander verbunden werden müssen. Das positioniert die Alten bereits im Vorhinein in der Andersheit. Alte Handlungsmuster sind per se schon fragwürdig und müssen darauf hin befragt werden, ob sie für das Heute noch tauglich sind. Wie in Kapitel 2.2 erläutert erscheint der alte Mensch auch hier wie ein/e MigrantIn. Vordergründig wird das Alte und das Vorhergehende nicht als Leistung angesehen, sondern als potenzielle Last, die es beim Eintritt in das neue Land abzulegen gilt oder danach durchzusehen ist, was erwünscht ist und noch nützlich sein könnte.

Mit dem Ziel der Anschlussfähigkeit ist die Beweglichkeit nach außen gerichtet. Die damit verbundene Zielvorstellung ist weniger die Menschwerdung des Menschen wie in humanistischen Bildungskonzepten, sondern ein Teilhaben am gesellschaftlichen Entwicklungsprozess. Laut Marianne Gronemeyer (2004, S. 158) wird heute kein Traum mehr vom „Neuen Menschen“ geträumt, wie in den gesellschaftlichen Umbrüchen, die als Renaissance, Reformationen und Revolutionen geschichtsmächtig wurden. Heute geht es stattdessen vielmehr um Adaptabilität und Anschlussfähigkeit. Menschenbildung wird ihrer Meinung nach mit dieser Adaptabilität und Anschlussfähigkeit gleichgesetzt. Es sind Systemerfordernisse, die zum Handeln herausfordern und immer weniger der Mensch als Auftraggeber und Ziel des Handelns (Gronemeyer, 2000, S. 192).

Die Position des flexiblen alten Menschen liegt inmitten der gesellschaftlichen Normalität. Mithilfe der Theorie der reflexiven Moderne und dem Individualisierungstheorem ist, wie erhofft, die Polarisierung der Alten in aktive und passive, in junge und alte jedoch nicht aufgehoben. Der biografisierte alte

Mensch, der durch die Individualisierung erforderlich geworden ist, bietet keinen Ausweg aus der Polarisierung der Alten²⁵. Diese Formation des biografisierten alten Menschen ist nur deshalb innerhalb des Normalen positioniert, da sich der individualisierte flexible alte Mensch in den dichotomisierenden Leitbildern des jungen, produktiven und erfolgreichen Alters wieder findet. Bringt er die Flexibilität nicht mit, so steht er außerhalb und markiert die Andersheit des Alters.

„Die Subjektseite ist gefragt“ (Schweppe, 1996, S. 25), will der alte Mensch nicht aus der Normalität fallen und die Chance, die immer auch mit Risiko verbunden ist, produktiv zur Lebensgestaltung zu nützen. Der biografisierte alte Mensch hat ein starkes, die Gelegenheit packendes Subjekt zu sein. Biografische Anschlussfähigkeit und biografisches Lernen stellen sozialpädagogische Konzepte dar, die in diese Richtung weisen. Schweppe kommt jedoch zur Einsicht, dass es eine individualistische Verkürzung darstellen würde, wenn lediglich die Subjektseite belangt würde. Laut Schweppe und Böhnischs Ausführungen ist deshalb sozialpädagogisch in die Lebensumwelt, in die sozialen und kulturellen Strukturen einzugreifen. Der biografisierte Mensch wird somit nicht als eine abgekapselte Einheit gesehen, sondern verwoben mit der ihn umgebenden Lebenswelt, die dem alten Menschen auch die Gelegenheit zum Gestalten geben muss. Die AutorInnen beklagen jedoch, dass die gesellschaftlichen Strukturen der gesellschaftlichen Dynamik hinterher hinken, sodass sie den Menschen nicht die Möglichkeit bereitstellen, den Anforderungen der Individualisierung zu entsprechen. Der Wohnbereich wird als institutionelle Gegebenheit angeführt, welche diesen Anforderungen eher entgegensteht. Deshalb werden für die soziale Altenarbeit offene soziale Räume und offene Milieus gefordert. Im Gegensatz zu regressiven und stereotypen Altenmilieus sollen dort Individualität und biografisch geprägte Lebensstile möglich sein. Die Offenheit der Milieus und der Programme sind hier der Schlüssel zur Flexibilität. Soziale Altenarbeit in ihrem strukturellen Ansatz soll insofern den flexiblen Menschen ermöglichen, als sie

²⁵ Otto und Schweppe (1996, S. 55f) selbst kritisieren eine Orientierung der Altenarbeit an klar umrissenen Altersbildern wie den aktiven Senior oder die jungen Alten, denen sie vorwerfen die Schwierigkeiten des Alterns wegzuretuschieben.

Hindernisse, die den Bewegungshorizont alter Menschen einschränken könnten, beseitigt. Innerhalb dieser Offenheit kann nun das Leben gestaltet werden. Dieser offene Zugang, so die Argumentation, ermöglicht eine Kultur eigenverantwortlich und selbstbestimmt gestalteten Alters anstatt der fürsorglichen Bevormundung. Fürsorge wird in diesem Zusammenhang als Gegenpol zu autonomer Lebensgestaltung angesehen, da sie nur als Bevormundung zur Sprache kommt. Fürsorge ist somit Fremdbestimmung und die Offenheit stellt die Bedingung von Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit dar. In dieser einfachen Gegenüberstellung handelt es sich bei der Propagierung von Offenheit jedoch um ein polarisierendes Konzept, da nicht gefragt wird, wie innerhalb von Fürsorge Autonomie möglich ist und wie unter den Bedingungen der Offenheit Fremdherrschaft ausgeübt werden kann. Es handelt sich um eine vereinfachende Argumentation, die die Freiheit des Subjekts, das sich aus sich selbst bestimmt, einer bevormundenden Fürsorgepraxis gegenüberstellt.

Innerhalb dieser Offenheit ist demnach ein starkes Subjekt gefordert, denn die Offenheit setzt Stärke, Initiative und eine gewisse Entschlossenheit voraus. Der Weg ist geebnet, nun hat der alte Mensch selbst zu entscheiden. Es sollen auch keine Angebote organisiert werden, sondern soziale Altenarbeit ist dazu da, den Findungsprozess der einzelnen Personen zu unterstützen. Es steht dem alten Menschen auch frei, sich zurückzuziehen, wenn dies selbst gewollt wird. Eine Balance zwischen selbstgewähltem Rückzug und selbstbestimmter Aktivität wird angestrebt. Der Radius der Flexibilität reicht also auch bis zu einem Rückzug, den das Individuum selbst zu verantworten hat. Bedingung dafür ist der eigene Wille, dann kann selbst der Stillstand Teil der Gestaltungsanforderung sein. Wenn dieser Rückzug selbst gewollt ist, dann ist das ein bewusster Akt und der/diejenige muss sich auch der Konsequenzen dieses Aktes bewusst sein.

3.1.2 Homo oeconomicus

Wer nicht zur rechten Zeit sein Alter plant, wird durch das Leben bestraft.

*Sylvia Kade (1994, S. 29):
Individualisierung und Älterwerden – der
paradoxe Weg in die Moderne*

Schweppe und Böhnisch sehen die biografische Gestaltungsanforderung auch als ambivalent, da sie zum Zwang geworden ist und neben der Chance ein Risiko darstellt, an der der/die Einzelne auch scheitern kann. Gescheitert wird v.a. dann, wenn die geeigneten Ressourcen und Kompetenzen aus der Biografie nicht vorhanden sind. Dass diese Gestaltungsanforderung auch eine Last sein kann, äußert sich laut Schweppe darin, dass durch die Biografisierung der Altersphase den Alten das individuelle Schicksal „aufgebürdet“ wird. Dass es sich jedoch auch um eine Chance handelt, obzwar eine riskante Chance, wird in der sozialpädagogischen Auseinandersetzung in den Vordergrund gerückt. Die Herausforderung besteht für sie darin, die Chance, die sich mit der gesellschaftlichen Entwicklung auftut, produktiv zu nutzen. Das Motiv erscheint demnach in utilitaristischer Form. Der individuelle Nutzen wird fokussiert, während der Umgang mit einem möglichen Scheitern nicht weiter verfolgt wird.²⁶ Für die produktive Nutzung der Chance werden Ressourcen und Kompetenzen als notwendig erachtet, die einerseits erst erworben werden müssen und die andererseits großteils aus dem bisherigen Leben, der Biografie, mitgenommen werden müssen. Das Material der Produktion (Herstellung) sind also Ressourcen und Kompetenzen. Das Leben im Alter, so die Formel, lässt sich mittels Ressourcen und Kompetenzen herstellen. Alter(n) ist somit nicht etwas schicksalhaft Gegebenes, sondern etwas, das sich herstellen lässt, wobei aber die Produktionsbedingungen stimmen müssen. „Extreme Biografienotwendigkeit und Abhängigkeit von den im Leben angesammelten Ressourcen“ nennt der von Schweppe zitierte Mader diese Situation, in der sich alte Menschen wieder finden. Die individuelle Lebensgestaltung im Alter ist also an die vorhergehende Lebensführung

²⁶ Laut Sennet (1998, S. 159) ist Scheitern „das große moderne Tabu. Es gibt jede Menge populärer Sachbücher über den Weg zum Erfolg, aber kaum eines zum Umgang mit dem Scheitern. Wie wir mit dem Scheitern zurechtkommen, wie wir ihm Gestalt und einen Platz in unserem Leben geben, mag uns innerlich verfolgen, aber wir diskutieren es selten mit anderen“.

gebunden. Je mehr Ressourcen Menschen im Laufe des Lebens angehäuft und je mehr Kompetenzen sie aufgebaut haben, desto bessere Möglichkeiten haben sie, die Altersphase zu gestalten. „Ressourcen erkennen, Ressourcen erweitern, Ressourcen nutzen“ - so klingt der Schlachtruf der modernen Selbstkontrolle“ (Schroeter, 2002, S. 102). Der Soziologe Klaus R. Schroeter (2002) kritisiert das Denken in Ressourcen und das Rufen nach Autonomie, Selbstmanagement, Kompetenzaktivierung, erfolgreicher und produktiver Lebensgestaltung bis ins Alter als übergreifendes Dispositiv zeitgenössischer Menschenführung. Er vergleicht das sich in der Moderne herauskristallisierende Menschenbild mit einem Unternehmer: Er investiert in sein Lebensprojekt, indem er Kompetenzen entwickelt, Adaptionstechniken und Stressbewältigungsstrategien aufbaut und sich durch geistiges und körperliches Training fit hält. Mit unternehmerischem Kalkül wird versucht, dem Risiko Alter und Krankheit vorzubeugen bzw. zumindest dieses Risiko zu minimieren. Aus dieser Sicht betrachtet, kristallisiert sich der Homo biograficus, auch wenn das nicht der Absicht der AutorInnen entspricht, als Homo oeconomicus heraus. Das Verhältnis zu sich selbst ist geprägt von einer ökonomischen Rationalität. Die Biografie wird zum zu kalkulierenden Lebensprojekt und die Rechnung bekommt der Mensch im Alter ausgestellt. Die Chance, sein Leben im Alter autonom gestalten zu können, kann gemäß dieser Logik von jenen realisiert werden, die mit ihrem Leben gut und erfolgreich Haushalt geführt haben. Wie Biografie selbst bereits von sozialer Ungleichheit und der Ungleichheit von Macht strukturiert ist, was eine wesentliche Voraussetzung für diese Art der biografischen Haushaltsführung ist, wird in Schweppes und Böhnisch biografischem Zugang zum Alter(n) zu wenig in den Vordergrund gerückt.

Die Bilder vom flexiblen alten Menschen und vom Homo oeconomicus sind nicht zwei getrennte Menschenbilder, sondern gehören zusammen. Die Zielrichtung der Flexibilität ist eine ökonomische Lebensführung, in der aus den vorhandenen Ressourcen und Kompetenzen Nutzen gezogen wird. Im Sinne biografischer Anschlussfähigkeit wird die Biografie daraufhin durchforstet, was für das Heute noch nützlich sein könnte. Diese Ökonomie versteht sich nicht als bloße Anhäufung. Das würde der Flexibilität im Wege stehen und den alten Menschen träge machen. Der alte Mensch hat sich, wenn es sein muss, auch von alteingesessenen Routinen und Gewohnheiten zu trennen. Analog zur

Rede von schlanken Institutionen und vom schlanken Staat, muss auch der alte Mensch auf seine Linie achten und seine Biografie in Form halten, um weiterhin den Erfordernissen der Zeit angemessen agieren zu können. Die Schlanken sind die Wendigen, die sich den Erfordernissen anzupassen vermögen. Anhäufte Ressourcen und Kompetenzen sind jedoch nicht dick machend, sondern machen elastisch und ermöglichen somit erst die erforderliche Flexibilität. Schweppe bezeichnet Gestaltungskompetenz, soziale Ressourcen und Beziehungsfähigkeit, Konfliktfähigkeit und die Fähigkeit zu (Ver)Lernen auch als nötiges „Rüstzeug“ des Subjekts. Von Rüstzeug zu sprechen erinnert an Kriegsführung oder zumindest an ein Bewappnen, um möglichen Bedrohungen Stand halten zu können. Erfolg versprechend sind heute aber nicht mehr mächtige Festungsanlagen und schwere Rüstungen, sondern das Rüstzeug von dem die Rede ist, entspricht den so genannten Soft Skills. Weich statt hart verspricht Erfolg, denn weich ermöglicht Wendigkeit und hart macht schwerfällig. Das starke Subjekt von heute ist „soft“. Auch Michael Winkler (2005a, S. 107) spricht von einer paradox klingenden neuen Weise der Härtung zu weichen und flexiblen Subjekten. Laut Roland Reichenbach (2006, S. 249) besitzen die Soft Skills die „perfekte Form, sie sind modularisierbar, polyvalent, multifunktional und kommen dem Wunsch nach persönlichem und beruflichem Erfolg entgegen“. Die meisten Kompetenztheorien und –modelle sind außerdem für Demokratie, Kreativität, Selbstregulation und auf einen Steigerungsethos hin ausgerichtet, wogegen sich schwer argumentieren lässt. Das bewirkt aber für das Individuum wiederum, sich selbst zunehmend als Kompetenzsteigerungszentrum zu sehen (Reichenbach, 2006, S. 251).

Die sozialpädagogische Konzentration auf Kompetenzen, Fähigkeiten und Ressourcen macht aus dem alten Menschen ein biografisches Unternehmen. Das Alter kann nicht als ein Schonraum angesehen werden. Es ist, wie die anderen Lebensphasen auch, einem ökonomischen Denken unterworfen, das aus dem Leben ein biografisches Projekt macht, das wie ein Geschäft gut geplant werden muss. Es geht nicht lediglich um die Frage, inwiefern der alte Mensch noch nützlich ist, vielmehr ist das Verhältnis des Menschen zu sich selbst von einem Nutzenkalkül durchzogen. Die Logik der Wirtschaft ist nicht nur für den öffentlichen Lebensbereich, der v.a. durch die Erwerbsarbeit

repräsentiert wird, reserviert, sondern ergreift zunehmend die private Lebensführung und somit das Alter.

3.1.3 Der/die fremdbestimmte Autonome

Bedingt durch den gesellschaftlichen Freisetzungsprozess, so die Argumentation entlang des Individualisierungstheorems, stehen den individualisierten Alten gestiegene Möglichkeiten von Autonomie bereit. Autonomie ist in diesem Fall nicht etwas, das erkämpft werden muss, sondern etwas, das als Chance bereit liegt und somit (bloß) ergriffen werden muss. Autonomie wird in diesem Zusammenhang verstanden als frei sein von Bindungen und infolge dessen als die Eröffnung von Wahlmöglichkeiten. Der Zwang, so und nicht anders zu handeln, vorgegebene Handlungsanweisungen, die durch Tradition bereits vorentschieden waren, spielen im Leben der individualisierten Menschen keine vorrangige Rolle mehr. Es hat den Anschein, dass die Idee der Freiheit, die notwendige Bedingung für Selbstbestimmung ist, bereits Realität geworden ist. Gemeint ist damit eine negative Freiheit, worunter die Unabhängigkeit von anderen verstanden wird. Der Vollzug der Selbstbestimmung als positive Freiheit ist durch die Individualisierung jedoch nicht einfach gegeben, sondern wird durch die Freisetzung zur Aufforderung. Die Chance, sein Leben autonom zu gestalten, ist also, wie auch von den AutorInnen bemerkt, nicht nur eine Option. Denn was laut Individualisierungsthese eine Chance ist, ist gleichzeitig immer auch ein Risiko und entpuppt sich letztendlich als Zwang. Wenn die Alten die Chance zum Autonom Sein haben, so sind sie mehr oder weniger auch dazu gezwungen. Dieser Zwang zur Autonomie führt das aus der Aufklärung stammende Konzept von Autonomie, das sich gegen Fremdbestimmung stellte, ad absurdum. Das Gegenkonzept von Zwang wird selbst zum Zwang bzw. zur fremdbestimmten Autonomie. Autonomie ist ein Erfordernis, die einerseits frei machenden Möglichkeiten zu nützen, andererseits aber auch die fehlenden gesellschaftlich vorgegebenen Orientierungen und Rollen zu kompensieren. Selbstbestimmung, die letztendlich fremdbestimmt ist, erinnert an das pädagogische Paradoxon (die erzieherische Frage, wie durch Fremdbestimmung Selbstbestimmung erreicht werden kann). Es handelt sich um eine fragwürdige und paradoxe Autonomie, in die der alte Mensch nunmehr freigesetzt wird. Ein

emanzipatorisches Konzept von Autonomie scheint dadurch, da die gesellschaftliche Entwicklung den Menschen die autonomen Möglichkeiten bereits eingeräumt hat, nicht mehr notwendig zu sein. Autonom Handeln zu müssen ist jedoch der neue Zwang, von dem es sich zu emanzipieren gilt. Sich von der Forderung, autonom zu sein, emanzipieren zu müssen, ist ein Gedankengang, der beinahe absurd anmutet. Das macht deutlich, dass die in der Pädagogik etablierten Entgegensetzungen von Autonomie und Heteronomie, Freiheit und Macht, Mündigkeit und Unmündigkeit Engführungen sind. Aus gouvernementalitätstheoretischer Perspektive entpuppt sich die Freiheit zum Handeln, welche in einer dualistischen Denkweise das Gegenteil von Macht darstellt, wiederum selbst als neoliberaler Machtmechanismus. „Die Förderung von Handlungsoptionen ist nicht zu trennen von der Forderung, einen spezifischen Gebrauch von diesen >Freiheiten< zu machen, so dass die Freiheit zum Handeln sich oftmals in einen faktischen Zwang zum Handeln oder eine Entscheidungszumutung verwandelt. Da die Wahl der Handlungsoptionen als Ausdruck eines freien Willens erscheint, haben sich die Einzelnen die Folgen ihres Handelns selbst zuzurechnen (...). Im Rahmen neoliberaler Gouvernementalität signalisieren Selbstbestimmung, Verantwortung und Wahlfreiheit nicht die Grenze des Regierungshandelns, sondern sind selbst ein Instrument und Vehikel, um das Verhältnis der Subjekte zu sich selbst und zu den anderen zu verändern (...)“ (Lemke, Krasmann & Bröckling, 2000, S. 30). Sozialpädagogisch „fürsorgliche Bevormundung“ durch eine „Kultur eigenverantwortlich und selbstbestimmt gestalteten Alters“ zu ersetzen führt aus gouvernementalitätstheoretischer Sicht also nicht automatisch in Richtung autonomerer Lebensführung, sondern macht die Verwobenheit von Machtverhältnissen deutlich, die nicht einfach in einer dualen machttheoretischen Vorstellung von Macht und Unterdrückung aufgeht.

Während noch viele erziehungswissenschaftliche Debatten von dieser Gegenüberstellung geprägt sind und eine mögliche Freisetzung der Einzelnen als Ergebnis gelungener pädagogischer Intervention gesehen wird, sind die Subjekte aus individualisierungstheoretischer Sicht bereits freigesetzt. Die Umstellung auf das Leitbild eines selbstbestimmt zu gestaltenden Alters ist im individualisierungstheoretischen Argumentationsstrang nicht mehr geprägt von einem „idealistische[n] Aufklärungsprojekt, das Bildungsprozesse als Weg zur

autonomen Lebensführung von Subjekten betrachtet“ (Kessl, 2007, S. 68), sondern sieht dieses Leitbild als Erfordernis der heutigen Zeit. Autonomie als „reale“ gesellschaftliche Anforderung zu begreifen und nicht im Sinne Meyer-Drawes als Illusion, die die Kraft besitzt (scheinbare) „Realitäten“ zu übersteigen, erweist sich aus gouvernementalitätstheoretischer Sicht als Erfüllungshilfe neoliberaler Machtmechanismen. „Entscheidend ist die Durchsetzung einer >autonomen< Subjektivität als gesellschaftliches Leitbild, wobei die eingeklagte Selbstverantwortung in der Ausrichtung des eigenen Lebens an betriebswirtschaftlichen Effizienzkriterien und unternehmerischen Kalkülen besteht“ (Lemke, Krasmann & Bröckling, 2000, S. 30). Wie der beschriebene biografisierte alte Mensch als Homo oeconomicus bereits sichtbar gemacht hat, können genau diejenigen, die nunmehr bereit liegenden autonomen Möglichkeiten ergreifen, die kalkulierend mit ihrem Leben umgegangen sind und mit diesem gut Haushalt geführt haben. Dieser autonome alte Mensch, der in seinem Subjektverständnis frei und rational ist, hat keine Illusionen und Visionen. Ihm geht es auch nicht um eine bessere Welt, um ein gutes Leben oder um eine Irritation der geltenden Werte. Es geht lediglich um ein Schritt Halten mit den gesellschaftlichen Anforderungen. Er setzt dem gesellschaftlichen Trend nichts entgegen, sondern schwimmt flexibel individualisiert mit der Masse mit.

Schweppe ist aber auch nicht vorzuwerfen, die Gefahr, dass dem Individuum zuviel an Verantwortung übergeben wird, nicht zu sehen. Sie bezeichnet es als „individualistische Verkürzung“, wenn lediglich auf die Stärkung der Subjektseite abgezielt würde und betont, dass Soziale Arbeit mit alten Menschen eine sozialpolitische Dimension hat und den Menschen auch Gelegenheiten zum (autonomen) Gestalten gegeben werden müssen. In Schweppes (2000) empirischer Studie stellt sich heraus, dass in dem untersuchten Dorf neben den eher gefürchteten Altenheimen und bevormundenden Altennachmittagen in der Volkshochschule kaum strukturelle Möglichkeiten vorhanden sind, die Partizipation und selbstbestimmte Gestaltung von alten Menschen zuließen. „Die Frage der Lebensgestaltung im Alter wird zur biographischen Leistung der Subjekte, die mit dieser Aufgabe relativ allein gelassen werden“ (Schweppe, 2000, S. 363). Die individuelle Gestaltbarkeit ist demnach von den gesellschaftlichen Bedingungen abhängig (Schweppe, 2005, S. 36). Mit diesem

Einlenken bricht in Schweppe's Ausführungen wiederum ein Subjektverständnis, das den alten Menschen als absolut frei und rational sieht und macht die Verwobenheit der individuellen Möglichkeiten mit der Lebensumwelt deutlich. Trotz dieses Einlenkens bleibt Autonomie bei Schweppe dennoch als ledigliche Konsequenz einer gesellschaftlichen Dynamik bestehen und es wird nicht weiter hinterfragt, wozu alte Menschen autonom sein sollen und welche Facetten Autonomie im Alter aufweisen könnten.

Trotz aller Kritik ist der Auseinandersetzung mit dem Individualisierungstheorem zugute zu halten, dass sie herausgefordert hat, das Alter in seinen Erscheinungsformen plural zu sehen und für die Soziale Altenarbeit zu verdeutlichen, dass den alten Menschen individuell entgegenzutreten ist. Die unterschiedlichen Menschen können nicht durch zielgruppendifinierte Angebote vereinheitlicht werden, vielmehr ist ihre jeweilige Lebensgeschichte und Autonomie anzuerkennen. Es stellt sich dennoch die Frage, ob es wirklich dieser Gesellschaftsdiagnose bedurft hat, um ein Biografie orientiertes Vorgehen in der sozialen Altenarbeit argumentieren zu können, das die Individualität jedes einzelnen Menschen respektiert. Eine Gesellschaftsdiagnose eignet sich m.E. nicht als Grundlage, um den ethischen Umgang mit alten Menschen zu argumentieren und eine autonome Lebensführung zu propagieren.

3.2 Das autonome und das abhängige Alter

Der stehende Mensch wirkt autonom, als stünde er für sich allein, und als hätte er noch die Möglichkeit zu jeglicher Entscheidung. Der sitzende Mensch übt einen Druck aus, sein Gewicht stellt sich nach außen dar und erweckt ein Gefühl von Dauer. So wie er sitzt, kann er nicht fallen; er wird größer, wenn er sich erhebt. Der Mensch aber, der sich zur Ruhe niedergelassen hat, der liegende Mensch hat sich entwaffnet.

Elias Canetti (1975, S. 23): Das Gewissen der Worte

Das hohe Alter wird bei Schweppe (1999b, 2002, 2004, 2005a) meistens als das abhängige Alter umschrieben, das den gegenüberliegenden Pol des individualisierten und biografisierten Alters darstellt. Alter erscheint als ein Kontinuum zwischen Biografisierung und Abhängigkeit. Das abhängige Alter wird in Gegensatz zum autonomen Alter gestellt. Altern ist „als Gesamtheit und Prozess entlang des (...) Kontinuums zwischen autonomen und abhängigem Alter zu fassen“ (Schweppe, 2002, S. 344). Das autonome Alter wird mit dem individualisierten und biografisierten Alter gleichgesetzt, während das abhängige Alter durch Hilfsbedürftigkeit und Verluste bzw. Abbau im hohen Alter charakterisiert ist. Das sich durch den Individualisierungsprozess verändernde Alter(n) bedeutet somit „nicht die Auflösung der klassischen Altersrisiken, die mit dem abhängigen Alter verbunden sind und welche durch Armut, Einsamkeit sowie physischen, psychischen und geistigen Verfall bedingt sind. Diese bleiben weiterhin bestehen und erhalten durch die Zunahme der Hochaltrigkeit (...) neue Brisanz“ (Schweppe, 2002, S. 331).“ Otto und Schweppe (1996, S. 61) bezeichnen das hohe Alter auch als „schweres Alter“, da es mit steigender Wahrscheinlichkeit mit längerer Hilfe- und Pflegebedürftigkeit verbunden ist. „Spätestens hier endet der Zuwachs an gesellschaftlicher Normalität, wie er für das ‚autonome Alter‘ konstatiert wurde“ (Otto & Schweppe, 1996, S. 61). Bei Böhnisch (2001, S. 252) findet sich ebenfalls die Begrifflichkeit des „autonomen“ und „abhängigen“ Alters wieder und er stellt ein Spannungsverhältnis zwischen diesen Altersphasen fest: „Die Tendenzen zur Individualisierung des Älterwerdens (Kade 1994) und die damit

verbundenen Chancen, die in der Biografisierung der Lebensführung im Alter in Richtung auf ein *eigenes Leben* liegen, stehen also immer in der Spannung zum Risiko des pflege- und unterstützungsbedürftigen ‚abhängigen Alters‘. Sozialpolitisch kann deshalb ein neues ‚autonomes Alter‘ nicht ohne Bezug zu diesem abhängigen Alter gedacht werden (Schmidt 1994)“ (Böhnisch, 2001, S. 252). Böhnisch (2001, S. 255) warnt vor einer Polarisierung des Alters in Aktive und Abhängige, da dies der Pluralität heutiger Lebensmöglichkeiten und –formen nicht gerecht wird. Der Defizitansatz (Alter als Abbau) kann nicht durch den Aktivismusansatz abgelöst werden, da es sich jeweils um Zuschreibungen handelt, die zu Stigmatisierungen und Etikettierungen führen können, welche den Möglichkeitsraum eines individuell-differentiellen Alterns viel eher verschließen würden.

3.2.1 Der/die Autonome und Nichtautonome

Es wird von einem Kontinuum zwischen autonomem und abhängigem Alter gesprochen, was bedeutet, dass es einen Übergang gibt von einer Zeit der Autonomie in eine Zeit der Abhängigkeit. Es gibt also Abstufungen und Autonomie ist nicht plötzlich zu Ende, wenn erste Abhängigkeiten sich zeigen. Eine autonome Lebensführung wird kontinuierlich von einer zunehmenden Abhängigkeit abgelöst bis letztlich keine Autonomie mehr vorhanden ist. Autonomie läuft aus, wird weniger, versiegt bis sie nicht mehr ist, dann ist ein Zustand vollständiger Abhängigkeit erreicht. Es handelt sich um einen Prozess. Am Beginn steht Autonomie und am Ende ist die Abhängigkeit. Das ist die genaue Entgegensetzung vieler pädagogischer, entwicklungspsychologischer und sozialisationstheoretischer Ansätze im Kindesalter an deren Ende bei erfolgreicher Erziehung bzw. erfolgreicher persönlicher Entwicklung individuelle Autonomie steht. Autonomie zeigt sich dann als „Individuation, eine eigene spezifische Identität, die Fähigkeit unabhängiger Handlungskontrolle und eigene, von vorgegebenen Werten unabhängige Urteilsfähigkeit. All dies wird erworben in der Überwindung von Abhängigkeit, in der Loslösung von Bezugspersonen bzw. deren Autorität und in der Ablösung von Autoritäten generell (Schirilla, 2003, S. 33). Diese „Errungenschaften“, die in Kapitel 2 bereits als statisches Verständnis von Autonomie im Gegensatz zu einem dynamischen Verständnis kritisiert wurden, werden mit dem Alter wieder in

Frage gestellt. Es scheint so etwas wie eine Rückwärtsentwicklung in Richtung Abhängigkeit zu geben. Der Vorstellung eines Fortschreitens in Richtung Autonomie in der Kindheit und in Richtung Abhängigkeit im Alter ist jedoch gemein, dass von einem linearen kontinuierlichen Verlauf ausgegangen wird. In ihrer Entgegensetzung stehen sich Autonomie und Abhängigkeit wie zwei Pole gegenüber. Die gegenüberstellende Begriffsverwendung von autonom und abhängig polarisiert, indem die Begriffe an ihren jeweiligen Enden absolut gesetzt werden. Es wird davon ausgegangen, dass es auf der einen Seite reine Autonomie und auf der anderen Seite reine Abhängigkeit gibt. Demzufolge gibt es die autonomen Alten, es gibt die abhängigen Alten und es gibt jene, die vorübergehend dazwischen angesiedelt sind.

Das autonome Alter wird als das biografisierte und individualisierte umschrieben, während das abhängige Alter mit Hilfsbedürftigkeit und Abbau gleichgestellt wird. Diese Entsprechungen an den beiden Polen des Alters werfen jedoch einige Fragen auf. Die Biografisierung können demnach nur die autonomen alten Menschen nutzen. Es stellt sich aber die Frage, warum ein Leben, das verstärkt geprägt ist durch Abhängigkeit nicht mehr biografisiert ist. Warum soll die Biografie bei Pflegebedürftigkeit weniger Relevanz haben? Warum sind individualisierte Lebensstile und Hilfsbedürftigkeit nicht zusammen denkbar? Das autonome Alter wird als Chance auf ein eigenes Leben begriffen. Warum ist das Leben aber kein eigenes mehr bzw. die Chance darauf verspielt, wenn man der Hilfe anderer bedarf? Muss Hilfsbedürftigkeit sogleich absolute Abhängigkeit bedeuten? Heißt jemandem zu helfen, ihn/sie lediglich zu einem/einer Abhängigen zu machen? Wie die offenen Fragen zeigen, ist diese schematisierende Begriffsverwendung, die vorgibt eine bestimmte gesellschaftliche Realität abzubilden, problematisch, da sie vorschnell ein Menschsein im Alter konstruiert, das auf Ausschließlichkeiten basiert. Dieses Denken ist geprägt durch ein „Entweder/Oder“, das „Sowohl/Als auch“-Konstellationen (Autonomie in der Abhängigkeit oder Abhängigkeit in der Autonomie) unberücksichtigt lässt und diese in das Denkmögliche verbannt.

Das autonome Alter ist nach der Darstellung der AutorInnen pluralisiert, differentiell, individualisiert, biografisiert und somit auf der Seite der gesellschaftlichen Normalität angesiedelt. Mit den Risiken der Hochaltrigkeit, die in der Pflege- und Hilfsbedürftigkeit liegen, endet jedoch laut Schweppes

Ausführungen die gesellschaftliche Normalität. Pflege- und Hilfsbedürftigkeit gehören demnach nicht zum normalen und autonomen Leben. Bei dieser Formation vom autonomen alten Menschen wird das Störende ausgeschlossen. Konstituiert wird der andere alte Mensch, der abhängig und nicht autonom ist. Hilfsbedürftigkeit stört in dieser Konzeption die Autonomie. Sie ist Risiko. Pflege- und Hilfsbedürftigkeit entstehen v.a. durch den Abbau körperlicher und geistiger Kräfte. Diese Alterung wird als Risiko und somit nicht zu einem normalen Leben gehörend begriffen. Der alte Mensch in seiner Körperlichkeit sperrt sich gegen die Vorstellung eines autonomen Lebens. Der Körper wird zur Gefahr, zum Störfaktor, der die Autonomie bedroht und ein zunehmendes Angewiesensein auf andere mit sich bringt.

In durchaus kritischer Absicht wird von Schweppe und Böhnisch darauf hingewiesen, dass trotz Individualisierung, durch welche das Alter auch in ein neues Licht gerückt werden konnte, dennoch ein schweres Alter existiert, das unbedingt weiterhin und mitunter verstärkt Berücksichtigung finden muss. Es ist auch die explizite Absicht der AutorInnen den Polarisierungen des Alters entgegenzuwirken und sozialpolitisch das autonome und abhängige Alter aufeinander zu beziehen, in ihrer Begriffsverwendung (autonom, individualisiert, biografisiert/ abhängig, hilfs- und pflegebedürftig) festigen sie jedoch hierarchisierende Dualismen und wiederholen damit gesellschaftliche Wertvorstellungen, ohne diese infrage zu stellen oder sie zu verschieben. Mit den verwendeten Begriffen und Gegenüberstellungen werden die Alten begriffen, angesprochen und unterschieden. Im Sinne Butlers findet mit dem Einsatz dieser Begrifflichkeiten jene Anrede statt, die die Subjekte positioniert. Inwiefern ist aber eine Positionierung in der Abhängigkeit oder Autonomie legitim? Wäre es nicht wichtiger, autonome Möglichkeiten im Zustand des Angewiesen- und Abhängigseins von Anderen auszuloten, anstatt durch die Gegenüberstellung von autonom und abhängig das Bild des/der Nichtautonomen zu zeichnen? Auf der anderen Seite könnten wiederum Abhängigkeitsverhältnisse jener aufgezeigt werden, die vordergründig als autonom gelten bzw. Abhängigkeit während der gesamten Biografie dargestellt werden. Gerade ein biografischer Zugang müsste doch zeigen, dass Abhängigkeiten im Leben immer wieder vorherrschen, was das kontinuierliche Gleiten von einem autonomen in ein abhängiges Alter wiederum infrage stellen

würde. Schweppe und Böhnisch unterscheiden Autonomie von der Abhängigkeit und stellen sie nicht in einem Wechselverhältnis dar. Ihr Verständnis von Autonomie ist statisch, sodass es mögliche Abhängigkeiten nicht zu integrieren vermag. Die Formation des/der Hochaltrigen ist geprägt von der Andersheit neben gesellschaftlicher Normalität und von Nichtautonomie, ohne Perspektiven autonomer Möglichkeiten in einem Zustand des Abbaus und Verlustes.

3.3 Der alte Mensch in der Expertise

Schweppe (1997, 2004, 2002, 2005b) stellt fest, dass bis vor wenigen Jahren, die sozialhilfenähe Altenhilfe und Fürsorge (Hilfe, Betreuung, Versorgung) sich auf das abhängige Alter beschränkt hat, wobei sie in diesem Bereich auch nur eine Randstellung einnehmen konnte, da er von medizinischen und pflegerischen Berufen dominiert wurde und nach wie vor wird. Schweppe (2002) unterteilt die Arbeitsfelder sozialer Altenarbeit in die Offene Altenarbeit, in einen Ambulanten und Stationären Bereich und in Teilstationäre Angebote, welche noch wenig entwickelt sind. Während die Offene Altenarbeit sich am Leitbild des zu gestaltenden Alters orientiert und am Schnittpunkt zur Erwachsenenbildung liegt, stellen die anderen Bereiche Abstufungen in Richtung abhängiges Altern dar. Schweppe bemerkt, dass sich bereits im ambulanten Bereich das medizinische Paradigma verfestigt. Ein wesentlicher Grund dafür ist, dass durch die Einführung der Pflegeversicherung, Pflegebedürftigkeit nur als Folge von Krankheit und Behinderung anerkannt wird. Weiters wird professionelle Pflege von einem auf medizinische Kriterien reduzierten Pflegebegriff geleitet. Auch Böhnisch (2001, S. 280f) stellt der Pflege kein gutes Zeugnis aus. Sie hat kein eigenständiges Menschen- und Gesellschaftsbild, ist auf Standardisierung und einen reibungslosen Organisationsablauf ausgerichtet. Deshalb benötigt eine bislang medizinisch-technisch ausgerichtete Pflege eine sozialpädagogische Einbettung. Biografische und generationsbezogene Methoden der aktivierenden Altenbildung sollen in diesem Zusammenhang herangezogen werden.

Im stationären Bereich finden sich meist sehr alte Menschen, die aufgrund geistiger, seelischer oder körperlicher Einschränkungen nicht mehr im eigenen Haushalt leben können. Die Wahrscheinlichkeit von (Schwer)Pflegebedürftigkeit und die Tendenz zur Psychiatrisierung steigen. Durch die Tendenz zu einer Verkürzung der Verweildauer der BewohnerInnen nehmen Altenheime zunehmend den Charakter von Sterbeheimen an. Viele Heime sind ghettoartig angelegt und haben nach wie vor einen Anstalts- und Verwahrcharakter mit mangelnden Selbstbestimmungsrechten. „Eine von strukturellen und verwaltungstechnischen Zwängen und Abhängigkeiten geprägte Heimumwelt tritt an die Stelle von Individualität der BewohnerInnen“ (Schweppe, 2002, S. 340). Die Vorherrschaft des medizinischen Paradigmas bestimmt eine instrumentelle Körperbeherrschung. „Der kranke Körper steht im Mittelpunkt, der durch die Einseitigkeit der Medizin als bloße Angelegenheit des Körpers und als Funktionsstörung betrachtet wird“ (Schweppe, 2002, S. 340). Durch die Kritik an Alten- und Pflegeheimen als totale Institutionen sind aber auch Reformbestrebungen²⁷ entstanden.

Schweppe (2002) sieht in der sozialen Altenarbeit zwei zentrale Strukturprobleme. Während der Jugendhilfe ein relativ breit gefächertes Institutionensystem mit differenzierten Unterstützungsmöglichkeiten zur Verfügung steht, gibt es für alte Menschen nur wenige Optionen. Weiters ist es der Sozialpädagogik kaum gelungen eine eigenständige Expertise innerhalb dieses von Medizin und Pflege beherrschten Arbeitsfeldes zu entwickeln und zu verdeutlichen, auf welche Weise sie zur Bearbeitung, Linderung oder Lösung altersspezifischer Problematiken bzw. zur Herstellung befriedigender Lebensentwürfe im Alter beitragen kann.²⁸ Auf theoretischer Ebene konstatiert

²⁷ Diese Reformbestrebungen sind in Schlagwörtern: Lebensweltorientierung, Infragestellung einer Praxis der radikalen Nutzenorientierung und des Definitionsmonopols von Expertensystemen, überschaubare Heimgrößen, Normalisierung des Alltags, Orientierung an den individuellen Bedürfnissen und nicht an einem reibungslosen verwaltungstechnischen Ablauf, Öffnung der Heime, Gemeinwesenorientierung, Transparenz und Mitbestimmung, Privatisierungstendenzen mit Verschiebung hin zu marktwirtschaftlichen Konzepten.

²⁸ Obwohl in der stationären Altenhilfe sozialpädagogische Konzepte eine Randstellung einnehmen, wurden in den 1990er Jahren Arbeiten zur Präzisierung der besonderen Kompetenzen sozialpädagogischer Arbeit im stationären Bereich vorgelegt. „Hammer (1995) sieht sie in den Schnittbereichen Vergangenheit und Gegenwart (Identitätserhalt), Individuum und Gesellschaft (Milieugestaltung/Organisationsentwicklung) sowie Institution und Umfeld (Öffnung der Institution/Gemeinwesenarbeit) angesiedelt“ (Schweppe, 2002, S. 341). Konkrete Arbeitsschwerpunkte in der direkten Arbeit mit den Älteren wären demnach

Schweppe, dass Alter, bis auf wenige Ausnahmen²⁹, „bislang kaum über die Zugrundelegung sozialpädagogischer Kategorien erschlossen und sozialpädagogischen Erkenntnisinteressen zugänglich gemacht worden“ (Schweppe, 2005b, S. 39) ist. Schweppe (2005b, S. 40ff) skizziert in neun Punkten Überlegungen, wie Sozialpädagogik ihre Anschlussfähigkeit an Fragen des Alters herstellen kann:

1. Sie wendet sich gegen Hilfsbedürftigkeit als primäre Rechtfertigung für eine Sozialpädagogik im Alter³⁰ und spricht sich für ein Konzept der Lebensbegleitung (Lebenswelt unterstützend, soziale Fragen der Lebensführung) aus.
2. Durch die Pluralisierung des Alters sind sozialpädagogische Maßnahmen (Angebote, Institutionen), die normalisierende und standardisierende Lebensentwürfe zum Ziel haben, obsolet geworden. Es sollen Möglichkeiten geboten werden, das individuelle Lebensprojekt weiterzuführen. Die sozialpädagogische Aufgabe besteht in der Begleitung und Absicherung von individuellen Lebensentwürfen sowie der In Beziehung Setzung dieser mit sozialen Strukturen, um selbst bestimmte, subjektiv befriedigende, kontinuierlich und als sinnvoll³¹ erlebte Lebensentwürfe zu ermöglichen. Sozialpädagogische Expertise liegt in der Unterstützung und Herstellung biografischer Anschlussfähigkeit, wobei Schweppe (2005b, S. 41) diesbezüglich

Milieugestaltung, Angehörigenarbeit, Organisationsentwicklung, Gemeinwesenarbeit und mitarbeiterorientierte Aufgaben.

²⁹ Böhnisch, 1997; Mennemann, 1998; Otto/Schweppe, 1996; Schweppe, 1996, 1999; Thiersch, 2002.

³⁰ Böhnisch (2001, S. 251) zitiert Schweppe und schließt sich ihrer Position an, dass es falsch wäre, Soziale Altenarbeit nur „in der Szenerie der ‚passiven‘ Alten – Krankheit, Pflege, soziale Benachteiligung und soziale Isolation – anzusiedeln“.

³¹ Bezüglich Entpflichtung und Veränderungen von Aufgaben und Aktivitäten in der Altersphase sehen Otto und Schweppe (1996, S. 57f) Herausforderungen hinsichtlich der Aufrechterhaltung und Förderung von „Sinnstrukturen“, welche die Sozialpädagogik aufgreifen könnte, um Unterstützungsarbeit zu leisten. Beispielsweise könnte sie Hilfe zur persönlichen Selbstfindung und Weiterentwicklung geben, biografische Rekonstruktionen vornehmen und brachliegende Potenziale der Alten für die Gesellschaft zugänglich machen. Gleichzeitig soll die Wiederverpflichtung von alten Menschen laut Otto und Schweppe keine „billige Lösung“ darstellen und für gesellschaftliche Notwendigkeiten „missbraucht“ werden. Soziale Arbeit soll Projekte und Aktivitäten fördern, wobei es zu ihrer Aufgabe gehört, kritische Einschätzungen vorzunehmen und auf Fehlentwicklungen hinzuweisen, wenn das Feld gesellschaftlicher Nützlichkeit verlassen wird und sich Aktivitäten nur noch auf kommerzialisierten Freizeitkonsum zubewegen.

einlenkt: „Dabei darf das biografisierte und GestaltungsPotenziale enthaltene Alter nicht wiederum zur Norm werden und Gestaltbarkeit und Gestaltungsnotwendigkeit als Aktivität fehlinterpretiert werden, so wie dies im Rahmen des in den 1980er Jahren im Vordergrund stehenden Altersbildes des ‚aktiven Seniors‘ angestrebt wurde“.

3. Biografische Anschlussfähigkeit und Kontinuität ist von bisherigen Ressourcen der Lebensgeschichte abhängig. Biografische Kontinuität vollzieht sich in der Spannung von Stetigkeit und Wandel, was bedeutet, dass ein ungebrochenes Fortsetzen des bisherigen Lebens dazu führen kann, dass Begrenzungen, die schon in früheren Lebensphasen einen selbst bestimmten Lebensentwurf nicht ermöglicht haben, einfach unhinterfragt weitergeführt werden. Der Sozialpädagogik könnte die Rolle zukommen, zu den bislang unterdrückten Potenzialen, Ressourcen, Wünschen, Interessen und Bedürfnissen vorzudringen.³² Daraus könnten sich neue Handlungsoptionen ergeben.
4. Sozialpädagogik nimmt Einfluss auf begrenzende Strukturen, damit sich alte Menschen individuell eigensinnig entwickeln können.
5. Selbstkritische Überprüfung der sozialpädagogischen Dienste und Einflussnahme in Sozialpolitik und Altenhilfepolitik.
6. Schaffung pädagogisch inszenierter Orte, die den alten Menschen Gelegenheiten und Räume für Erfahrungen, Wissen, Tätigkeiten und soziale Bezüge bieten³³. Das sollen keine Inseln in der Umwelt bleiben, sondern die Orte sollten Brücken zu Strukturen des Nahraums schaffen.
7. Die gesellschaftspolitische Funktion der Sozialpädagogik besteht darin, dass sie die Entfaltung individueller Subjektivität mit der Umbildung gesellschaftlicher Verhältnisse verschränkt.

³² Mit- und Selbstbestimmung war laut Otto und Schweppe (1996, S. 61) nicht immer im Lebens- und Arbeitszusammenhang der heute alten Menschen verankert. Das mündet für sie in Zusammenhang mit Partizipation in die Überlegung, dass sozialpädagogische Maßnahmen so gestaltet werden müssen, dass Mitbestimmung ermöglicht und geübt werden kann.

³³ Ein Beispiel wäre der Generationenaustausch bzw. Ansätze, die generationsübergreifende Formen und Möglichkeiten des Austausches, des Kontakts und der Begegnung fördern (Otto/Schweppe, 1996, S. 50).

8. Diese Konzeption ist laut Schweppe anschlussfähig an den Diskurs zur „Lebensweltorientierung“ (in Anlehnung an Thiersch) und den von Böhnisch geprägten Diskurs der „Lebensbewältigung“, wobei diese beiden Diskurse allerdings noch in Bezug auf altersspezifischen Problemstellungen hin überprüft und ausdifferenziert werden müssten. „Thiersch ist aber wahrscheinlich Recht zu geben, dass die eigentliche sozialpädagogische Provokation der Alten eher in jenen Lebenslagen liegt, die aufgrund geistigen und körperlichen Verfalls durch hilfsbedürftige Abhängigkeit und unkompensierbare Verluste geprägt sind. Denn Sozialpädagogik und Pädagogik zielen im mainstream auf Entwicklung und Verbesserung, müssen sich nun aber einlassen auf Dasein, Dabeisein, Aushalten, auch auf das Aushalten von Hilflosigkeit der anderen und der eigenen. Was ansteht ist die Frage, wie die Sozialpädagogik dazu beitragen kann, trotz unrevidierbarer Hilflosigkeit und Abhängigkeit, alten Menschen ein ‚eigenes Leben‘ zu ermöglichen, anstatt sie nur ‚im Trockenbett der sozialen Stilllegung versickern zu lassen‘ (Böhnisch 1999, S. 128)“ (Schweppe, 2005, S. 43f).
9. Die Sozialpädagogik hat bezüglich des Themas Alter einen Nachholbedarf an wissenschaftlicher Fundierung (Theoriebildung und empirische Forschung).

Auch wenn mit der Individualisierung des Älterwerdens die Chancen für die Realisierung eines eigenen Lebens gestiegen sind, so steht dies laut Böhnisch (2001, S. 242) „immer in der Spannung zum Risiko des pflege- und unterstützungsbedürftigen ‚abhängigen Alters‘“. Auf die Schwierigkeit, das so genannte abhängige Alter sozialpädagogisch zu fassen, hat Schweppe auch schon in ihren früheren Publikationen hingewiesen. Die Kategorie der Lebensbewältigung richtet den Fokus auf die Herstellung bzw. Aufrechterhaltung biografischer Handlungsfähigkeit und soziale Integration, wobei diese Überlegungen allerdings einer Justizierung zur Erfassung und Beschreibung des abhängigen Alters bedürfen, das ja gerade dadurch gekennzeichnet ist, dass sich Handlungsfähigkeit in vielen Fällen nicht mehr herstellen lässt (Schweppe, 2002). Otto und Schweppe (1996, S. 61f) konstatieren für das „schwere Alter“ die Notwendigkeit neuer Formen der Hilfe und einer neuen Altenhilfekultur. „So fahrlässig es ist, soziale Altenarbeit auf

diese Population zu verengen, so fahrlässig wäre es, sie bei der Entwicklung neuer Perspektiven zu vernachlässigen“ (Otto & Schweppe, 1996, S. 62). Otto und Schweppe weisen darauf hin, dass die Hilfe großteils innerfamiliär, zumeist von Frauen geleistet wird, was nicht selten zur Überforderung, Einschränkung der Lebensautonomie, Erschöpfung und Gewalt auf der Seite der Pflegenden führt. Sozialstaatliche Hilfen werden nur in geringem Ausmaß in Anspruch genommen. Diese sind oft alltagsfern und anonym organisiert und die alten Menschen werden dadurch nicht selten auf passive HilfeempfängerInnen reduziert. Weiters kritisieren sie, dass im Bereich des Zusammenwirkens von helfenden Angehörigen und den Profis der sozialen Dienste der Schwerpunkt zu einseitig auf die ‚Produktion von Dienstleistungen‘ gelegt wird. In einer Art Pflegeversicherungslogik lassen sich die Leistungskataloge und Aufgabenbeschreibungen formaler Hilfe nur aus ärztlichen Verordnungen und Kriterien der Abrechenbarkeit erschließen. „Hier ist Kreativität und Innovation gefragt, eine neue Kultur des Helfens zu fördern, die in der Lage ist, die alten, oft nicht mehr intakten Hilfsnetzwerke und Solidaritätsformen dort, wo es möglich ist, durch alltagsnahe zu ersetzen, die die Gestaltung und Organisation durch die alten Menschen und den Respekt vor ihrer Autonomie stärker in den Mittelpunkt rückt (...)“ (Otto & Schweppe, 1996, S. 63).

Die Diversifizierung von Angeboten und Maßnahmen, auch vor einer Hilfsbedürftigkeit, ist gefragt. Dies bedarf einer Abstimmung und Kooperation zwischen den Maßnahmenträgern, Transparenz und Schwellenabbau, damit der Zugang zu den Diensten eine eigenverantwortliche Inanspruchnahme sicherstellen kann. Eine geregelte Vielfalt von Angeboten und AnbieterInnen bedarf von Seiten sozialer Altenarbeit Vernetzungs-, Integrations- und Mediationsleistungen sowie Qualitätssicherung. Dazu gehört auch ein Brücken Schlagen zwischen öffentlicher und privater Leistung. „Damit gewinnt eine ganzheitliche, weit verstandene Beratung besonderes Gewicht, die sich zwischen dem Anspruch größtmöglicher KundInnenautonomie und Formen des Case-Managements zu verorten hat (Otto & Schweppe, 1996, S. 65f). Das Prinzip der persönlichen Entscheidungs- und Wahlfreiheit von Betroffenen und das Prinzip der öffentlichen Verantwortung und Planung gehört besser miteinander verbunden (Otto & Schweppe, 1996, S. 69f). Zunächst hat aber Altenhilfe dafür zu sorgen, dass alte Menschen möglichst wenig auf Hilfe

angewiesen sind und so lange wie möglich in weitestgehender Selbstbestimmung leben können. Aufkeimende Bewegungen der Selbsthilfe oder bürgerschaftliches Engagement sollen, wenn überhaupt professionell eingegriffen wird, autonomieorientiert unterstützt werden. Es soll keine Verschulung, Kolonialisierung oder Enteignung des Alters stattfinden (Otto & Schweppe, 1996, S. 57). Otto und Schweppe sprechen sich in Anlehnung an Herriger für einen Verzicht auf ‚pädagogische Fertigprodukte‘ aus. Das bedeutet „das ständige Zurücknehmen des professionellen Beitrags auf notwendige Stützung von Eigenaktivität und Netzwerkressourcen, ein flexibles Rollenangebot an die Älteren usw. In Settings von Beratung, Gruppenarbeit, Gesellung, Netzwerkstiftung beweist sich ihre Qualität darin, wie überzeugend sie [Soziale Altenarbeit] in Anamnese, Intervention und Unterstützung dem Normalisierungsprinzip³⁴ zur Geltung verhilft, Integration und Autonomie fördert. (...) Der Betrieb und die Erstellung von Einrichtungen, Diensten und Angeboten rückt in den Hintergrund, Stichworte wie ‚Anstöße geben‘, ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘, ‚Moderation‘ oder ‚Regeln setzen‘ werden wichtiger (...)“ (Otto/Schweppe, 1996, S. 68).

Soziale Altenarbeit korrespondiert mit der Forderung nach einem Umdenken im Rahmen einer weit verstandenen Wohlfahrtspolitik, in der die Politik für das Alter weiter gefasst wird. Otto und Schweppe (1996, S. 70) greifen dabei die Überlegung von Karl auf, die sich auf gemeinwesenbezogene Initiativen beziehen, welche nicht das Alter thematisieren, sondern Interessen, Aufgaben und Fragestellungen angehen, die alle Menschen betreffen. Auch Böhnisch (2001, S. 279ff) erwägt, nicht lediglich das Alter zum Thema zu machen. Anstatt isoliert eine Neudefinition des Alters zu finden, soll der gesamte Generationenzusammenhang neu definiert werden, was eine Neubewertung der Jugend, des Erwerbsalters und des Alters gleichermaßen verlangen würde. Böhnisch beklagt eine sozialräumliche Ghettoisierung, die sich in der Ausdifferenzierung von Lebensbereichen fortsetzt, wie z.B. spezifische Reiseziele für Alte, eigene Seniorenprogramme in Volkshochschulen usw.

³⁴ Otto und Schweppe (1996, S. 49) sprechen auch von einem „Normalisierungspostulat“, das für die soziale Altenarbeit gelten soll. Kein Sonderehrenamt mit Sondertätigkeiten, keine Bereitstellung von Beschäftigungsprogrammen, stattdessen sollen „Tätigkeitsfelder“ für alte Menschen erschlossen werden.

Böhnisch spricht sich statt dessen für die Koexistenz verschiedener Altersgruppen und für das Nebeneinander unterschiedlicher Lebensformen aus, die sich in einer veränderten Siedlungs- und Wohnbaupolitik realisieren ließe. Generationenübergreifende Wohnprojekte würden einerseits die Verständigung unter den Generationen fördern, andererseits aber auch arbeitsteilige Modelle der gegenseitigen Dienstleistungen und Entlastungen hervorbringen. Wenn infrastrukturelle Maßnahmen geschaffen werden würden, auf Grund derer unterschiedliche Altersgruppen im Gemeinwesen aufeinander bezogen zusammen leben könnten, würde auch alten Menschen die Gelegenheit gegeben, zu demonstrieren, dass sie sich selbst und anderen helfen können und nicht nur abhängige Empfänger von Hilfe sein müssen.

3.3.1 Kontrollierte (Ab)Normalität

Auf eine verwirrende Art ist das Alter ein normaler anormaler Zustand.

Simone de Beauvoir (2004, S. 366): Das Alter

Bei Schweppes Klage, dass es der Sozialpädagogik noch nicht gelungen ist, eine eigenständige Expertise zu entwickeln, geht es um das Problem, den alten Menschen zu kategorisieren bzw. ein- und zuzuordnen. Es ist die Frage der disziplinären Zuständigkeit, die sich bei Schweppe auch zur Machtfrage zuspitzt, indem sie die Dominanz des medizinischen Paradigmas als problematisch darstellt. Bei der Entwicklung einer eigenständigen Expertise geht es also nicht nur um die Sorge um das Wohlergehen der alten Bevölkerung, sondern auch darum, sich ein Territorium im „Arbeitsfeld alte Menschen“ (Egger de Campo, 2004) zu erobern und somit legitimerweise über den alten Menschen befinden zu können. Marianne Gronemeyer (2002, S. 30ff) ordnet das Expertentum der diagnostischen Macht zu, in der es darum geht, zu entscheiden, was als normal, tolerabel, unduldbare Abweichung oder krankhafte Ausdrucksform des Menschseins zu gelten hat. „Expertentum macht den, der es nachweist, in den jeweiligen Normalitätsfragen zuständig und urteilsfähig“ (Gronemeyer, 2002, S. 31). Diese Zuständigkeit für den alten Menschen ist für die Sozialpädagogik (noch) nicht gesichert und so befindet sie sich derzeit in einem Stadium, in dem das sozialpädagogische Fundament via wissenschaftlicher Theoriebildung noch im Entstehen begriffen ist. Schweppe

(2005b) sieht ihre Konzeption einer Sozialpädagogik des Alters als anschlussfähig an den in der Sozialpädagogik etablierten, jedoch nicht unumstrittenen (vgl. Bakic, 2007; Mollenhauer, 1996; Niemeyer, 2003), Diskurs der Lebensweltorientierung (Thiersch) und Lebensbewältigung (Böhnisch). Sie merkt dabei an, dass noch eine Überprüfung und Ausdifferenzierung auf altersspezifische Problemstellungen notwendig ist.

Bei der Frage, wie der alte Mensch in der Sozialpädagogik formiert wird und welche Positionen er dabei zugewiesen bekommt, stellt sich heraus, dass die Sozialpädagogik selbst als Form gebendes Prinzip unklar positioniert ist bzw. der ExpertInnenstatus der Disziplin noch ungesichert erscheint. Wie bereits erwähnt, hat Expertise mit diagnostischer Macht und der Frage, was als normal und nicht normal zu gelten hat, zu tun. Die Frage der Normalität ist auch ein traditionelles Thema der Sozialpädagogik. „Von Beginn an bestimmte (...) die sozialpädagogischen Diskurse die Abweichung von den gesellschaftlich herrschenden Normalitätsentwürfen“ (Mollenhauer, 1996, S. 878). Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass der so genannte individualisierte, biografisierte, flexible alte Mensch, dem eine statische Vorstellung von Autonomie zugrunde liegt, in Schwepes Ausführungen das gesellschaftlich Normale³⁵ verkörpert, während der/die so genannte abhängige Alte, der/die auf Hilfe angewiesen ist, das andere Alter darstellt. Laut Schweppe sind unter dem Verweis auf die Pluralisierung des Alters normalisierende sozialpädagogische Maßnahmen jedoch obsolet geworden, auch darf selbst das biografisierte und GestaltungsPotenziale enthaltende Alter nicht zur Norm werden. Es wird eine (Sozial)Pädagogik geschaffen, die ohne Normen auszukommen scheint und der Versuch unternommen, mit dem Verweis, dass bestimmte Leitbilder nicht zur Norm erhoben werden dürfen, Normativität aus der Welt zu schaffen. Die Theorie der reflexiven Modernisierung wird auch hier zum Ausgangspunkt der

³⁵ Das Normale ist hier auf einer symbolischen Ebene als Soll-Wert (normativ) zu verstehen und nicht als statistisch geprüfter Ist-Wert. „(...) in der Rede vom >Normalen< treffen zwei Bedeutungsebenen aufeinander: Wertung und Beschreibung, Präskription und Deskription. Normalität meint sowohl Regelgerechtigkeit als auch Regelmäßigkeit; sowohl Soll-Werte als auch Ist-Werte. Kompliziert wird das Verhältnis zwischen Sein und Sollen dadurch, dass das statistische Mittel selbst zur sozialen Norm, zu einer Norm zweiter Ordnung werden kann“ (Waldschmidt, 2004, S. 191), aber ein Soll-Wert auch vom vorzufindenden Ist-Wert dramatisch abweichen kann, wie z.B. das normative Idealbild der Jugendlichkeit selbst kaum von Jugendlichen, geschweige denn von den Alten erfüllt werden kann.

Argumentation genommen und Normalität als zentraler Bezugspunkt von Sozialpädagogik angesichts von Individualisierung, Pluralisierung und Enttraditionalisierung als aufgelöst bzw. ebenfalls pluralisiert betrachtet. „Angesichts der Erosion von gesellschaftlichen Normen, von Normalarbeitsverhältnis und von traditionellen Familienstrukturen, so wurde argumentiert, müsse sich Soziale Arbeit von diesen als normativen Bezugspunkt lösen“ (Otto & Seelmeyer, 2004, S. 49). Sozialpädagogik darf demnach nicht mehr normalisierend auf den alten Menschen einwirken, denn das würde einer Kolonialisierung, Enteignung und Verschulung des Alters gleichkommen und die Autonomie des alten Menschen gefährden. Der professionelle Beitrag soll deshalb zurückgenommen werden und wenn unterstützt wird, dann „autonomieorientiert“ oder „autonomiefördernd“. Ermöglicht wird das, indem die Eigenaktivität gestützt wird, indem nicht bloß Angebote für alte Menschen organisiert werden, sondern z.B. Anstöße gegeben werden, beraten wird oder Hilfe zur Selbsthilfe gegeben wird. Der Bezugspunkt ist dabei das Individuum. Dies ergibt das Bild eines Individuums, das aus sich heraus mit leichten Anstößen von außen autonom agiert. Keine Normen werden an den alten Menschen herangetragen, so die Vorstellung, sondern der sozialpädagogische Berührungspunkt ist in einer normfreien Zone und durch den sozialpädagogischen Anstoß, der in seiner professionellen Zurücknahme fast unmerklich ist, beginnt das autonome System alter Mensch mit seinen eigenen Regeln aus sich heraus zu funktionieren und eigenaktiv zu werden. „Einzigster legitimer normativer Bezugspunkt für Soziale Arbeit wäre hier dann die Autonomie des Individuums“ (Otto & Seelmeyer, 2004, S. 57).

Was auffällt ist, dass der autonome Mensch in den Fokus sozialpädagogischen Interesses rückt und nicht erst der/diejenige, dessen/deren Autonomie beeinträchtigt ist. Das ist ebenfalls im Kontext der Theorie der reflexiven Moderne zu verstehen, in der Risiken ins Zentrum rücken, die universal und ubiquitär sind. Damit wird der Schwerpunkt nicht mehr auf Randgruppen und ein schwaches Klientel gesetzt, sondern soziale Arbeit ist Unterstützungsinstanz für alle. Nicht mehr die Regulation von Norm und Abweichung, sondern die individuelle Unterstützung bei der Bewältigung von Unsicherheit und Risiken stellt die Aufgabe sozialer Arbeit dar (Otto, Seelmeyer, 2004, S. 49). Risiken sollen abgefangen und eine bereits

vorhandene Normalität aufrechterhalten werden. Sozialpädagogik wird nicht erst für notwendig erachtet, wenn Hilfsbedürftigkeit besteht, sondern wird als Lebensbegleitung verstanden. Die Alten sollen die Möglichkeit haben ihr individuelles Lebensprojekt weiterzuführen und dieses durch die Absicherung von sozialen Strukturen, Räumen und Gelegenheiten in der Lebensumwelt gewährleistet bekommen. Das soll selbst bestimmte, subjektiv befriedigende, kontinuierlich und als sinnvoll erlebte Lebensentwürfe ermöglichen. Das so genannte „Normalisierungsprinzip bzw. -postulat“, das für die soziale Altenarbeit gelten soll, gibt einen Wandel von einer normalisierenden zu einer normalisierten Sozialen Arbeit vor, indem weggegangen wird von der Normalisierung des Klientels hin zu einer Ausweitung des Klientels, das in der gesellschaftlichen Normalität angesiedelt ist. Innerhalb der Sozialpädagogik und Sozialen Arbeit ist dieser „normalisierte“ Zugang aber nicht unumstritten. „Es erscheint jedoch mehr als fraglich, ob sich die Regulation von Norm und Abweichung und eine Orientierung an gesellschaftlicher Normalität für die Soziale Arbeit tatsächlich erübrigt haben, oder ob sich nicht vielmehr mit den in der Tat zu beobachtenden gesellschaftlichen Umbrüchen Komplexitätssteigerungen ergeben, die einer differenzierteren Analyse bedürfen“ (Otto & Seelmeyer, 2004, S. 50).

Die Kritik an einer normalisierenden Sozialpädagogik und der Verweis auf die Pluralität von Lebensstilen und –entwürfen hat bei Schweppe den Blick von der Frage nach Normalisierung und Normativität weggewendet und etwaige daraus entstehende Fragen mit einem Konzept der Lebensbegleitung als erledigt verstanden. Es stellt sich jedoch die Frage, wie die Sozialpädagogik sich als Expertin im Arbeitsfeld alter Menschen etablieren kann, ohne Klassifizierungen vornehmen zu können, die wiederum normalisierend auf den alten Menschen einwirken. Mit der gesellschaftsdiagnostischen Erkenntnis, dass die Lebenslagen heute unsicher und von riskanter Freiheit geprägt sind, verschiebt sich bei den AutorInnen die Leitkategorie von Normalität/Abnormalität zu Risiko/Sicherheit. Es geht nicht um die Eingliederung bzw. Integration derjenigen, die aus der Normalität gefallen sind, sondern um die Herstellung von Sicherheit. Buchstabiert man jedoch die neue Leitdifferenz Risiko/Unsicherheit aus, so ist in ihr ebenfalls eine Vorstellung von normal und nicht normal enthalten. Ein klassisches Risiko des Alters stellt die

Hilfsbedürftigkeit und die Abhängigkeit von anderen dar. Indem dies als Risiko gesehen wird, stellt es die Seite des Alters dar, die somit nicht zu einem normalen Leben gezählt wird und möglichst vermieden werden muss. Die Definition von Risiken verweist indirekt auf das Nicht-Normale, auf das Andere, das, indem es tunlichst nicht auf der Bildfläche erscheinen soll, als Störfaktor aus dem Reich des Normalen ausgeschlossen wird. Im Rahmen der lebensbegleitenden sozialpädagogischen Aufgaben wird beispielsweise auch die Ermöglichung eines als „sinnvoll“ erlebten Lebensentwurfs angestrebt, indem „Sinnstrukturen“ aufrechterhalten und gefördert werden. Alter wird demnach mit dem potenziellen Risiko Sinnverlust in Verbindung gebracht, das durch Entpflichtung und Veränderung von Aufgaben und Aktivitäten entsteht. So wie das Risiko besteht, den Sinn zu verlieren, so besteht auch das Risiko zu vereinsamen, keinen biografischen Anschluss mehr zu finden, die Orientierung zu verlieren oder zu verarmen. Die Risikoliste ließe sich noch weiter fortsetzen. Auch wenn dies ernstzunehmende Risiken sind, das soll keinesfalls bestritten werden, so soll dennoch damit aufgezeigt werden, dass dieser Risikoansatz eine bestimmte Weise des Zugriffs auf das Individuum darstellt: Wenn diese universellen und ubiquitären Risiken als Legitimation herangezogen werden, sozialpädagogisch tätig zu werden, so kommt dieser vorgebliche Wandel von einer normalisierenden hin zu einer normalisierten Sozialen Arbeit einer Ausweitung von disziplinierenden zu kontrollierenden Maßnahmen gleich. Nicht nur das Anormale wird diszipliniert und eingeschlossen, sondern das Normale wird ins Visier genommen und kontrolliert. Das entspricht der von Gilles Deleuze (2005) konstatierten Ablösung der Disziplinargesellschaften³⁶ durch die Kontrollgesellschaften³⁷.

³⁶ In der Disziplinargesellschaft, die Foucault, dem 18. und 19. Jahrhundert zugeordnet hat und die ihren Höhepunkt zu Beginn des 20. Jahrhunderts erreicht, kommt die Macht der Norm in den Disziplinen zu ihrem Durchbruch. Das Normale etabliert sich beispielsweise als Zwangsprinzip im Unterricht oder mit einer durchgängigen Spitalsversorgung werden allgemeine Gesundheitsnormen durchgesetzt. „Zusammen mit der Überwachung wird am Ende des klassischen Zeitalters die Normalisierung zu einem der großen Machtinstrumente. An die Stelle der Male, die Standeszugehörigkeiten und Privilegien sichtbar machten, tritt mehr und mehr ein System von Normalitätsgraden, welche die Zugehörigkeit zu einem homogenen Gesellschaftskörper anzeigen, dabei jedoch klassifizierend, hierarchisierend und rangordnend wirken. Einerseits zwingt die Normalisierungsmacht zur Homogenität, andererseits wirkt sie individualisierend, da sie Abstände misst, Niveaus bestimmt, Besonderheiten fixiert und die Unterschiede nutzbringend aufeinander abstimmt“ (Foucault, 1977, S. 237).

Diese Ausweitung des Klientels zu prinzipiell jedermann/frau korrespondiert mit einer Expansion der Normalitätszonen, wie sie von Jürgen Link (1999, S. 75ff) für die „flexibel-normalistische Strategie“ herausgearbeitet wurde. Link unterscheidet zwei verschiedene normalistische Strategien in der Gegenwartsgesellschaft, die sich gegenseitig ergänzen, aber auch miteinander in Konflikt geraten können. Er nennt die Strategie der maximalen Komprimierung der Normalitäts-Zone, die mit fixen und engen Richt- und Grenzwerten einhergeht „Protonormalismus“. Der „flexible Normalismus“ ist im Gegensatz dazu durch eine maximale Expandierung und Dynamisierung der Normalitäts-Zone charakterisiert. Schweppe klassifiziert das Alter, indem sie es als Kontinuum zwischen autonomem und abhängigem Alter darstellt. Der flexible Normalismus setzt auf ein Fließgleichgewicht zwischen Normalität und Abweichung, dem Kontinuitätsprinzip. Dabei gibt es keine klare Grenze zwischen normal und nicht normal, diese ist vielmehr mit prinzipiell verschiebbaren Punkten als Kontinuum angelegt, und kann nur semantisch-symbolisch markiert werden. Die Trennung ist unscharf, durchlässig, befristet und muss immer wieder neu erkundet und ausgelotet werden (Waldschmidt, 2004, S. 193). Sozialpädagogik als Lebensbegleitung innerhalb des Kontinuums des autonomen, individualisierten bzw. biografisierten hin zum abhängigen Alter anzulegen, entzieht sich ebenfalls einer eindeutigen Trennung von normal und anormal und stellt entlang dieses Kontinuums Risiken fest, die variabel sind.

Eine Sozialpädagogik des Alters stellt sich mit dem Imperativ, nicht normalisierend zu sein, vor das Problem, ein Arbeitsfeld zu begründen, ohne offensichtlich disziplinierend zu sein. Vor dem Hintergrund eines flexiblen Normalismus sieht das Anne Waldschmidt (2004, S. 194) folgendermaßen: „In

³⁷ Laut Deleuze hat nach dem 2. Weltkrieg ein Wandel von der Disziplinargesellschaft hin zur Kontrollgesellschaft stattgefunden. Er stellt eine Krise der von Foucault untersuchten Einschließungsmilieus (z.B. Schule, Militär, Fabrik, Klinik) fest, die sich zunehmend nach außen hin öffnen. Der damit zusammenhängenden neuen Freiheit aufgrund dieser Öffnung steht Deleuze jedoch skeptisch gegenüber. „In der Krise des Krankenhauses als geschlossenem Milieu konnten zum Beispiel Sektorsierung, Tageskliniken oder häusliche Krankenpflege zunächst neue Freiheiten markieren, wurden dann aber Bestandteil neuer Kontrollmechanismen, die den härtesten Einschließungen in nichts nachstehen“ (Deleuze, 2005, S. 8). Die Öffnung der geschlossenen Milieus führt zu einer Freisetzung der Menschen, die sie zu permanenter Selbstüberprüfung und Kontrolle verpflichtet.

den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Handlungsfeldern benötigt man Kriterien, um Zielgruppen zu definieren und Interventionen, Therapien, Programme zu begründen. Die Schlüsselfrage (...) lautet: Wie können Menschen wissenschaftlich begründet in Gruppen eingeteilt werden, ohne dass dies mit offenkundiger Stigmatisierung verbunden ist? (...). Die Menschen werden nicht auf eine imperativistische, qualitative Norm hin ausgerichtet, sondern vor dem Hintergrund eines einheitlichen Maßstabes quantitativ miteinander verglichen. Nicht: >Wie *soll* der Mensch sein?<, sondern >Wer oder wie *ist* beziehungsweise wie *handelt* der Einzelne *im Vergleich* zu den anderen?< Normalistische Verfahren steuern indirekt: Sie zeigen den Individuum ihre aktuelle Position auf den Normalverteilungskurven- und überlassen es ihnen dann selbst, daraus Konsequenzen zu ziehen“. Es sind bei Schweppe zwar keine statistischen Verfahren, aus denen Normalverteilungskurven erstellt werden, doch werden aus einer Gesellschaftsdiagnose Risiken, die auch riskante Chancen darstellen, abgeleitet und normal(isierend)e Verhaltens- bzw. Umgangsweisen empfohlen, die Sicherheit herstellen sollen. Mit dem Verweis auf die Autonomie wird es den Menschen selbst überlassen, welche Konsequenzen sie aus einer Beratung oder Hilfe zur Selbsthilfe ziehen. Statt auf Außenlenkung setzt der flexible Normalismus auf Autonomie. Der autonome Mensch wird nicht normalisiert, sondern normalisiert sich selbst (Otto, Seelmeyer, 2004, S. 58; Link, 1999, S. 336f). Aus einer gouvernementalitätstheoretischen Perspektive kommen Otto und Seelmeyer (2004, S. 58) zu der Einsicht, „dass die Prozesse der Pluralisierung und Individualisierung keinesfalls mit einem Ende der Kontrolle bzw. einem Abschmelzen der Kontrollfunktion Sozialer Arbeit einhergehen, wie von den Vertretern der Normalisierungsthese proklamiert, sondern dass hier vielmehr Veränderungen der Kontroll*formen* vorliegen, die in ihrem Kern als verstärktes Moment der Selbstkontrolle, und damit als Element neoliberaler Herrschaftstechnik bestimmt werden können“.

Auf Autonomie bezogen lässt sich zusammenfassend festhalten, dass vor dem Hintergrund eines Übergangs von einer Disziplinar- zu einer Kontrollgesellschaft der autonome Mensch selbst durch eine allgegenwärtige Risikogefahr als der sozialpädagogischen Kontrolle bedürftig erscheint. Das bedeutet eine Ausweitung von Kontrollmechanismen, die grenzenlos auf

jedermann/jedefrau angewendet werden können. Gleichzeitig wird die damit legitimierbare allgegenwärtige Kontrolle durch den Verweis auf die Autonomie des Menschen, dem die Vorstellung eines vernünftig rationalen Subjekts zugrunde liegt, das nach Kosten/Nutzenkriterien abwägt, verdeckt. Autonomie wird zum Kosmetikum einer so genannten normalisierten Sozialpädagogik des Alters, um einen indirekt ausgeführten normalisierend kontrollierenden Eingriff auf den Menschen zu verbergen. Einerseits der Sozialpädagogik bedürftig, normalisiert sich andererseits der autonome alte Mensch Kraft seines Verstandes von selbst.

3.3.2 Das (ver)störende Alter

Old age isn't a battle; old age is a massacre.

Philip Roth (2007, S. 156): Everyman

Das Entwickeln einer eigenständigen sozialpädagogischen Expertise erweist sich als umso schwieriger, je mehr es vom „autonomen Alter“ weg in Richtung „abhängiges Alter“ geht. Einerseits dominiert das medizinische Paradigma dieses Feld, andererseits provozieren Lebenslagen, die durch „geistigen und körperlichen Verfall sowie durch hilfsbedürftige Abhängigkeit und unkompensierbare Verluste“ geprägt sind, pädagogische Denkschemata, die auf Entwicklung, Verbesserung oder zumindest Bewältigung ausgerichtet sind. Deziertes Anliegen ist es, auch wenn unter dem Verweis auf eine „normalisierte“ Sozialpädagogik Hilfsbedürftigkeit nicht der ausschließliche Grund sein soll, sozialpädagogisch tätig zu werden, auch für das „abhängige Alter“ zuständig zu sein.

Öffentlich institutionell verortet ist das so genannte abhängige Alter v.a. in der stationären Altenhilfe. In Altenheimen leben meist sehr alte Menschen, die aufgrund geistiger, seelischer oder körperlicher Einschränkungen nicht mehr zu Hause leben können. Es wird von den AutorInnen ein Bild von Altenheimen dargestellt, auch umschrieben als ghettoartige Verwahranstalt, das noch eher dem Charakter der großen Einschließungsmilieus der Disziplingesellschaft entspricht. Das störende Alter wird von der Gesellschaft in eine eigens dafür vorgesehenen Institution abgesondert. Das Altenheim wird dominiert vom medizinischen Paradigma, indem der alte Mensch v.a. als kranker Körper wahrgenommen wird. Auch dominiert eine verwaltungstechnische

Strukturierung des Tagesablauf, dessen Reibungslosigkeit der Individualität der einzelnen Menschen übergeordnet wird und Selbstbestimmung innerhalb dieses institutionellen Zwangs nicht möglich macht. Die Sozialpädagogik selbst hat für problematische Alterslagen kein eigenes Institutionennetz wie in der Jugendhilfe. Auch der Bereich der sozialen Dienste ist ärztlicher Verordnungen unterworfen. Hilfsbedürftige Hochaltrige lediglich der medizinischen und pflegerischen Obhut zu überlassen, die v.a. den Fokus auf Krankheit richten, ist, wie von Schweppe festgestellt wird, ein zu einseitiger Zugang. Doch worin könnte eine sozialpädagogische Expertise in diesem Bereich liegen, die den verengten medizinischen Zugang aufzubrechen bzw. zu erweitern vermag? Alter sperrt sich nicht nur gegen sozial/pädagogische Denkweisen, sondern auch gegen medizinische und die Auseinandersetzung damit stößt innerhalb der Medizin und auch der Pflege nur auf wenig Prestige³⁸. Die Medizin³⁹ ist auf Heilung ausgerichtet und die Pädagogik auf Fortschritt, doch das hohe Alter widersetzt sich in vielen Fällen sowohl der Heilung als auch herkömmlicher Vorstellungen von Entwicklung und hält uns vor Augen, dass wir letztendlich sterblich sind. Indem das junge Alter oder dritte Alter geschaffen wurde, für das die Möglichkeit von Entwicklung und somit Normalität beansprucht wird, wurde ein bestimmter Altersabschnitt rehabilitiert und hält den Optimierungsdiskursen dieser beiden Disziplinen stand. Was die Hochaltrigkeit bzw. das vierte Alter betrifft, besteht eine gewisse Ratlosigkeit innerhalb der Disziplinen, auch in den Nachbardisziplinen von Sozialpädagogik und Medizin. So attestiert der Psychologe Paul Baltes (2004) dem hohen Alter mehr Bürde als Würde. Für ihn offenbart sich im vierten Alter die evolutionär bedingte biologische Unfertigkeit des Menschen. Deshalb setzt Baltes seine Hoffnung, inmitten seiner pessimistischen Sicht auf das hohe Alter, auf mehr biologisch-medizinische Forschung, um eine „altersunfreundliche“ biogenetische Architektur des Lebensverlaufs so zu verändern, dass sie kulturellen und psychologischen

³⁸ Dieser Geringschätzung des Alters innerhalb der Medizin entspricht der Sachverhalt, dass es in Österreich bis dato noch immer keinen eigenen Lehrstuhl für Geriatrie an den Universitätskliniken gibt.

³⁹ Es wird vorwiegend von der Medizin gesprochen, da Schweppe die Pflege dem medizinischen Paradigma untergeordnet darstellt und nicht als eigene Disziplin behandelt.

Einflüssen besser zugänglich wird“ (Baltes, 2004, S. 15). Für ihn ist das vierte Alter pathologisch, ein Grundfehler der Biologie, den es auszuhebeln gilt.

Bei Schweppe kommen im Unterschied zu Baltes keine wissenschaftstechnologischen oder biogenetischen Hoffnungen bezüglich des Umgangs mit dem abhängigen Alter zur Sprache. Sie lässt diesen Lebensabschnitt sozialpädagogisch noch offen, hält fest, dass es vereinzelt erste Ansätze für eine sozialpädagogische Arbeit im stationären Bereich gibt und Kreativität und Innovation in einer Neuorganisation sozialer Dienste gefragt ist. Sie stellt weiters gewisse Problematiken fest und betont die Notwendigkeit einer neuen Altenhilfekultur.

Ein prinzipielles Problem, das Schweppe sieht, ist, dass sich Handlungsfähigkeit im hohen Alter in vielen Fällen nicht mehr herstellen lässt. Das Konzept der „Lebensbewältigung“, das Schweppe als anschlussfähig an ihre sozialpädagogischen Überlegungen zu Alter ansieht, wird durch das hohe Alter in Frage gestellt. Im Kontext von Lebensbewältigung wird der Fokus auf die Herstellung und Aufrechterhaltung biografischer Handlungsfähigkeit sowie auf soziale Integration gelegt. Für Schweppe ist das abhängige Alter jedoch dadurch „gekennzeichnet“, dass sich Handlungsfähigkeit oft nicht mehr herstellen lässt. In diesem Zusammenhang interessiert, warum Handlungsfähigkeit und abhängiges Alter einander ausschließen. Mit Handlungsfähigkeit wird Tätigsein, wörtlich genommen, die Fähigkeit etwas in die Hand zu nehmen oder eine Handlung zu setzen, verstanden. Es handelt sich damit um einen aktiven Akt. Ein hilfsbedürftiger alter Mensch wird aber als jemand gesehen, der passiv ist und empfängt, der keine Handlungen mehr setzen kann. Schweppe Kennzeichnung des abhängigen Alters durch nicht herstellbare Handlungsfähigkeit unterstreicht die Lesart des passiven Hilfeempfängers. An dieser Stelle gilt es jedoch einerseits zu fragen, ob Passivität so absolut sein kann, dass sie jegliche Möglichkeit von Handlungsfähigkeit im Keim erstickt. Andererseits stellt sich die Frage, was die Passivität zum Anstößigen macht. Handlungsfähigkeit einem hilfsbedürftigen alten Menschen abzusprechen entspricht einem Entweder/Oder Denken, indem auch ein handlungsfähiger Mensch geschaffen wird, der ohne (passives) Empfangen auszukommen scheint. Marianne Gronemeyer (2002, S. 140ff) benennt diese Trennung in Gegensätze als „gespaltenes Sein“, in der die

Kehrseiten des Lebens abgetrennt werden zugunsten einer glatten Erscheinungsform. Passivität, als jene unliebsame Kehrseite des Lebens, die mit dem hohen Alter mit einer höheren Wahrscheinlichkeit deutlicher zu Tage tritt, gehört jedoch konstitutiv zum („normalen“) Lebensvollzug. Selbst die performative Herstellung des Subjekts ist geprägt von einer grundlegenden Abhängigkeit vom Anderen, wie die Anrufungsszene Althusser's zeigt. Subjektivität ist damit nichts Ursprüngliches, sondern wird empfangen und ermöglicht somit erst Handlungsfähigkeit. Auch bei Meyer-Drawe (2000) wird der Aspekt der Passivität und Vermitteltheit bei der Formierung von Subjektivität besonders hervorgehoben. „Es lässt sich kein reines Subjekt isolieren, dem die Welt zur Bearbeitung gegenübersteht. In jedem Umgang mit Welt formt sich Subjektivität zwangsläufig mit“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 54). So fatal es ist, diese fundamentale Passivität als nicht zum normalen Leben gehörend zu begreifen und sie lediglich „anderen“ Menschengruppen zuzuschreiben, so fatal erweist es sich auch, einen Menschen lediglich als passiven und nicht handlungsfähigen Menschen zu betrachten. „Die Vision vom reinen Positiven, das von jeder Beimengung von Negativität befreit ist“ (Gronemeyer, 2002, S. 186), schlägt für das hohe Alter um in ein Szenario reiner Negativität, das von jeder Beimengung von Positivität befreit ist. Indem Schweppe nicht der Versuchung unterliegt, das hohe Alter schön zu reden und versucht, es auch in seiner Negativität beim Namen zu nennen, kippt sie in das Extrem, in der jegliche Handlungsfähigkeit durch eine Überbetonung der Negativität gelähmt wird. Selbst für das Sterben kann sich neben einem Annehmen und Geschehenlassen der aktive Akt einer Illusion von Autonomie als höchste Notwendigkeit erweisen, in der selbst bestimmt wird, an welchem Ort gestorben wird, wie viel an medizinischer Intervention erwünscht ist oder wann die Nahrungsaufnahme letztendlich beendet wird (Pichler, 2007a, S. 215). Aus dieser Sicht, in der die Doppeldeutigkeit von Subjektivität in jeder Lebenslage berücksichtigt bliebe, ließe sich auch für das „abhängige“ Alter Handlungsfähigkeit und Autonomie denken.

Für Schweppe besteht die sozialpädagogische Herausforderung darin, trotz unrevidierbarer Hilflosigkeit und Abhängigkeit den alten Menschen ein eigenes Leben zu ermöglichen. Schweppe's Anliegen lässt sich an dieser Stelle auf die paradoxen (Un)Möglichkeiten des Lebens ein, indem sie ein eigenes Leben in

einem Zustand der Hilflosigkeit nicht von vorneherein ausschließt. Gleichzeitig ist die Wortwahl drastisch, da mit Hilflosigkeit ein sehr starkes Moment der Ohnmacht markiert wird. Hilflosigkeit weckt weiters Assoziationen von Schutz- und Wehrlosigkeit, es ist allgemein und betrifft die ganze Person, während Hilfsbedürftigkeit partikularer ist. Der Hilfe bedürfen muss nicht notwendigerweise bedeuten hilflos ausgesetzt zu sein. Bedürftigkeit muss nicht mit völliger Hilflosigkeit und Abhängigkeit gleichgesetzt werden. Schweppe's Rede von einer unrevidierbaren Hilflosigkeit und Abhängigkeit betont die Lesart einer reinen Negativität, die dem abhängigen Alter attestiert wird. Um aber ein eigenes Leben für Menschen dieses Alters aber ermöglichen zu können, müsste eine andere Subjektpositionierung vorausgesetzt werden, die den alten Menschen nicht im Sinne eines gespaltenen Seins entweder auf der normalen oder auf der anderen anormalen Seite positioniert.

Das hohe Alter sperrt sich laut Schweppe gegen den Mainstream der Sozial/Pädagogik, der auf Entwicklung und Verbesserung ausgerichtet ist. Es handelt sich somit um eine sozialpädagogische Provokation. Interessant sind die Implikationen für die professionell Handelnden. Sie haben sich einzulassen auf ein Dasein, Dabeisein, Aushalten, auch Aushalten von Hilflosigkeit, sowohl der eigenen als auch der anderen. Sozialpädagogik versteht sich in diesem Sinne als eine Disziplin die die Sterblichkeit akzeptiert und nicht auf technologische Machbarkeit oder Vermeidbarkeit setzt. Damit bricht eine Sozialpädagogik des hohen Alters mit jener linearen Zeitvorstellung, die in einer modernen Pädagogik in die Idee der menschlichen Perfektibilität eingelassen ist. Nicht auf die Zukunft ausgerichtetes Fortschreiten ist gefordert, sondern die Aufmerksamkeit liegt mit Dasein, Dabeisein und Aushalten auf der Gegenwart. Sowohl die Sozialpädagogin/der Sozialpädagoge als auch der alte Mensch sind zum Stillstehen angehalten. Das widersetzt sich pädagogischer Ideen und gesellschaftlicher Wertvorstellungen, die v.a. auf Fortschritt, Bewegung und Beschleunigung ausgerichtet sind. Das hohe Alter fordert, sofern es nicht via technologischer Machbarkeitsvorstellungen pathologisiert und dabei der widerständige und provokante Charakter genommen wird, heraus, gesellschaftliche Wertvorstellungen und sozialpädagogische Imperative neu zu überdenken. Die Negativität des hohen Alters wird in diesem Abschnitt bei Schweppe nicht als zu vermeidender Artefakt im menschlichen Leben

angesehen, sondern als auszuhaltender Teil des hochaltrigen Lebens. Damit rückt das „abhängige“ Alter ein Stück weit in Richtung Normalität. Die Negativität des Alters gehört zum Leben und muss nicht abgespalten, sondern ausgehalten werden. Indem die Negativität in der Darstellung des abhängigen Alters jedoch derart dominiert, lässt sie kaum Platz für Orte der Illusion von Autonomie. Es kommt zu einer Abspaltung der Positivität und erscheint in dieser einseitigen Bestimmung letztendlich doch als anderes Alter.

3.3.3 Position und (Eigen)Sinn des Alters?

Keinen Zielen mehr verpflichtet zu sein, keinen Anforderungen mehr zu begegnen, das verurteilt den alten Menschen zur Langeweile, (...).

Simone de Beauvoir (2000, S. 603): Das Alter

Es kommt vor, dass die Disqualifizierung des alten Menschen einhergeht mit einer Bereicherung und einer Befreiung. Bernard Shaw, (...) erklärte, er habe nach 60 Jahren >seine zweite Kindheit< begonnen: Er empfand ein köstliches Gefühl von Freiheit, Abenteuer, Unverantwortlichkeit.

Simone de Beauvoir (2000, S. 637): Das Alter

Schweppe spricht u.a. davon, Strukturen und Räume zu befördern, in denen sich Alte „individuell eigensinnig entwickeln können“ (Schweppe, 2005, S. 42). Was unter Eigensinnigkeit konkret verstanden wird, wird nicht ausgeführt und doch möchte ich diesen Begriff heranziehen, ihn näher beleuchten und einerseits an ihm veranschaulichen, wie unklar die Position der Alten ist, sowie andererseits das Potenzial einer körperlich/leiblichen Betrachtungsweise in Erwägung ziehen.

Schweppe könnte sich für die Sozialpädagogik die Rolle vorstellen, im Rahmen einer biografischen Orientierung zu den bislang unterdrückten Potenzialen, Ressourcen, Wünschen, Interessen und Bedürfnissen vorzudringen, um daraus neue Handlungsoptionen ableiten zu können. Vielleicht könnte hier der Eigensinn seinen Ort finden, anstatt biografischer Anschlussfähigkeit biografische Eigensinnigkeit. Aus dieser Sicht soll das Alter noch einmal genützt werden, um Unterdrücktes aufleben zu lassen und um selbst bestimmt leben zu

können, was nicht für alle immer selbstverständlich war. Sozialpädagogik würde sich dann als Motor verstehen, der das bislang Unmögliche dem Bereich des Möglichen näher bringt und eine bislang verwehrte Selbstbestimmung ermöglicht. Sozialpädagogik wäre visionär. Alter wird damit mit einer Phase der Freiheit assoziiert, in der es endlich möglich ist auch jenseits einer zweckrationalen Lebensweise andere Möglichkeiten zu realisieren. Es könnte aber auch als letzte Gelegenheit gelesen werden, dem Leben noch Sinn abzuringen, einen eigenen Sinn. Es stellt sich die Frage, wie „sinnvoll“ das Leben im Alter sein kann. Schweppe und Otto (1996) sehen in der Aufrechterhaltung und Förderung von „Sinnstrukturen“ ein mögliches Betätigungsfeld für SozialpädagogInnen, z.B. in Form von Hilfe zur persönlichen Selbstfindung und Weiterentwicklung, von biografischer Rekonstruktionen oder dem Zugänglich Machen brachliegender Potenziale der Alten für die Gesellschaft. Dies soll ihrer Ansicht nach nicht als billige Lösung gesellschaftlicher Probleme missbraucht werden, wobei Sozialpädagogik auch kritische Einschätzungen vornehmen soll und auf Fehlentwicklungen hinzuweisen hat, wenn die Alten das Feld gesellschaftlicher Nützlichkeit verlassen und ihre Aktivität nur noch auf kommerzialisierten Freizeitkonsum ausgerichtet ist. Aus dieser Sicht ist das sinnvoll, was nützlich ist. Die Bewertung, was nützlich und sinnvoll ist, hängt von normativen Setzungen und Wertvorstellungen ab. Sinnvolles im Sinne sozialpädagogischer Aufrechterhaltung und Förderung von Sinnstrukturen wäre dort, wo der alte Mensch sich in die Gesellschaft nützlich einbringt und wo es zu persönlicher Weiterentwicklung kommt.

Es spiegelt sich bei den sozialpädagogischen Erwägungen die unklare Position, die Unklarheit der Funktion, die die alten Menschen in der Gesellschaft einnehmen, wider. Einerseits wird ihnen ein eigensinniges Leben, ein Leben das ihren Wünschen und Interessen entspricht, zugestanden, andererseits soll dieses Leben auch nach sinnvollen Kriterien, die auf Nützlichkeit ausgerichtet sind, hin orientieren sein. Man soll sie lassen, weil es angesichts der Pluralität nicht mehr legitim ist, ihnen zu sagen, was zu tun ist. Man kann sie doch nicht ganz lassen, da ihr Leben gesellschaftlich dennoch sinnvoll sein soll. Meyer-Wolters (2004) bezeichnet die Unterbestimmung von Funktion und Rolle alter Menschen nach der Familienphase und Berufstätigkeit aus einer

anthropologischen Perspektive als „Narren- oder Willkürfreiheit der Alten“. Er vergleicht den Freiheitsspielraum des Alterns mit dem der Kindheit, der Arbeitslosigkeit, der Künste und der Wissenschaft. „Die Freiheit des Kindes ist auf Transformation angelegt. (...). Die Freiheit der Arbeitslosen wird (...) als zu überwindender biographischer Unfall gesehen. Die Freiheit des Forschers und Künstlers ist in ihrer thematischen Reichweite (...) beschränkt (...). Alle Freiheiten sind zeitlich befristet und / oder thematisch beschränkt. Einzig die Freiheit, die mit dem endgültigen Ausscheiden aus dem Berufsleben bzw. Familienleben eingeräumt wird, ist weder auf Transformation angelegt, noch zeitlich befristet, noch (...) thematisch eingegrenzt (...)“ (Meyer-Wolters, 2004, S. 90). Daraus folgert Meyer-Wolters (2004, S. 90f), dass wir nicht wissen, was die alten Menschen sinnvollerweise tun sollen, welcher Ort ihnen zukommt, welche Funktionen sie übernehmen sollen, was ihre Rechte sind und worauf ihre spezifische Würde gründet. Diese Narrenfreiheit ist keine angenehme Wahlfreiheit, sondern eine Situation individueller Be- und Überlastung durch die Aufgabe permanenten individuellen Selbstentwurfs. Aus seiner Sicht wären neue Verbindlichkeiten eine Entlastung, auch wenn der/die einzelne Alte damit hadert oder sich dagegen auflehnt. „Es ist – provokativ gesagt – besser, den falschen Ort in der Gesellschaft zugewiesen zu bekommen als gar keinen“ (Meyer-Wolters, 2004, S. 91). An dieser Ortslosigkeit der Alten mühen sich die sozialpädagogischen Versuche, dem Alter Sinn abzurufen ab und sie lässt eine sozialpädagogische Expertise in diesem Feld ebenfalls etwas unbestimmt und willkürlich erscheinen. Die Alten sollen sich eigensinnig entfalten, nach ihren Wünschen und Interessen leben, sie sollen ein sinnvolles Leben führen und wenn geht, für die Gesellschaft noch nützlich sein, auch wenn die Gesellschaft dies wiederum nicht ausnützen darf und sie sollen eine Balance von selbstgewähltem Rückzug und selbstbestimmter Aktivität⁴⁰ halten können. Diese ortslose Positionierung der Alten erschwert es auch, Autonomie als emanzipatorische Bewegung zu denken. Wogegen sollen sie aufbegehren, sind sie doch freigesetzte Autonome, denen nichts vorgeschrieben wird, die

⁴⁰ Böhnisch (1999, 2001, 2005) sieht es als Privileg des Alters an, verlangen zu können, vom arbeitgesellschaftlichen Stress verschont zu bleiben und sich immer auch zurückziehen zu können. Er setzt sich für ein Konzept von Lebenszufriedenheit ein, das auf einer Balance von selbstgewähltem Rückzug und selbstbestimmter Aktivität basiert. Dieser Gedankengang ist auch von Schweppe (1999, 2005) übernommen worden.

hingegen selbst entscheiden müssen. Aus der Sicht Meyer-Wolters wäre Eigensinnigkeit als unfreiwillige Narrenfreiheit zu deuten, die weniger mit Lust am Anderssein in Verbindung gebracht wird, sondern vielmehr die Bedeutungslosigkeit der Alten in der Gesellschaft markiert. Die Thematisierung von Sinn im Alter macht bereits deutlich, dass dieser nicht selbstverständlicherweise für das Alter gegeben ist, dass Sinn für das Alter in Frage gestellt wird. Altsein geht mit der Gefährdung einher, „sinnlos“ zu sein.

Mit Christel Schachtner (1988) soll ein weiterer Aspekt, den Eigensinn des Alters betreffend, eingebracht werden. Bei ihr ist der Eigen-Sinn des Alters, das wogegen die gesellschaftlichen Abwehrmaßnahmen (gegen das Alter) sich richten. Die Abwehr gilt einer letztlich unbeherrschbaren Leiblichkeit und einer unweigerlichen Endlichkeit des Lebens. „Was sich in dem Bekämpften widerspiegelt, ist das Werden, Wachsen und Vergehen menschlichen Lebens, ist Offenheit, Auflösung, Verletzlichkeit, Vielfalt, Beweglichkeit, nicht planbare Veränderung. Das Alter kennzeichnen Vorgänge und Daseinsweisen, die sich einer linearen Ordnung entziehen, weil sie Überraschungen, Diskontinuitäten, nicht-mechanische Wiederholung mit sich bringen. Das alles gehört zum Leben, ist Kennzeichen lebendiger Prozesse. *Der alte Mensch stört durch seine Lebendigkeit*“ (Schachtner, 1988, S. 220). Für Schachtner liegt im Alter eine subversive Kraft, die sich geltenden Wert- und Normvorstellungen widersetzt, indem das Störende an die Oberfläche einer unabweisbaren Wirklichkeit drängt. Bei Schweppe kommt diese auf den Leib bezogene Eigensinnigkeit nicht zur Sprache. Unter eigensinnig wird eine Haltung verstanden, die sich trotzig und widerständig gegen geltende Meinungen und Vorstellungen richtet. Eigensinnigkeit hält einem vorherrschenden Sinn einen eigenen Sinn gegenüber. Eigensinnigkeit wird jedoch vordergründig als Leistung des Geistes gesehen, im Alter oft auch zur Alterssturheit abgewertet und nicht wie bei Schachtner auch bzw. gerade als eine Möglichkeit des Leibes.⁴¹

⁴¹ Böhnisch (1999, S. 267; 2001, S. 128f) zitiert Schachtner und möchte den leibseelisch gegründeten Eigensinn des Alters als Ansatzpunkt für eine milieubildende Altenarbeit verstanden wissen. „Sie muss in ihren Angeboten ein Anregungsmilieu schaffen können, das nicht auf Defizite der alten Menschen schielt, sondern ihrem oft verdeckten, weil überangenen Anderssein eine soziale Resonanz und Ermutigung bieten und auch bei den alten Leuten Lust aneinander und Neugier aufeinander wecken kann“ (Böhnisch, 2001, S. 267).

Auch wenn das Alter aufgrund seiner funktionslosen Unterbestimmung als unfreiwillige Narrenfreiheit verstanden werden kann, so könnte dem Alter dennoch die Funktion zukommen, zu stören. Auch die „Störungen“ sind unfreiwillig. Wer überquert schon gerne langsamer als alle anderen die Straße, lässt sich gerne die Koffer tragen, hört gerne lauter Radio, verschüttet durch Zittern gerne die Suppe, lässt sich gerne den zu klein gedruckten Fahrplan vorlesen? Eine eigensinnige Entwicklung zu ermöglichen, könnte in diesem Sinne verstanden werden, dass sich Alte mit ihrem Eigen-Sinn der Gesellschaft ganz einfach zumuten und damit irritieren, indem sie einen reibungslosen Ablauf stören. Schweppe schreibt häufig, dass sozialpädagogische Arbeit mit Alten auch die Umbildung gesellschaftlicher Verhältnisse beinhaltet. Vielleicht könnte das mit den Alten und nicht für die Alten erreicht werden, indem Sozialpädagogik diese „Störungen“ innerhalb der Gesellschaft zulässt und die Gesellschaft damit innehalten lässt. Schweppe und Böhnisch sprechen sich u.a. dafür aus, alten Menschen nicht einen Sonderstatus zu geben, indem eigene Angebote für sie organisiert werden, sondern eine weit gefasste Wohlfahrtspolitik und gemeinwesenbezogene Initiativen zu betreiben, die alle Generationen umfassen. Die Herausforderung besteht aus dieser Sicht jedoch darin, diesen von Schachtner beschriebenen Eigen-sinn dabei nicht zu negieren. Es ginge darum, der „normalen Andersheit“ inmitten der Gesellschaft Raum zu geben.

Bei Schweppe bleibt jedoch die körperliche Dimension des Alters ausgespart und erscheint als Hindernis, das v.a. das abhängige Alter kennzeichnet. Das Körperliche wird somit auch bei der Möglichkeit von Autonomie ausgeschlossen. Die Autonomen sind nicht die Störenden, sondern die reibungslos Funktionierenden. Störende, eigensinnige Autonomie könnte ein Gegenmodell zur reibungslosen Autonomie abgeben.

3.4 Die alte Frau und der alte Mann

Schweppes Zugang zu Alter(n) weist keine geschlechtsspezifische Differenzierung auf. Eine Ausnahme bildet ein Artikel für den von Barbara Friebertshäuser, Gisela Jakob und Renate Klees-Möller (1997) herausgegebenen Sammelband „Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung“, der den Titel trägt „Alte Frauen: Eine vergessene Mehrheit in der sozialen Altenarbeit“. Darin kritisiert sie eingangs, dass das Alter häufig mit einer Selbstverständlichkeit als nachberufliche Lebensphase bezeichnet wird, ohne zu benennen dass sich dies eigentlich lediglich auf männliche Lebensverläufe bezieht. Weiters stellt Schweppe fest, dass Überlegungen zu einer frauenspezifischen Altenarbeit weitgehend fehlen und entwickelt einen ersten Versuch möglicher Perspektiven einer frauenspezifischen Altenarbeit. Diese Perspektiven unterscheiden sich jedoch nicht von ihren allgemeinen (und bereits dargestellten Überlegungen zu sozialer Altenarbeit) und weisen keine systematische Geschlechtsspezifität auf. In Schlagworten dargestellt beinhaltet dies: statt Zielgruppendefinition subjektive Orientierungsmuster und Offenheit der Maßnahmen, Konzept der Lebensbegleitung, biographische Orientierung. Bei der Darstellung der Lage der alten Frauen macht sie dies getrennt aus einer sozialstrukturellen und aus einer modernisierungstheoretischen Perspektive.

Aus der sozialstrukturellen Perspektive stellen Armut, Singularisierung, Gefährdung und Abhängigkeit Markierungen weiblichen Alterns dar. Verwitwete, ledige oder geschiedene Frauen aus benachteiligten Sozialschichten, Pflegebedürftige und sehr alte Frauen stellen Armutsrisikogruppen dar. Die Gründe dafür sind renten- und familienpolitisch, da das Renteneinkommen an das Erwerbsleben gekoppelt ist und die Leitfigur einer möglichst langen ununterbrochenen Vollzeit-Erwerbstätigkeit besteht. Alte Frauen leben viel häufiger allein, da ihre Lebenserwartung länger als die der Männer ist, die Heiratschancen aufgrund der Weltkriege und der gesellschaftlich üblichen Verheiratung von Männern mit jüngeren Frauen geringer sind. Obwohl Alleinleben nicht sogleich Isolation und Vereinsamung bedeuten muss, führt Schweppe empirische Ergebnisse an, die zeigen, dass Alleinlebende über geringere soziale Einbindungen verfügen. Dieser sozialstrukturelle Zugang zur Lebenssituation alter Frauen identifiziert sie z.T. als eine hochgradig belastete Problemgruppe mit kumulativen

Benachteiligungen. Schweppe attestiert diesem Zugang seine Wichtigkeit, stellt aber fest, dass er zur Erfassung der Lebenssituation alter Frauen nicht ausreicht und appelliert ergänzend dazu für eine modernisierungstheoretische Perspektive.

Aus modernisierungstheoretischer Perspektive beschreibt sie das Alter als eigenständige Lebensphase. Im Vergleich zu vormodernen Zeiten, in denen bei verheirateten Frauen ihr eigenes Leben mit dem Heranwachsen des letzten Kindes zu Ende ging, gibt es jetzt eine so genannte Emptynest-Phase. Die Freisetzung aus traditionellen Bindungen geht damit einher, dass Frauen sich auf vorgezeichnete Lebenswege nicht mehr verlassen können. Auch die Familie als Institution ist brüchig geworden (Trend zur Ehe auf Zeit, erhöhte Scheidungsraten). Durch die geografische Mobilität kommt es zu unregelmäßigen Alltagskontakten zwischen den Generationen. Auch die Großmutterrolle verändert sich. Großmütter sind zwar nach wie vor eine Entlastung bei fehlender Kinderbetreuung, in Krankheits- und anderen Krisensituationen, wobei der Trend in Richtung sozialstaatlich angebotene Institutionen oder private Organisationen (FreundInnen und Bekanntenkreis) geht. Die Großmutterschaft fällt weiters in einen Lebensabschnitt, in dem sich Frauen u.U. selbst auf ihr eigenes, von Kinderaufgaben und Zwängen der Erwerbsarbeit entpflichtetes Leben konzentrieren wollen. Das Hilfefpotenzial der jüngeren gegenüber der älteren Generation verändert sich ebenfalls. Obwohl der Hilfebedarf von alten Menschen zum größten Teil nach wie vor innerfamiliär von Frauen abgedeckt wird, wird diese Selbstverständlichkeit brüchig. Viele Frauen akzeptieren ein ausschließliches „Dasein für andere“ nicht mehr. Alte Frauen sind angehalten, ihre Lebensentwürfe zu gestalten, wobei es ihnen nicht freigestellt ist, sondern in weiten Teilen ein Muss dazu besteht, da ein Verharren in traditionellen Lebensentwürfen oft konfliktreich, risikoreich und häufig nicht mehr realisierbar ist. Neue orientierende Leitbilder stehen aber kaum bereit und gesellschaftliche Strukturen (Betreuungs-, Verwaltungs- und politische Institutionen) stehen häufig im Widerspruch zu der sozialen Wirklichkeit weiblichen Alterns. Zum Alleinleben und den gefürchteten Sonderformen wie z.B. Altenheime gibt es oft keine Alternativen. Diese Freisetzung bringt laut Schweppe (1997, S. 233) „hohe Anforderungen an die Subjektseite mit sich, will sie nicht scheitern und sollen die riskanten Chancen

der gegenwärtigen Lebenssituation produktiv genutzt werden (...)“. Es stellt sich die Frage, inwiefern es gelingt Biografien mit normalbiografischen Elementen zu Biografien mit wahlbiografischen Anforderungen umzuorientieren. „Oder ist es so, dass viele alte Frauen, die aufgrund von Hunger, Armut und Krieg zur Lebensbewältigung schon immer ein hohes Maß an Improvisationsfähigkeiten, Kreativität und Phantasie entwickeln mussten, besonders heutigen Anforderungen gewachsen sind“ (Schweppe, 1997, S. 235)?

Bei Böhnisch ist im Gegensatz zu Schweppe eine geschlechtsspezifische Betrachtungsweise integriert. Er beleuchtet sowohl weibliches als auch männliches Altern, wobei ein Artikel den Titel „Lebensbewältigung und Beratung von Männern im Alter“ (Böhnisch, 2005) trägt und speziell männliches Altern zum Thema hat.⁴² Die weiblichen und männlichen Lebenslagen im Alter sind aus seiner Sicht geprägt von einem Gesellschaftssystem, das auf einer geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung als Grundfeste der industriellen Produktion aufbaut. Demzufolge sind Frauen trotz alltäglicher Emanzipationspraxis vorrangig nach wie vor auf häuslich-familiale Reproduktionsarbeit ausgerichtet, die niedriger bewertet ist und Männer auf außerhäusliche Erwerbsarbeit. Auch wenn das Alter einen biografischen Bruch mit dieser geschlechtsdifferenzierten Arbeitsteilung bedeutet, ergeben sich daraus für Böhnisch die geschlechtsspezifischen Problemlagen im Alter.

Böhnisch (2001) fasst unterschiedliche empirische Studien zusammen, aus denen hervorgeht, dass alte Frauen mit niedrigem Bildungsstatus und hoher Abhängigkeit vom männlichen Partner beim Tod des Mannes eher sozial isoliert sind, wohingegen Frauen mit höherem Bildungsstatus und biografischer Selbstständigkeit im Alter eher soziale Außenaktivitäten entfalten als alte Männer. Eine Studie aus den 1970er Jahren zeigt, dass Frauen pessimistischere Erwartungen an das Alter herantragen als Männer, was mit einer anerzogenen negativen Selbsteinschätzung begründet wird. Frauen mit besserer Schulbildung und Berufstätigkeit blicken hingegen weniger negativ auf das Alter als niedrig Gebildete und Frauen ohne eigenständige Berufstätigkeit.

⁴² Das Unterkapitel „Altern als biographische Freisetzung des Frau- und Mannseins“ (Böhnisch, 1999, S. 131ff) und das Unterkapitel „Alte Frauen und Männer“ (Böhnisch, 2001, S. 272ff) sind bis auf minimale Unterschiede identisch. Auch finden sich einige Abschnitte, die sich auf männliches Altern beziehen wieder im selben Wortlaut in Böhnisch (2005, S. 80f).

Der Autor stellt Bezug nehmend auf aktuellere Literatur fest, dass sich älter werdende Frauen nicht mehr selbstverständlich und ausschließlich an der traditionellen Frauenrolle orientieren, da ihnen bewusst ist, dass wirtschaftliche Selbstständigkeit und eigene soziale Kontakte außerhalb der Familie Abhängigkeit, Armut⁴³ und Vereinsamung verhindern können. Frauen, die sich in den Haushalt zurückziehen, so Böhnisch, besitzen aber auch geschlechtstypische Möglichkeiten. Der moderne Haushalt kann sozial offen gestaltet werden und v.a. Zeit für soziale Kontakte (z.B. über Kinder- und Nachbarschaftsaktivitäten) zulassen. Dennoch bleibt die Abhängigkeit von der Erwerbsarbeit des Mannes bestehen und bedingt einen strukturellen Zwang zum Zurücknehmen. In einem Zitat von Backes wird ausgeführt, dass Frauenerwerbsarbeit einerseits der Anlass dafür sein kann, längerfristige Kontakte zu schließen und auf neue Interessensgebiete zu stoßen, was zu einem befriedigenderen Leben im Alter führen kann. Andererseits kann eine Mehrfachbelastung durch Berufstätigkeit auch zu eingeschränkten Kontakten und zu gesundheitlichen Gefährdungen führen (Böhnisch, 2001, S. 272ff). Böhnisch (2001, S. 274) kommt zu dem Schluss, dass die „moderne familiengebundene Frau - ob sie nun einer Erwerbsarbeit nachgeht oder nicht – (...) die traditionelle einseitige Prognose der zwangsläufigen Altersbenachteiligung durchbrochen [hat], das höhere Altersrisiko für Frauen ist aufgrund ihrer in sich ambivalenten Lebenslage im Familien- und Erwerbsalter geblieben“.

Gemäß statistischen Erhebungen, so Böhnisch, nimmt die Außenorientierung von Frauen im Alter zu, während sich die älter werdenden Männer nach innen orientieren. Das ist, so der Autor, kein Widerspruch zu geschlechtstypischen Befunden, „Vielmehr bestätigt sich damit (...), dass Frauen auch über Außenkompetenzen verfügen, diese aber unter dem gelernten Eindruck der Dominanz männlicher Außenaktivität zurückhalten. Im Alter, wenn die Frauen dann alleinstehend sind oder die Männer ihre Außenkontakte einbüßen und sich an ihre Partnerin hängen, können sie dann diese übergangenen Außeninteressen im Besuch von Bildungsangeboten, Nachbarschaftsarbeit und

⁴³ Frauen sind durch kein eigenes oder durch ein niedriges Einkommen eher von Altersarmut betroffen (Böhnisch, 2001, S. 255).

Ehrenamt realisieren“. In diese Richtung interpretiert er auch eine Studie über unverheiratete alleinstehende Frauen mittleren Alters, die überwiegend „erfolgreich altern“. „Da ‚erfolgreiches Altern‘ vor allem an der Chance und Fähigkeit gemessen wird, im Alter befriedigende Sozialkontakte zu erhalten bzw. aufzubauen, lassen diese Befunde den Schluss zu, dass Autonomie gegenüber einer geschlechtshierarchischen Familienbindung und die (...) Entstigmatisierung der alleinstehenden Frau, die sozialen und psychischen Altersrisiken dieser Frauen geringer erscheinen lassen“ (Böhnisch, 2001, S. 274f).

Daraus ergibt sich für Böhnisch (2001, S. 275) die sozialpolitische Konsequenz, dass Frauen in den Familien dringend eine Entschärfung der geschlechtshierarchischen Vereinbarkeitsproblematik benötigen, sowie Männern bereits vor dem Alter eine eigenständige Beteiligung an der Haushalts- und Erziehungsarbeit ermöglicht werden soll, indem die männliche Erwerbsarbeit familienfreundlicher gestaltet wird.

Durch die „Feminisierung“ des Alters (es gibt fast doppelt soviel ältere Frauen als ältere Männer), die auch gekoppelt an die strukturalen Merkmale der „Singularisierung“ und „Hochaltrigkeit“ ist, stehen mehr Frauen als Männer vor der Herausforderung des „’Alleinsein-können[s] ohne den Sozialbezug zu verlieren““ (Böhnisch, 2001, S. 254). Dies verlangt laut Böhnisch (2001, S. 254) eine hohe Fähigkeit zum Selbstbezug und zur Selbstthematisierung, was bei Frauen stärker ausgebildet zu sein scheint als bei den außenorientierten Männern. Die berufliche und familiale Selbständigkeit von Frauen ist gewachsen und „damit [kann] eine größere soziale Kompetenz des Alleinseins in das Alter eingebracht werden“ (Böhnisch, 2001, S. 255). Böhnisch (2001, S. 255) wendet sich gegen die Zuschreibung, dass Frauen durch ihr Hausfrauendasein gewohnt sind, im Alter zurückgezogen und bescheiden leben zu können, da dies auf „moderne Hausfrauen“, die den Haushalt als sozial offenen Reproduktionsort begreifen, nicht mehr zutrifft. Die Feminisierung erreicht durch die vergleichsweise höhere Lebenserwartung von Frauen ihr problematisches Ausmaß in der Hochaltrigkeit, in der chronische Krankheitszustände und Pflegebedürftigkeit überwiegen. Obwohl die Negativseite dominiert, so gilt dennoch zu beachten, dass sich die Mehrheit alter Frauen lange Zeit in einer nicht nur als negativ zu kennzeichnenden

Situation befinden. Außerdem gibt es auch dann noch soziale Bezüge, wenn die Lebensbewältigung auf Aushalten und Umgang mit der psycho-physischen Begrenztheit reduziert ist (Böhnisch, 2001, S. 255).

Der biografische Bruch erscheint laut Böhnisch (2001, S. 275) auf den ersten Blick bei alten Männern gravierender als bei Frauen, da seine nach außen gerichtete biografische Integrität bedroht ist. Mit der Entberuflichung verliert er seinen Status als Familienernährer und als beruflicher Experte und ist auf die Bereitschaft der Partnerin angewiesen, ihn in den Haushalt einzubinden. Als das Einschneidenste bezeichnet der Autor, dass der alte Mann mit sich selbst zurechtkommen muss. „Er hat sich sein Leben lang an sein *Außen* geklammert, an die sozialen und sexuellen Abstraktionen der Überlegenheit. Er bräuchte nun sein *Inneres* und erschrickt, wenn es sich ihm als hohle und leere Männerhülle präsentiert“ (Böhnisch, 2001, S. 275f). V.a. die Angst vor dem Zusammenbruch der sexuellen Potenz macht laut Böhnisch vielen alten Männern zu schaffen, wobei der Horror vor der Impotenz nur vordergründig ein sexuelles Problem darstellt, da gerade bei Männern mit geringem Selbstwertgefühl und schwachem Selbstbild (= mangelnde Autonomie im Sinne A. Gruens) in der Sexualität vieles aufgehoben ist, auf das sie im Rahmen einer männlichen Sozialisation verzichten mussten, wie z.B. die Wünsche nach und Gefühle von Nähe, Verschmelzung, Regression und Selbstbezug. In diesem übertragenen Sinn, so folgert Böhnisch, „muss“ der Mann Sexualität haben, so wie er die dahinterliegenden Gefühle in ihr abspalten „musste“. „Im Alter scheint vieles für den Mann zusammenzulaufen und ihn zu beeinträchtigen, was sich im männlichen Dilemma der Autonomie biografisch aufgebaut und verfestigt hat: die Fixierung auf das Außen, das Funktionieren-Müssen, die Abspaltung der inneren Hilflosigkeit, das erlernte Dominanzstreben, die Leistungsorientierung (...). Auch die statistische Tatsache, dass Männer früher sterben als Frauen, wird auf das Wirken einer rigiden männlichen Geschlechterrollenfixierung in der männlichen Biografie und ihren Niederschlag in entsprechenden Krankheitsbildern zurückgeführt (Fooker 1996). Ebenso verhält es sich mit der deutlich höheren Selbstmordneigung älterer Männer im Vergleich zu älteren Frauen“ (Böhnisch, 2001, S. 276).

Der Geschlechterdualismus im Alter ist im Wandel begriffen, mit der Tendenz einer Annäherung von männlichen und weiblichen Geschlechterrollen. Böhnisch

führt die Beobachtung an, dass sich Männer im Alter nach Innen bewegen und weich werden können und nicht mehr ihre Gefühle abspalten müssen „und die ungewohnte Abhängigkeit von anderen, die sie im Alter zum ersten Mal erfahren, auch positiv empfinden können“ (Böhnisch, 2001, S. 277). Manche Autoren sprechen von einer Rollenumkehr oder etwas abgeschwächt auch von einer Geschlechterrollenreise und schlagen eine Unterscheidung zwischen traditionsorientierten und weniger traditionsorientierten Paaren vor.

Da im Alter lebensalterübergreifende Zusammenhänge relevant werden, sollen sozialpädagogischen Hilfen nicht an punktuellen Bewältigungsereignissen ansetzen, sondern an einer biografischen Bewältigungsperspektive. „Erst durch Vergegenwärtigung des in der früheren Biografie immer wieder Abgespaltenen gelingt das ‚Loslassenkönnen‘ (Fooker 1986), das für die Lebensarbeit alter Männer nach der Entberuflichung so zentral scheint“ (Böhnisch, 2001, S. 277). Bei der Beratung von Männern im Alter hält sich Böhnisch (2005, S. 83ff) an allgemeine Erfahrungen und Grundprinzipien der Männerberatung. In der Beratung von Männern kommt ein Sprechkonflikt zum Tragen, da im Mittelpunkt jeder Beratung die Sprache steht, das Grundproblem des ‚beschädigten‘ Mannes aber seine Sprachlosigkeit (gegenüber sich selbst und in Hinblick auf das, was ihn bedroht) ist. Während der Berater, dem Klienten zu ermöglichen versucht, über seine negativen Gefühle und über seine Hilflosigkeit zu sprechen, ist dieser eher bestrebt, die Angst vor der Hilflosigkeit abzuspalten und sein Problem zu rationalisieren. Beratung wird v.a. gesucht, wenn man hilflos ist und die psychischen und sozialen Ressourcen nicht ausreichend sind, um die bisherige Handlungsfähigkeit zu gewährleisten. „Dies trifft für alte Männer im kritischen Zusammenspiel von sozialer Isolation und Integritätskrise zu. Man(n) ist auf sich selbst zurückgeworfen, den Problemen ‚nackt‘ ausgesetzt“ (Böhnisch, 2005, S. 83). Böhnisch (2005, S. 84) unterscheidet zwei Konstellationen in Beratungssituationen: Die Männer sind in der Lage, die Hilflosigkeit zu erfahren und über sich zu sprechen oder sie spalten die Angst vor der Hilflosigkeit und dem Kontrollverlust ab und projizieren diese auf Feindbilder. Kontrollstrategien und Rationalisierungen beherrschen deren Verhalten. Böhnisch (2005, S. 84f) greift zwei Grundprinzipien der Männerberatung heraus, die auf die Beratung alter Männer anwendbar sind: 1. Der Mann spürt und erkennt, dass Externalisierung ein verbissener Kampf und

Gewalt gegen die eigene Hilflosigkeit und sich selbst ist. Das Abgespaltene, Projizierte, Rationalisierte und Verdrängte soll mittels Beratung aufgeschlossen werden und infolge dessen sollen Männer ihre Situation neu sehen und über Ängste sprechen können. 2. Der Berater muss eine akzeptierende Haltung einnehmen können, d.h. sich einfühlen und verstehen können und neugierig auf den ‚anderen Mann‘ sein. Nach erfolgreicher Einzelberatung kann der Klient die Gelegenheit bekommen, in eine Gruppe einzutreten. „Im Schutz der Gruppe kann der Mann dann erfahren, dass ihm sein nun anderes Selbst sozial zurückgespiegelt wird“ (Böhnisch, 2005, S. 85).

3.4.1 Wer ist benachteiligter? - Geschlechterdifferenzen im Alter

Biologisch sind die Männer stärker benachteiligt; die Frauen dagegen bringt ihre Situation als erotisches Objekt gesellschaftlich in eine ungünstigere Lage.

Simone de Beauvoir (2004, S. 414)

Die geschlechtsspezifischen Problemlagen, die von den AutorInnen für das Alter beschrieben werden, stellen das Resultat einer geschlechtstypischen Orientierung nach außen oder nach innen im Lebensverlauf dar. Beim alten Mann wird der Umgang mit dem Innen als problematisch dargestellt, während bei der Frau der Umgang mit dem Außen problematisiert wird. Mit Innen ist hier die private Sphäre gemeint, aber auch Gefühle, das Innere eines Menschen betreffend. Unter Außen werden die öffentliche Sphäre, Sozialkontakte und Veräußerlichtes, d.h. vom Inneren des Menschen Abgespaltenes, verstanden. Eine Biografie, die durch rigide Geschlechterrollen gekennzeichnet ist, ist sowohl für alte Männer als auch für alte Frauen riskant, was sich auf unterschiedlichen Ebenen äußert. Das im Erwachsenenalter nicht Gelebte, kann im Alter problematische Auswirkungen haben. So führt die nicht „ununterbrochene Vollzeit Erwerbstätigkeit“ zumeist bei Frauen aus renten- und familienpolitischen Gründen zu einem Armutsrisiko. Die Nichtbeteiligung im häuslichen Bereich bringt den Mann im Alter jedoch in eine Identitätskrise, wenn er die berufliche Öffentlichkeit nicht mehr hat. Ein zu starkes Fokussiertsein auf den familiären Bereich stellt bei Frauen deren Außenkompetenz in Frage, auf die sie wiederum angewiesen sind, wenn sie

alleine leben. Die höhere Wahrscheinlichkeit für Frauen, alleine zu leben, ergibt sich aus ihrer höheren Lebenserwartung und den geringeren Wiederverheiratungschancen von älteren Frauen. Während bei den alten Frauen die Nachteile eher auf einer soziostrukturellen Ebene verankert sind, erscheinen die Männer auf einer psychischen Ebene benachteiligt, da man, folgt man Böhnisch, im Alter auf das Innere verwiesen wird, was jedoch in einer an das Außen sich klammernden männlichen Identität nie vorgesehen war. Daraus ergibt sich, was den Umgang mit dem Alter anbelangt, in Böhnischs Darstellung ein prekäreres Bild für den Mann, dem der Identitätsverlust droht, als für die Frau, für die das Alter einen geringeren Bruch zu ihrem bisherigen Leben darstellt. Entsprechend der Geschlechtszugehörigkeit der AutorInnen wird von Schweppe die Lage der alten Frauen und ihre Benachteiligungen fokussiert und von Böhnisch die schwierige Situation der alten Männer im Speziellen behandelt.⁴⁴

Das Abwägen, ob für Männer oder Frauen das Alter schwerer oder einfacher zu bewältigen ist bzw. inwiefern das Alter nicht auch eine Befreiung darstellen kann, findet sich in den Auseinandersetzungen mit Alter regelmäßig wieder. Cherry Russell (2007, S. 175ff) stellt für den angloamerikanischen Bereich unterschiedliche Phasen der geschlechtsspezifischen Thematisierung von Altersproblemen fest: Bis in die 1970er Jahre wurde das Problem des Alters als Problem von alten Männern gesehen. Aus einer vorrangig soziologischen Perspektive wurde lediglich die männliche Normalbiografie problematisiert. Das Problem wurde in der Segregation vom öffentlichen Leben durch die Pensionierung verortet und galt als Effekt von Industrialisierung und Urbanisierung. Der Verlust der Berufsrolle galt als Ursache einer Identitätskrise im Alter. Alternde Frauen wurden aus dieser Perspektive völlig ignoriert. In den 1970er Jahren wurde dieser männliche Zugang in der gerontologischen Forschung von feministischer Seite her kritisiert. Es wurde betont, dass Frauen eigentlich die größere Gruppe der alten Menschen darstellen und Nachteile, die sich für alte Frauen im Gegensatz zu alten Männern ergeben, wurden zur

⁴⁴ Anzumerken ist jedoch, dass bei Böhnisch sehr wohl auch die soziostrukturelle Benachteiligung der Frauen zur Sprache kommt und bei beiden AutorInnen nicht lediglich die Problemseiten eines jeweiligen weiblichen oder männlichen Alterns thematisiert werden, sondern auch, und das v.a. bei den alten Frauen, welche Kompetenzen diese haben.

Sprache gebracht. Hierzu wurde das größere Risiko von Armut, Verwitung, gesundheitlicher Beeinträchtigungen und Institutionalisierung betroffen zu werden, gezählt. In den 1990er Jahren hat sich wiederum durchgesetzt, Alter vorrangig als Frauenangelegenheit zu betrachten. Weiters wurde der Fokus von der Definition von Problemen des Alters in Richtung Pflegebedürftigkeit und Abhängigkeit verschoben, wovon Frauen aufgrund ihrer höheren Lebenserwartung stärker betroffen sind als Männer, auch da sie weniger damit rechnen können, zu Hause vom Ehegatten versorgt zu werden. Auch dieser problematisierende Fokus auf alte Frauen gerichtet blieb nicht unangefochten. Diane Gibson (1996) kritisiert, dass die Stärken von Frauen hauptsächlich in Verbindung mit den damit zusammenhängenden Problemen Erwähnung finden und letztendlich als Nachteil in Erscheinung treten. „Women’s greater longevity, stronger social networks, and personal coping capacities are recognized in existing literature; yet, these very strengths tend to appear only in relation to their problems – the loss of a spouse, their greater caring responsibilities, and so on. The capacity of older women to deal successfully with these changing life circumstances is subject to a peculiar eclipsing; it is the changing life circumstances and their problematic nature that remain paramount” (Gibson, 1996, S. 439). Den Ausführungen Russells (2007, S. 176f) weiter folgend kritisieren andere ForscherInnen wiederum, dass alte Männer durch diese Zentrierung auf Frauen zur unsichtbaren Gruppe geworden sind. Ein kleiner aber wachsender Forschungsbereich fordert in der Zwischenzeit die idealisierte Sicht von alten Männern als privilegierte Gerontokratie heraus, indem alte Männer untersucht werden, deren Lebenslauf nicht dem herkömmlichen Weg von Mittelklasse, Verheiratung und arbeitsfreiem Ruhestand folgt. Dabei werden nicht nur Differenzen zwischen den Geschlechtern aufgezeigt, sondern zwischen den alten Männern selbst und gezeigt, dass Gefährdungen, die die Hochaltrigkeit mit sich bringt, nicht ausschließlich weiblicher Natur sind. Zusammenfassend hält Russell (2007, S. 177) fest: „I would argue that, in significant ways, the gendering of old age as a social problem has shifted from a ‚masculinist‘ to a ‚feminist‘ bias within an overarching perspective of competitive suffering“.

Von einer Konkurrenz dahingehend, ob Männer oder Frauen mehr am Alter zu leiden haben, würde ich in Schweppes und Böhnischs Ausführungen zwar nicht

sprechen, dennoch ist von Seiten der AutorInnen eine advokatische Haltung dem eigenen Geschlecht gegenüber spürbar, indem sie die Risiken und das Leiden des je eigenen Geschlechts hervorkehren und somit sozialpädagogische Unterstützung für diese Gruppe beanspruchen⁴⁵. Die alte Frau erscheint v.a. aufgrund ihrer soziostrukturellen Benachteiligung der Hilfe bedürftig, sowie durch ihre höhere Lebenserwartung. Der alte Mann ist strukturell gesehen zwar privilegierter als die alte Frau, ist aber, was den persönlichen Umgang mit dem Alter anbelangt, der Hilfe bedürftig. Daraus ergeben sich aus Schwepes und v.a. Böhnisch Darstellungen tendenziell zwei konträre Geschlechtsbilder im Alter – „Die flexible alte Risikofrau“ und „Der gebrochene alte Mann“, die noch genauer ausgeführt werden. Hoppe (1996, S. 92f) beschreibt die Geschlechterdifferenz im Alter, in dem der Mann als Leidender hervorgeht, zugespitzt folgendermaßen: „Die Diskontinuität des weiblichen Lebenslaufes zwingt Frauen die Bewältigung von oder das Arrangement mit Brüchen und damit struktureller wie individueller Unsicherheit auf. Sie wissen, was Ausgrenzung und Abwertung bedeutet und damit, was gespielt wird. Ich meine das nicht zynisch. Männer erfasst dagegen die Negation durch das Alter eher ungebremsst. So geht es ihnen schlechter, obwohl es ihnen auch noch im Alter besser ergeht“.

Daneben vertritt Böhnisch auch die Position, dass der Geschlechterdualismus im Wandel begriffen ist, mit der Tendenz einer Annäherung von männlichen und weiblichen Geschlechtsrollen. Das bedeutet, dass sich Männer nach Innen bewegen und Frauen sich nach außen hin orientieren können. Er zitiert AutorInnen, die von einer Rollenumkehr oder etwas abgeschwächt auch von einer Geschlechterrollenreise sprechen. Dementsprechend soll auch zwischen traditionsorientierten und weniger traditionsorientierten Paaren unterschieden werden. Auch von Schweppe wird aus modernisierungstheoretischer Sicht ein Wandel konstatiert. In Zukunft wird es demzufolge für alte Frauen nicht mehr selbstverständlich sein, ausschließlich für andere da zu sein und automatisch für die Enkelkinderbetreuung und Pflege von Angehörigen zur Verfügung zu

⁴⁵ Die Vermutung liegt nahe, dass die advokatische Haltung dem eigenen Geschlecht gegenüber nicht bloß den AutorInnen zuzuschreiben ist, sondern dass diese ihnen auch zugewiesen wird. So wurde Schweppe (und nicht Böhnisch) eingeladen, in einem Sammelband zu Frauenforschung über alte Frauen zu schreiben.

stehen. Entgegen der von Böhnisch vertretenen These der Angleichung der Geschlechter im Alter stellt Gertrud Backes (2002, S. 138ff) ein Fortsetzen des im Lebenslauf angelegten Geschlechterverhältnisses fest, das sich im hohen Alter noch einmal zuspitzt. „Männliche Vergesellschaftung (...) tritt zwar in den Hintergrund, bleibt jedoch im Sinne einer weitgehenden Sicherung der hierarchischen Geschlechterstruktur wirksam. Vordergründig scheint es, als glichen sich die Geschlechterverhältnisse im Alter in Form primär weiblicher Vergesellschaftung an. (...). De facto verhilft männliche Vergesellschaftung ihnen im Alter zu mehr Freiheit von Belastung und sozialen Problemen und den Zugriff zu mehr Hilfsressourcen. Für Frauen hingegen setzt sich im Alter die geschlechtstypische Belastung, Ungleichheit und Unfreiheit im Prinzip fort“ (Backes, 2002, S. 139). Aus Backes Sicht kommt demzufolge für alte Männer die „patriarchale Dividende“ zu tragen, wie sie der kritische Männerforscher Robert Connell (1999) beschreibt. Obwohl alte Männer zwar weniger einem hegemonialen Männlichkeitsbild⁴⁶ entsprechen, profitieren sie dennoch von der gesellschaftlichen Hegemonie der Männlichkeit, „weil sie an der patriarchalen Dividende teilhaben, dem allgemeinen Vorteil, der Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst“ (Connell, 1999, S. 100). Aus dieser Sicht ist die These der Angleichung der Geschlechter problematisch, da sie tiefgehende strukturelle Ungerechtigkeiten zwischen den Geschlechtern verdeckt. Das Alter kann demnach den Ausgleich von Geschlechterungleichheit und –ungerechtigkeit nicht leisten. Russell (2007), die eine qualitativ-empirische Untersuchung zu Geschlechterdifferenzen in gelebten Erfahrungen im Alter

⁴⁶ Je nach historischer Epoche und Kultur wird eine bestimmte Form von Männlichkeit in Abgrenzung zu anderen Männlichkeiten kulturell hervorgehoben. Prinzipiell variable Männlichkeitskonzepte erweisen sich jedoch als starr und zählebig und so gehört zum hegemonialen Männlichkeitskonzept, dass „Männlichkeit auch heute noch mit Potenz, Leistungskraft, Rationalität, Durchsetzungsfähigkeit, Souveränität, usw.“ (Bieringer, Forster, 2000, S. 15) verbunden wird. Hegemoniale Männlichkeit ist die an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit als legitim erachtete und akzeptierte Form vergeschlechtlicher Praxis, die die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet. Bei Connell (1999) wird nicht nur das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen behandelt, sondern auch das zwischen verschiedenen Männlichkeiten. So stehen in der männlichen Geschlechterhierarchie homosexuelle Männer am untersten Ende. Aber auch heterosexuelle Männer und Jungen können aus dem legitimen Kreis ausgestoßen werden. Begleitet wird ein solcher Ausschluss häufig mit Schimpfwörtern, wo die symbolische Nähe zum Weiblichen offensichtlich wird, wie beispielsweise Schwächling, Feigling oder Memme. Obwohl es nur wenige Männer gibt, die dem hegemonialen Muster entsprechen, profitieren die meisten Männer von der gesellschaftlichen Hegemonie der Männlichkeit, da sie dennoch an der patriarchalen Dividende teilhaben.

durchgeführt hat, widerlegt die These einer Angleichung der Geschlechter im Alter ebenfalls. Befragt wurden Ehepaare zu den Bereichen „housing and living arrangements, leisure activities in retirement, and social relationships and emotional engagements (...). All have revealed important differences between older woman and men in the meanings and significance they attach to the phenomenon under investigation” (Russell, 2007, S. 178).

Für Böhnisch ergibt sich die sozialpolitische Konsequenz, nicht erst bei den Problemen des Alters, sondern familienpolitisch anzusetzen. Für Frauen verlangt er eine Entschärfung der geschlechtshierarchischen Vereinbarkeitsproblematik und für die Männer sieht er eine familienfreundlich gestaltete Erwerbsarbeit vor, die ihnen bereits vor dem Alter eine eigenständige Beteiligung an der Haushalts- und Erziehungsarbeit ermöglichen.

3.4.2 Die flexible und kompetente alte Risikofrau

Aus einer modernisierungs- und individualisierungstheoretischen Perspektive argumentiert Schweppe, dass alte Frauen gezwungen sind, ihre Lebensentwürfe zu gestalten, da ein Verharren in traditionellen Vorgaben konflikt- und risikoreich sein kann. Es besteht die Anforderung, Biografien mit normalbiografischen Elementen zu Wahlbiografien umzuarbeiten. Daraus lässt sich noch kein frauenspezifischer Zugang ablesen. Diese Argumentationslinie ist bereits aus ihrem allgemein gehaltenen modernisierungstheoretischen Zugang bekannt und für diesen Artikel wurde „Frau“ den Ausführungen vorangestellt, die in ihren anderen Publikationen auch für „Mann“ gelten. Geschlechtsspezifisch ist im Anschluss jedoch die Frage, die in den Raum gestellt wird, ob nicht gerade alte Frauen insbesondere heutigen Anforderungen gewachsen sind. Dadurch, dass viele alte Frauen aufgrund von Hunger, Armut und Krieg immer schon ein hohes Maß an Improvisationsfähigkeit, Kreativität und Phantasie entwickeln mussten, könnte es doch sein, dass sie dadurch die nötige Flexibilität mitbringen, um die im Wandel begriffenen Anforderungen des Alters zu bewältigen. Bei Schweppe ist weniger der individuelle Umgang mit dem Wandel gemeint, den das Alter mit sich bringt, sondern der gesellschaftliche Wandel generell, der auch die Altersphase betrifft. Dass Frauen besser mit Veränderungen und damit auch mit dem Altern umgehen

können bzw. die Annahme, dass sie aufgrund der lebenslangen Übung im Zurechtkommen mit unterschiedlichen und ambivalenten Anforderungen veränderungsfähiger sind, findet sich in der Literatur wiederholt (Beauvoier, 2004; Friedan, 1993; Hoppe, 1996; Niederfranke, 1994; Sickendiek, 1999; Simon, Haring, 1999). Birgit Hoppe (1996, S. 91ff) benennt dies als „paradoxe Vorteile“, die sich aus der weiblichen Normalbiografie ergeben. Der weibliche Lebensverlauf ist geprägt von strukturellen Brüchen, die wiederholt grundsätzliche Neuorientierungen verlangen, etwa Berufsausbildung, Familienphase, Orientierung am Lebensrhythmus des Mannes, beruflicher Wiedereinstieg usw. „Die Nichtlinearität des Lebenslaufs zwingt zur Neuorientierung, zur Antizipation von Wandlung und damit strukturell zur Integration neuer Aspekte in die eigene Identität“ (Hoppe, 1996, S. 92). Paradoxerweise soll aus dieser Sicht gerade jenes, was die Frau benachteiligt, gleichzeitig für das Alter befähigen. Die Nichtlinearität, die auch auf das Berufsleben zutrifft, stellt eines der Hauptrisiken dar, im Alter von Armut getroffen zu werden. Ein Leben gemäß einer traditionell orientierten weiblichen Normalbiografie bedeutet, sich flexibel nach den Bedürfnissen der anderen auszurichten. Frauen mussten ein Leben lang anpassungsfähig sein und somit flexibel funktionieren, auch was historische Einbrüche wie Krieg und Armut anbelangt, wie die so genannten Trümmerfrauen zeigen, auf die Schweppe Bezug nimmt. Gemäß dieser Sichtweise haben Frauen über das Müssen auch ein Können erworben. Somit führen eine lebenslange Benachteiligung und die Bewältigung von krisenhaften Lebensumständen zu einer kompetenteren Lebensführung, wenn es um sich verändernde Lebensverhältnisse geht. Alte Frauen, so könnte man sagen, sind bereits einiges an Fremdbestimmung und Benachteiligung gewöhnt, sie kann nichts mehr so schnell erschüttern. Das erinnert im weitesten Sinn auch an ein männliches Motiv – stählern werden durch Abhärtung, wie beispielsweise im Militär, und nicht so sehr an Anklänge des so schwachen Geschlechts. Bei der alten Frau ist es im Unterschied zum strammen abgehärteten Mann hingegen so, dass ihr von Seiten der Gesellschaft keine Orden und Abzeichen für die Bewältigung schwieriger Situationen zugestanden werden, sondern weiterhin geduldiges und stillschweigendes Ertragen erwartet wird, ohne je dafür Würdigungen zu erhalten. Die Darstellung der alten Frau, die ihre Kompetenz aus Brüchen und

auch einer Benachteiligung erhält, ist zwiespältig. Einerseits macht es natürlich Sinn, auf ihre Leistungen hinzuweisen und sie nicht als ledigliches Opfer und Objekt der Lebensumstände zu betrachten, sondern als Subjekt, welches schwierige Situationen zu meistern versteht. Andererseits kann diese Darstellung auch zur Schlussfolgerung führen: „wenn Benachteiligung befähigt, warum soll sie dann noch beseitigt werden“, bzw. kann die Konzentration auf Kompetenzen auch als Ablenkungsmanöver gedeutet werden, um von strukturellen Ungerechtigkeiten abzulenken.

Aus Schweppes modernisierungstheoretischer Perspektive geht es bezüglich Wandel v.a. darum, die Normalbiografie in eine Wahlbiografie umzuwandeln. Auf den ersten Blick weckt dies eine positive Assoziation, eine Biografie, die ohnehin mit Diskontinuitätserfahrungen einhergegangen ist und durch äußerliche Erfordernisse (zumeist durch Familienorientierung) ihre Gestalt angenommen hat, soll durch selbst gewählte biografische Entscheidungen nun endlich eine selbst gewählte Form erhalten – die (letzte) Chance, das Leben autonom zu gestalten. Doch ist die Flexibilität, die Frauen aus ihrer Lebenserfahrung mitgebracht haben dieselbe Flexibilität, welche laut Individualisierungstheorie notwendig ist, um den sich wandelnden gesellschaftlichen Erfordernissen in angemessener Weise begegnen zu können? War das flexible Agieren bisher nicht vielmehr ein Reagieren auf (familiäre) Erfordernisse als ein flexibles Agieren aus sich selbst heraus? War Autonomie in der weiblichen Normalbiografie nicht vorgesehen, so soll gemäß den Erfordernissen der Individualisierung die Autonomie der Motor der Flexibilität sein. Wie in 2.1.3 „Der/die fremdbestimmte Autonome“ bereits herausgearbeitet wurde, handelt es sich in der individualisierungstheoretischen Konzeption von Autonomie keineswegs um einen Emanzipierungsprozess, sondern um subtile Fremdherrschaft, die sich am Leitbild des autonomen Subjekts orientiert. Demgemäß wäre nicht eine re-aktive, sondern eine aktive Flexibilität, aus der monadischen Vorstellung eines autonomen Menschen heraus, gefragt. Oder hat diese von der Individualisierung erzwungene Autonomie für die alte Frau nicht doch ein Befreiungsmoment? Befreit von einengenden Geschlechterarrangements begibt frau sich in andere Abhängigkeiten, die Notwendigkeit, mit der gesellschaftlichen Dynamik flexibel mithalten zu können. Das kann durchaus als Chance gedeutet werden. Das

Alter wird vielfach auch als „Späte Freiheit“ (Rosenmayr, 1983) dargestellt, eine Freiheit die vor dem Hintergrund der Individualisierung nun auch als gesellschaftliche Notwendigkeit erscheint. Auch bei de Beauvoir findet die positive Bedeutung der Entpflichtung im Alter ihren Niederschlag als Befreiung. „Besonders für die Frauen ist das hohe Alter eine Befreiung: Ihr ganzes Leben lang haben sie sich ihrem Mann unterworfen, sich für ihre Kinder aufgeopfert. Nun können sie sich endlich um sich selbst kümmern“ (Beauvoir, 2004, S. 639). Dabei stellt sich die Frage, welchen Frauen die Möglichkeit wirklich offen steht, entgegen normativen Vorstellungen von alt und Frausein, das Leben noch einmal selbst in die Hand zu nehmen und selbst zu wählen, in welche Richtung es weiter gehen soll. Gemäß Böhnischs Ausführungen sind die besser gebildeten Frauen jene, die dem Alter positiver entgegen blicken und im Alter aktiv sind. Somit beschränkt sich diese Option auf Frauen aus der gebildeten Mittelschicht.

Schweppe konstatiert entsprechend der gesellschaftlichen Entwicklung ein Brüchigwerden der Familie als Institution, die mit einem Wandel der Großmutterrolle einhergeht und der Rolle der Frau überhaupt. Laut Schweppe wird ein ausschließliches Dasein für andere von den Frauen nicht mehr akzeptiert, wobei sie gleichzeitig bemerkt, dass es dennoch die Großmütter sind, die bei der Kinderbetreuung einspringen, tendenziell aber die innerfamiliäre Organisation zurückgehen wird. Wird bei Schweppe ein Trend skizziert, der weg von der traditionellen Frauenrolle geht, stellen andere Autorinnen das Frauenleben im Alter als Weitermachen dar. So ist das Aufgabenfeld vieler Frauen in diesem Alter geprägt von neuen Pflichten und Zwängen, wie die Pflege und Betreuung älterer Angehöriger und der Enkelkinder. Diese Aufgaben haben sicher auch beglückende und sinnstiftende Momente, aber nicht nur und nicht notwendigerweise. Der Anspruch auf ein eigenes Leben ist in der traditionellen weiblichen Rollenvorstellung nicht vorgesehen und deshalb sind alte Frauen oft bis zur eigenen Pflegebedürftigkeit selbst Pflegenden (Simon & Haring, 1999, S. 18).

Was die Flexibilität alter Frauen anbelangt, so haben sich bisher drei Formen gezeigt: Frauen waren ihr Leben lang flexibel einsetzbar, das befähigt sie für die Altersphase weiterhin flexibel zu sein. Weiters kommt jene Flexibilität zum Vorschein, die aus der Individualisierungstheorie abgeleitet wird – flexibel sein

zu müssen, um nicht (riskanten) alten Gewohnheiten verhaftet zu bleiben, sondern mit den Anforderungen der Zeit zu gehen. Außerdem soll/kann Flexibilität auch als emanzipatorischer Befreiungsakt gedeutet werden, wo es darum geht, noch einmal flexibel zu sein und sich von (scheinbaren) Verpflichtungen eines Frauenlebens zu befreien und endlich eigene Wünsche zu realisieren. Ob nun die aus einem traditionellen Frauenleben mitgebrachte Flexibilität notwendigerweise zu den beiden letztgenannten Flexibilitäten befähigen kann, die eigentlich einen Bruch zum bisherigen Leben darstellen würden, ist fraglich. Wäre ein bruchloses Fortführen des flexiblen Einsatzes, ein Hinnehmen und Meistern von neuen Anforderungen im Alter nicht eine plausiblere Variante?

Auch bei Böhnisch erscheint die alte Frau als flexibel und v.a. kompetent. So nimmt im Gegensatz zu ihrem bisherigen Leben die Außenorientierung im Alter zu und sie kann die bisher übergangenen Außeninteressen im Alter durch den Besuch von Bildungsangeboten, Nachbarschaftsarbeit und Ehrenamt realisieren. Frauen verfügen laut Böhnisch über „Außenkompetenzen“, die unter dem gelernten Eindruck der Dominanz männlicher Außenaktivität zurückgehalten wurden und nun endlich an die Bildoberfläche kommen können. Das Alter, so das Bild, verhilft den schlummernden Potenzialen zum Durchbruch. Somit handelt es sich eigentlich gar nicht so sehr um Flexibilität, sondern um eine Entfaltung der Persönlichkeit, indem eine Kompetenz, die immer schon da war, nun zu ihrem Einsatz kommen kann. Bei Böhnisch ist die Geschlechterdifferenz im Alter gekennzeichnet von der Differenz Innen/Außen, begründet durch eine geschlechtshierarchische Arbeitsteilung als Grundfeste industrieller Produktion. Dem Weiblichen ist demgemäß das Innen zugeordnet und dem Männlichen das Außen. Was auffällt ist, dass alte Frauen sowohl das Innere als auch das Äußere betreffend kompetent sind. Die Außenkompetenz hat bislang geschlummert und kann nun realisiert werden, die Innenkompetenz in Form der Fähigkeit zum Selbstbezug und zur Selbstthematisierung ist durch die Innenorientierung ohnehin, so wird von Böhnisch suggeriert, besser ausgebildet. Beide Kompetenzen scheinen bei der Frau von Natur aus da zu sein. Im Vergleich dazu erscheint der alte Mann weniger „innenkompetent“ zu sein. Bei ihm scheint dies keine Fähigkeit zu sein, welche ein Leben lang unter

der Oberfläche gewartet hat, wie bei der alten Frau die Außenkompetenz, und nun endlich zum Vorschein kommen kann.

Durch die „Feminisierung“ des Alters, die an die strukturalen Merkmale „Hochaltrigkeit“ und „Singularisierung“ gekoppelt ist, stehen mehr alte Frauen als alte Männer vor der Herausforderung des Alleinseinkönnens, ohne dabei den Sozialbezug zu verlieren. Durch die Fähigkeit des Selbstbezugs und zur Selbstthematisierung und durch gewachsene berufliche und familiäre Selbstständigkeit kann laut Böhnisch eine größere „soziale Kompetenz des Alleinseins“ in das Alter eingebracht werden. Als Beispiel zieht Böhnisch eine Studie über unverheiratete alleinstehende Frauen mittleren Alters heran, die überwiegend erfolgreich altern. Die Fähigkeit, befriedigende Sozialkontakte aufzubauen und zu erhalten ist hier der Schlüssel zum Erfolg. Autonomie gegenüber einer geschlechtshierarchischen Familienbindung zu haben erweist sich diesbezüglich als günstig. Bei Böhnisch erhalten Hausfrauen aber nicht, wie zu vermuten wäre, die entgegen gesetzte Position zu familiär ungebundenen Frauen, er wendet sich vielmehr gegen ein bescheidenes und zurückgezogenes Hausfrauenbild und entwirft die „moderne Hausfrau“, die ihren Haushalt als sozial offenen Reproduktionsort begreift. Demzufolge muss auch ein familienorientiertes Leben nicht notwendigerweise bedeuten, ein nach außen abgeschottetes Leben zu führen.

Obwohl Schweppe und Böhnisch aus einer sozialstrukturellen Ebene heraus durchaus die Altersrisiken (Armut, Isolierung) von Frauen benennen, erscheinen sie vordergründig nicht als Problemgruppe, sondern als flexibel und kompetent, was den Umgang mit Veränderungen anbelangt und bezogen auf die Anforderung des Alleinseins. Alte Frauen nicht zum Problem zu machen, sondern die Risiken auf einer sozialstrukturellen Ebene zu verorten, von denen die Einzelne betroffen wird und ihre Kompetenzen hervorzuheben kann als Fortschritt gesehen werden, wenn man sich Gibsons (1996) und Friedans (1993) Kritik vor Augen hält, in der es darum geht, dass alte Frauen hauptsächlich als Belastung, Opfer und gesellschaftliches Problem gesehen werden. In der Betonung der Stärke von alten Frauen lassen sich auch Orte einer Illusion von Autonomie finden. Für Frauen stellt das Alter somit keine Übermacht dar, die jegliche Handlungsfähigkeit zu lähmen vermag, sondern aus ihrer Lebenserfahrung nehmen sie Kompetenzen mit, die sie die

Anforderungen des Alter(n)s mehr oder weniger autonom meistern lässt. Diese positive Lesart möchte ich mit einer weniger positiven Lesart ergänzen. Mit dem Hervorheben von Kompetenzen können strukturelle Probleme individualisiert und von prekären Problemlagen abgelenkt werden. Die Darstellung der alten Frau steht einerseits in der Spannung strukturelle Schieflagen und Ungerechtigkeiten zu erkennen, ohne sie durch ein Überbetonen individueller Kompetenzen als irrelevant erscheinen zu lassen. Andererseits stellt sich die Frage, wo neben so viel Frauenstärke die Schwäche ihren Platz hat. Kommt es im Alter zur Umkehrung des relationalen Geschlechterverhältnisses und sind nun die Männer das schwache Geschlecht? Oder gibt es auch schwache alte Frauen? Sind die hochaltrigen und hilfsbedürftigen Frauen auch noch kompetent und flexibel? Die positive Darstellung der alten Frau, die vor dem Hintergrund des Stereotyps des schwächlichen alten Mütterchens einerseits begrüßenswert ist, birgt andererseits aber auch die Gefahr in sich, welche der Diskurs des erfolgreichen Alter(n)s mit sich bringt, nämlich letztendlich ein Ausschlussdiskurs zu sein und implizit die nicht Erfolgreichen zu thematisieren.

3.4.3 Der gebrochene alte Mann

My God, he thought, the man I once was! The life that surrounded me! The force that was mine! No "otherness" to be felt anywhere! Once upon a time I was a full human being.

Philip Roth (2006, S. 130): Everyman

Böhnischs Darstellung des alten Mannes fällt sehr drastisch aus, da diesem durch den biografischen Bruch, den seine Pensionierung mit sich bringt, eine schwere Identitätskrise droht und er nun mit sich selbst zurechtkommen muss, wozu er aber nicht fähig ist. „Er hat sich sein Leben lang an sein *Außen* geklammert, an die sozialen und sexuellen Abstraktionen der Überlegenheit. Er bräuchte nun sein *Inneres* und erschrickt, wenn es sich ihm als hohle und leere Männerhülle präsentiert“ (Böhnisch, 2001, S. 275f). Wie bei Beauvoirs (1972) Erzählung „Eine gebrochene Frau“, die von einer Frau handelt, die ihr Leben auf Mann und Kinder ausgerichtet hat und die nachdem ihr Mann eine neue Beziehung mit einer anderen Frau eingegangen ist und ihre Kinder erwachsen geworden sind vor dem Nichts steht, steht der alte Mann ebenfalls vor dem

Nichts. Das, worauf sein Leben aufgebaut war, scheint mit dem Alter irrelevant zu sein.

Wenn Böhnisch davon spricht, dass der Mann mit der Entberuflichung seinen Status als Familienernährer und als beruflicher Experte verliert, so bezieht er sich implizit lediglich auf den verheirateten und beruflich erfolgreichen Mann der Mittelschicht und bezieht andere Männlichkeiten auch jenseits einer heterosexuellen Orientierung nicht mit ein. Es stellt sich die Frage, ob z.B. für einen schlecht bezahlten Hilfsarbeiter diese Identitätskrise ebenfalls droht. Könnte die Pensionierung nicht auch bei einem Mann eine Befreiung aus einer entfremdenden Arbeitswelt bedeuten? Der Bruch zum bisherigen Leben, der durch das Alter entsteht, erscheint in Böhnischs Darstellung beim Mann weniger als Befreiungsmoment, endlich das tun zu können, was in einem typischen Männerleben nicht möglich war, sondern vorrangig als innerer Konflikt. Während bei der Darstellung der alten Frau Erwähnung findet, dass sie prinzipiell über Außenkompetenzen verfügt, die im Alter an die Bildoberfläche gelangen und genützt werden können, scheint der alte Mann über keine schlummernden Innenkompetenzen zu verfügen, die nun endlich an die Bildoberfläche drängen wollen. Warum erscheint bei der Frau ein möglicher Bruch positiv und beim Mann hauptsächlich negativ? Hängt es mit einer Wertung zusammen, inwiefern die Richtungen, die eingeschlagen werden, erstrebenswert oder weniger erstrebenswert sind? In der Art der Darstellung wird die geschlechtshierarchische Bewertung der Orientierungen deutlich. Bei der Frau wird der Bruch, wenn ein solcher stattfindet, positiv bewertet, da es in Richtung männlicher Sphäre nach außen geht, beim Mann wird der Bruch negativer dargestellt, da die Richtung, in die er sich bewegt, gesellschaftlich weniger honoriert, wenn nicht gar abgewertet wird. Interessanterweise kommt es in Böhnischs Ausführungen auch bei der alleinstehenden Frau nicht zur Identitätskrise, sie gilt vielmehr als Beispiel erfolgreichen Alterns. Warum ist es bei ihr kein dramatischer Bruch? Auch ihr Leben war nicht auf die Familie ausgerichtet. Bei der allein stehenden Frau wird offensichtlich weniger die Berufsorientierung betont, sondern ihre Fähigkeit, befriedigende soziale Kontakte jenseits der Familie zu haben. Was sich in der Darstellung abzeichnet ist, dass es durch das In den Vordergrund Rücken von bestimmten Aspekten

beim jeweiligen Geschlecht zur Reproduktion geschlechtsstereotyper Zuordnungen kommt.

Jenseits dieses Reproduktionsproblems in der Geschlechterforschung geht aus unterschiedlichen Untersuchungen dennoch hervor, dass sich eine einseitige Erwerbsorientierung beim Mann zu einer Sackgasse entwickeln kann, wenn diese sinnstiftende Orientierung verloren geht. V.a. die Marienthalstudie (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975)⁴⁷ zeigt sehr eindrucksvoll, auch wenn es sich dabei nicht um eine Altersstudie handelt, wie die Männer an der Arbeitslosigkeit gebrochen sind, während die Frauen nach wie vor in einem festen Sinnzusammenhang standen. Die arbeitslosen Männer, so zeigt die Studie, waren kaum im Stande ihre Zeit sinnvoll auszufüllen. „Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, haben die Arbeiter die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen müssen, beginnen auch nichts mehr und gleiten allmählich ab aus einer geregelten Existenz ins Ungebundene und Leere“ (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, S. 83). Diese Sinn- und Ziellosigkeit galt aber nur für die Männer, denn die Frauen waren nicht arbeitslos, sondern eher Verdienst los. „Sie haben den Haushalt zu führen, der ihren Tag ausfüllt. Ihre Arbeit ist in einem festen Sinnzusammenhang, mit vielen Orientierungspunkten, Funktionen und Verpflichtungen für Regelmäßigkeit (Jahoda, Lazarsfeld & Zeisel, 1975, S. 89).

Böhnisch gibt weiters als Beispiel eines gebrochenen Mannes und einer krisenfesten Frau das Ehepaar Honecker nach der Wende in Ostdeutschland. „Er – Staats- und Parteichef – verfiel nach seinem Sturz, sein Selbst war ganz an das Außen gebunden; sie – Ministerin – konnte ihr weibliches Selbst als Mutter reaktivieren und dies auch als neue soziale Rolle nach außen transformieren“ (Böhnisch, 2001, S. 204). Böhnisch (2001, S. 204) geht davon aus, dass Männer und Frauen für die Bewältigung von Krisensituationen, zu denen auch die mit dem Alter einhergehende Entberuflichung gezählt wird, geschlechtstypisch unterschiedlich gerüstet sind. Obwohl Böhnisch (2001, S.

⁴⁷ Dabei handelt es sich um ein Untersuchungsbild konzentrierter Arbeitslosigkeit mit ihren wirtschaftlichen, psychischen sowie sozialen Folgephänomenen aus den 1930er Jahren. Das zentrale Ergebnis, das nach wie vor relevant ist, besteht darin, dass Arbeitslosigkeit nicht zur aktiven Rebellion führt, sondern vielmehr zur passiven Resignation.

51f) angibt, einen sozialkonstruktivistischen Zugang (wir werden zu Männern und Frauen gemacht) zur Kategorie Geschlecht zu haben, argumentiert er an anderer Stelle naturalistisch und essenzialistisch. „Frauen verfügen (...) über weibliche Bewältigungsmuster, welche ihre Integrität trotz sozialer Desintegration – eben als Frau in ihrer Verbundenheit zur Natur – sichern können, während Männer auch in ihrem inneren Selbst zu stark an das Außen gebunden sind und deshalb sozialer Desintegration stärker ausgeliefert sind“ (Böhnisch, 2001, S. 204).

Für Böhnisch wurzeln die männlichen Probleme, die mit dem Alter(n) schließlich verstärkt hervortreten in der männlichen Sozialisation. Er benennt es, Bezug nehmend auf das Autonomieverständnis des Psychoanalytikers Arno Gruen, auch als männliches Dilemma der Autonomie. Gruen hat ein Modell der personalen Autonomie entworfen, das bereits in der frühkindlichen Sozialisation ansetzt. Dabei handelt es sich um das Vermögen, positiv mit der in der Natur und der darin enthaltenen Hilflosigkeit und Endlichkeit umzugehen. Er versteht darunter eine emotionale Befindlichkeit, in der die eigenen Gefühle und Bedürfnisse übereinstimmen und das Selbst auf einem Zugang zu den eigenen Gefühlen und Bedürfnissen gründet. Gerade in der frühen Kindheit wird der Grundstock dafür gelegt, wie mit Hilflosigkeit und Gefühlsäußerungen umgegangen wird. Die entscheidende Frage ist, ob die aus dem Kind herauskommenden Gefühle sozial anerkannt und zugelassen werden sowie in Balance mit dem Sozialen gebracht werden können oder ob sie als Feinde der sozialen Anpassung abgestempelt und zurückgedrängt werden. Zivilisationskritisch konstatiert Gruen, dass die Grunderfahrung menschlicher Hilflosigkeit großteils sozial verwehrt wird mit dem resultierenden Zwang diese abzuspalten. Obwohl die soziale Unterdrückung der menschlichen Hilflosigkeit für Mann und Frau gilt, sind laut Gruen Jungen und Männer dem Dilemma der Autonomie stärker ausgesetzt. Begründet wird dieser Geschlechtsunterschied damit, dass der Mann innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft dem gesellschaftlichen Anpassungszwang, der im Verwehren der eigenen Gefühle besteht, geplanter und sozial nachhaltiger ausgesetzt ist als die Frau. Die Frau kann sich dagegen durch ihre Nähe zur Natur (kann Leben gebären) die menschliche Hilflosigkeit, die notwendige Voraussetzung für die Entwicklung sozialer Autonomie, besser eingestehen. Die Frau ist demnach nach innen

selbstsicherer als der zwanghaft nach außen agierende, im Außen Selbstsicherheit suchende, externalisierte Mann. Böhnisch merkt zwar an, dass es sich beim Zwang des Mannes zur Außenorientierung (Von-sich-selbst-weg-Orientierung) und der weiblichen Innenorientierung (zu sich und seinen naturbezogenen Gefühlen finden können) um polarisierende Idealtypen handelt, in denen dennoch geschlechtstypische Tendenzen erkennbar werden (Böhnisch, 2001, S. 48ff). Im Alter, so Böhnisch, läuft für den Mann dann vieles zusammen und beeinträchtigt ihn, was sich im männlichen Dilemma der Autonomie biografisch aufgebaut und verfestigt hat, wie etwa die Fixierung auf das Außen, das Funktionieren-Müssen, die Abspaltung der inneren Hilflosigkeit, das erlernte Dominanzstreben oder die Leistungsorientierung.

Das Gruensche Autonomieverständnis entspricht insofern einer feministischen Autonomiekritik, als dass es ebenfalls einem statischen Verständnis von Autonomie (Keller, 1998) ablehnend gegenüber steht. Bei der Begründung der Geschlechterdifferenz werden beim Mann soziale Gründe (Patriarchat) zur Geltung gebracht werden, während bei der Frau „natürliche“ Gründe stark gemacht werden. Das entspricht der soziosymbolischen Zuordnung der Frau zur Natur und des Mannes zur Kultur und leistet somit seinen Beitrag zur Reproduktion und Festigung geschlechterstereotyper Vorstellungen. Das Geschlechter differente Erklärungsmuster ist naturalistisch und die notwendigen Erklärungszusammenhänge bleiben im Dunkeln.

Böhnisch verstrickt sich in seiner geschlechtertheoretischen Begründung in einen Widerspruch. Explizit einen sozialkonstruktivistischen Zugang für sich beanspruchend, begründet er letztendlich, v.a. in der Bezugnahme auf Gruen, die Geschlechterdifferenz in der Natur. Dabei ist jedoch lediglich von einer weiblichen Natur die Rede und eine männliche Natur kommt nicht zur Sprache. Da der Mann soziosymbolisch nicht der Natur zugerechnet wird, könnte eine Lesart sein, dass es gar keine „natürliche“ Männlichkeit geben kann. Die zweite Lesart wäre, dass es eine männliche Natur gibt, diese aber nur implizit thematisiert wird. Das innere Selbst des Mannes ist an das Außen gebunden, so Böhnisch. Einerseits wird die männliche Sozialisation dafür verantwortlich gemacht, andererseits ist es eine „natürliche“ Ferne zur Natur, die ihm einen unmittelbaren Zugang zu seinem Inneren verwehrt.

Die Autonomiekritik, die im männlichen Dilemma der Autonomie zur Sprache kommt, wäre durchaus anschlussfähig an das im Kapitel 2 favorisierte Verständnis von Autonomie als Illusion bzw. einer Autonomie in Abhängigkeit. Die naturalistische Begründungsfigur der Geschlechterdifferenz bleibt jedoch beliebig und reproduziert Geschlechterstereotype. Auch wenn die Begründungsfigur der Geschlechterdifferenz problematisch ist, entlarvt Böhnisch eine absolute Autonomie als männlich idealisierten Wert, der auf Abspaltung beruht und sich letztendlich in einer biografischen Bewältigungsperspektive als prekär für den alten Mann erweisen kann. Das männliche Dilemma der Autonomie äußert sich in der Männerberatung v.a. in einem Sprechkonflikt, entlang dessen gearbeitet wird. Ziel ist es, Hilflosigkeit erfahrbar zu machen und über sich sprechen zu können.

Böhnisch führt aber auch positiv an, dass es für Männer im Alter als bereichernd empfunden werden kann, sich nach Innen zu bewegen und nicht mehr abspalten zu müssen. Er spricht in diesem Zusammenhang von einer „ungewohnten Abhängigkeit“, die nun im Alter das erste Mal erfahren wird. Interessant dazu ist, dass dies von der Vorstellung einer bisherigen Unabhängigkeit ausgeht. Wieso wird der Prototyp des männlichen Familienernährers, orientiert an einer traditionellen Familienkonstellation, als nicht abhängig wahrgenommen? Auch der sogenannte Familienernährer lebt in Wechselbeziehungen und Abhängigkeiten, so ist dieser beispielsweise abhängig davon, dass seine Frau die Reproduktionsarbeit erledigt. Abhängigkeitsverhältnisse werden je nach Machtverhältnissen sehr unterschiedlich dargestellt. Erst im Alter, wenn der Unabhängigkeitssuggestierende Status des Familienernährers und beruflichen Experten brüchig ist, kommt jene Abhängigkeit von der Frau ins Visier, die der Mann bezogen auf den Alltag hat. Laut Böhnisch ist der alte Mann sogar auf die Bereitschaft seiner Partnerin angewiesen, ihn in den Haushalt einzubinden.

Im Gegensatz zur Darstellung der alten Frau, bei der Sexualität keine Erwähnung findet, wird beim alten Mann diese zum Problem⁴⁸. Die Angst vor dem Verlust sexueller Potenz ist laut Böhnisch nur vordergründig ein sexuelles Problem. Dies ist ebenfalls im Kontext mangelnder Autonomie im Sinne Gruens zu verstehen. Da in der männlichen Sozialisation Gefühle und Wünsche nach Nähe, Verschmelzung, Regression usw. abgespalten werden mussten, ist dies nun in der Sexualität aufgehoben. Auch bezogen auf Sexualität erscheint der alte Mann letztlich als schwaches Geschlecht, dessen oberflächliche Stärke mit dem Preis der Abspaltung nur ansozialisiert wurde.

Zusammenfassend erscheint bei Böhnisch der alte Mann vordergründig als schwacher Mann. Einerseits wird das männliche Autonomiekonzept als untauglich erklärt, was sich auch mit einer feministischen Kritik am Autonomiekonzept deckt. Andererseits ist Böhnischs Geschlechtertheorie inkonsistent und das männliche Dilemma mit der Autonomie wird neben patriarchalen Sozialisationsbedingungen mit einer naturalistischen Geschlechterkonzeption begründet. Die Überbetonung der männlichen Schwäche bringt darüber hinaus die Gefahr mit sich, die patriarchale Dividende zu verheimlichen, an der die alten Männer dennoch teilhaben, wiewohl es ein wichtiger Perspektivenwechsel ist, den problematisierenden Defizitblick auch auf die männliche Seite gerichtet zu sehen.

3.4.4 Hochaltrigkeit?

Bei der Thematisierung von Geschlecht ist der Fokus vorrangig auf die so genannten jungen Alten gerichtet. Der „gebrochene alte Mann“ markiert v.a. den Übergang vom Erwerbsleben in die Pension und „die flexible und kompetente alte Risikofrau“ gehört ebenfalls nicht den hilfsbedürftigen Alten an. Erwähnung findet das höhere Alter in den strukturalen Merkmalen der „Feminisierung“, „Singularisierung“ und „Hochaltrigkeit“, die aneinander gekoppelt sind. Das bedeutet, dass unter den Alten wesentlich mehr Frauen

⁴⁸ In der Erwähnung bzw. Nicht-Erwähnung ist bezüglich Sexualität ebenfalls ein Geschlechterstereotyp zu vermuten – die Frau als sexuelles Objekt, der Mann als sexuelles Subjekt. Demzufolge hat der alte Mann Angst vor dem Verlust der sexuellen Potenz und die alte Frau vom Verlust ihrer Attraktivität, wobei vom letztgenannten bei Böhnisch und Schweppe nicht die Rede ist.

sind, die viel häufiger alleine leben als Männer und die durch ihre vergleichsweise höhere Lebenserwartung, in größerem Ausmaß im hohen Alter pflegebedürftig sind. Die Singularisierung bringt mit sich, dass alte Frauen häufiger auf institutionelle Hilfe angewiesen sind als Männer. Somit ist die offene Frage des sozialpädagogischen Umgangs mit dem hohen und hilfsbedürftigen Alter hauptsächlich eine Frauenfrage⁴⁹. Für Böhnisch dominiert in einem hochaltrigen Zustand, der geprägt ist von chronischen Krankheiten und Pflegebedürftigkeit, die Negativseite. Die Lebensbewältigung ist dann beschränkt auf Aushalten und Umgang mit der psycho-physischen Begrenztheit. Die angeblichen stärker ausgeprägten inneren Kompetenzen von Frauen finden in Zusammenhang mit Hochaltrigkeit keine Erwähnung mehr. Auch wird nicht der Versuch unternommen Gruens Autonomiemodell, das zwar geschlechtertheoretisch problematisch ist, aber doch in die richtige Richtung weist, auf die Situation der Pflegebedürftigkeit zu übertragen. Wenn Hilflosigkeit eine menschliche Grunderfahrung ist, deren Anerkennung konstitutiv für eine personale und soziale Autonomie ist, so stellt sich die Frage, warum bei Böhnisch und Schweppe Pflege- und Hilfsbedürftigkeit als abhängiges Alter im Gegensatz zum autonomen Alter gesetzt werden.

Die Behandlung der Geschlechterdifferenz beschränkt sich bei Schweppe und Böhnisch hauptsächlich auf das junge Alter. Der Umgang mit Hochaltrigkeit bleibt somit bezogen auf Geschlecht ebenfalls ein sozialpädagogisches Fragezeichen.

⁴⁹ In Österreich leben derzeit mehr als doppelt so viele Frauen, die über 80 Jahre sind, als Männer (STATISTIK AUSTRIA 2008).

3.5 Zeitlichkeit und Dis/Kontinuität

„endlich leben!“ – Ein Befehl, ein Seufzer, ein Aufschrei, eine Forderung – oder doch ein Fingerzeig, dass unser Leben endlich ist?

Wiener Festwochen Eröffnung 2004

The Big Ending, though no one knows what, if anything, is ending and certainly no one knows what is beginning. It's a wild celebration of no one knows what.

Philip Roth (2002, S. 148): The dying animal

Die anthropologische Dimension der Zeitlichkeit, zur Sprache gebracht als Endlichkeit des Lebens, wird sowohl von Schweppe (2005) als auch von Böhnisch (2001) aufgegriffen. Für Schweppe (2005, S. 38) geht es in diesem Zusammenhang um die Frage der Kontinuität und Diskontinuität der Biografie, die sich im Alter aufgrund des Gewährwerdens der Endlichkeit des Lebens auf eine spezifische Weise stellt. Schweppe betont, dass Biografien niemals abgeschlossen sind und somit immer den Charakter eines offenen Entwurfs mit der Möglichkeit Neues zu integrieren haben. Im selben Satz räumt sie jedoch ein, dass Biografien dennoch auf Kontinuität angelegt sind, d.h. dass die Lebensgeschichte Gestalt haben muss, auch wenn diese offen und veränderbar ist. Durch die Endlichkeit des Lebens stehen alte Menschen vor der Notwendigkeit, Ereignisse in eine umfassende und kohärente Ordnung zu bringen. Schweppe umschreibt dies als Lebensbilanzierung, Frieden schließen oder als Wunsch, dass sich ein roter Faden durch das eigene Leben zieht und Einheit erfahren wird. Die Kontinuitätsfrage stellt sich dabei inmitten der altersspezifischen Veränderungen in Bezug auf Raum, Zeit, sozialen Bezügen, Tätigkeiten sowie Diskontinuitätserfahrungen wie PartnerInnenverlust oder die Beendigung des Arbeitslebens. Bezüglich der Kontinuitätsfrage konstatiert Böhnisch (2001, S. 270), dass Lebensstile im Alter nicht nur Kontinuitäten, sondern auch Diskontinuitäten zum früheren Leben aufweisen. Manches aus dem Erwerbs- und Familienalter verlängert sich ins Alter hinein, manches wird aber bewusst auch anders versucht. Gerade im Alter kann man Neues ausprobieren, da man weniger nach institutionellen Vorgaben handeln muss. Gleichzeitig stellt er fest, dass es dazu personaler Motivation und sozialer Anstöße bedarf, da „das Alter mit seinen unausweichlichen Gesundheitsrisiken

und kritischen Lebensereignissen (Partnerverlust, Verlust früherer Kontakte etc.) (...) die strukturelle Tendenz des Rückzugs und des hoffnungslosen Hinnehmens (...) als gesellschaftliches Stigma in sich“ (Böhnisch, 2001, S. 270) birgt.

Böhnisch (2001, S. 282) sieht alte Menschen einer zweifachen Integritätsproblematik ausgesetzt. Auf der einen Seite müssen alte Menschen, wenn sie ihre vierte Lebensphase gestalten wollen, eine Bilanz ihres bisherigen Lebens ziehen können, um dann darauf neue Lebensperspektiven und –pläne aufbauen zu können. Dazu ist Aktivität und Entwicklungsbereitschaft notwendig. Auf der anderen Seite sind alte Menschen zunehmend mit ihrer leiblichen Endlichkeit konfrontiert. Das bedeutet, dass sie ihr Leben angesichts dieser Endlichkeit gestalten müssen. Durch die Biografisierung wird das Integritätsproblem des Alters nicht aufgelöst, sondern verlangt auch noch ein „*eigenes* Verhältnis zum Tod, das nun stärker selbst erarbeitet werden muss. Erwartung der Endlichkeit aus der Altersautonomie des Selbst und außengeleitete Verdrängung liegen dabei dicht beieinander“ (Böhnisch, 2001, S. 259f). Für Böhnisch (2001, S. 259f) stellt sich für die Altenarbeit und Altenpflege die Frage, wie sie mit den Biografisierungstendenzen umgeht: „ob sie in der Lage ist, auch den abhängigen Alten Ansätze – wie beschränkt sie durch Krankheit und Behinderung auch immer sein mögen – für ein ‚eigenes Leben‘ zu ermöglichen“.

Auch wenn in der Hochaltrigkeit die Lebensbewältigung häufig stark auf Aushalten und dem Umgang mit der psycho-physischen Begrenztheit reduziert ist, so stellt Böhnisch (2001, S. 255) fest, gibt es nach wie vor soziale Bezüge, auch wenn diese eingeengt sind. „Vor allem über den Empfang von Anteilnahme und über die Chance, in dieser Anteilnahme dem Anteilnehmenden etwas geben zu können, entwickeln sich gegenseitige Signale der Humanität, die auf die alten Menschen und ihr Gegenüber ausstrahlen. So werden Zustände des Wohlbefindens und der menschlich-naturhaften Geborgenheit für die betroffenen alten Menschen erlebbar“ (Böhnisch, 2001, S. 255). Böhnisch schlägt diesbezüglich vor, nicht nur eine Pflegeethik zu entwickeln, sondern eine Sozialanthropologie der Pflege. In diesem Ansatz sollen „die menschlich-kreatürlichen Impulse und Angebote psychisch-physisch reduzierter Hochbetagter erkannt, verstanden und in die

soziale Interaktion der Pflege aufgenommen werden können“ (Böhnisch, 2001, S. 255).

Im pädagogischen Interesse am Alter zeigt sich, dass pädagogische Begriffe wie „Entwicklung“ und „Lernen“ übernommen werden, die eigentlich aus der Jugendpädagogik kommen (Böhnisch, 2001, S. 282). Auch die Überwindung des Defizitansatzes durch das Kompetenzmodell und die Biografisierungsperspektive führen dazu, das Alter als moderne Sozialisationsphase zu sehen. Böhnisch (2001, S. 259) warnt jedoch davor, das Alter „unbefragt in die Linearität des modernistischen Fortschrittsdenkens einzupassen“. Altern verortet er in der „Spannung des Entlastetseins von gesellschaftlichen Zwängen und dem Integritätsproblem der absehbaren Endlichkeit des Lebens. Alter biografisch zu nutzen, heißt auch und vor allem, diese neue Chance des *Menschseins* zu nutzen. Der humane Gewinn des Alters liegt demnach nicht in einer einfachen Verlängerung der industriellen Normalbiografie mit anderen Mitteln, sondern in der Spannung zum eigenen Menschsein bei weiter und neu bestehender gesellschaftlicher Teilhabe“ (Böhnisch, 2001, S. 259). Böhnisch bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Christel Schachtner, die in ihrem Buch „Störfall Alter“ (1988) betont, dass mit Alter und Tod die sinnlich-leibliche Existenz des Menschseins hervortritt. Diese widersetzt sich von Natur aus der industriellen Verwertung und lässt somit den alten Menschen als Störfall erscheinen, der nicht in die Welt eines flexiblen, leistungsfähigen, austauschbaren und erneuerungsfähigen Maschinenleibs passt. Dabei wird ein Verwiesensein auf zyklische Zeitstrukturen deutlich, das im Gegensatz zu einer linearen Erwerbsorientierung steht.

Für Böhnisch (2001, S. 269) gehört zum Alter das Privileg, verlangen zu können, vom arbeitgesellschaftlichen Stress verschont zu bleiben und sich auch zurückziehen zu dürfen. Er schlägt das Konzept von Lebenszufriedenheit vor, „das die Balance von *selbstgewähltem* Rückzug und *selbstbestimmter* Aktivität zum Hintergrund nimmt. Hier wäre auch die Gruensche Autonomieperspektive (...) im Alter anzusiedeln. (...). Aus der Balance von Aktivität und selbstbestimmtem Rückzug definiert sich wohl auch die *Handlungsfähigkeit* im Alter“ (Böhnisch, 2001, S. 269). Dieser Gedankengang wurde auch von Schweppe (2005, S. 37) aufgenommen und z.T. wörtlich wiedergegeben.

Im Umgang mit der Zeit verlieren Linearität und Beschleunigung im Alter ihre strukturierende Bedeutung. In einem von Böhnisch gewählten Zitat von Wulf geht hervor, dass Beschleunigung als Strategie gegen die Zeitlichkeit des Lebens im Alter seine Überzeugungskraft verliert. Der menschliche Körper, so Böhnisch (2001, S. 262), ist zyklisch strukturiert. Der Mensch ist angewiesen auf den zyklischen Naturbezug und braucht dies zur Regeneration und Rückbesinnung auf sich selbst. Böhnisch bezeichnet es als paradox, dass wir einerseits auf zyklische Lebensgehalte von unserer Natur her angewiesen sind, diese aber andererseits durch die hektische Linearität von Arbeit und Konsum entwertet werden. Seiner Ansicht nach setzt sich dieses Paradox dahingehend fort, dass sich die Menschen auf den Ruhestand freuen (endlich zur Ruhe kommen), gleichzeitig sich dann aber beklagen, nichts mit der Zeit anzufangen zu wissen. Es wird ein Übergang von einem linearen zu einem zyklischen Zeitverständnis dargestellt, der für Alte problematisch werden kann und auch durch Konsum nicht zu bewältigen ist. Für die Sozialpädagogik verortet Böhnisch die Aufgabe, diesbezüglich Orientierungsbeistand zu leisten. „Im Mittelpunkt steht dabei die Aufgabe, den individuell-biografischen Wert zyklischer Lebenstätigkeit und die daraus erwachsenden neuen Möglichkeiten der Gemeinschaft den alten Menschen erlebbar zu machen und den gesellschaftlichen Wert zyklischer Lebensformen im Alter öffentlich darzustellen“ (Böhnisch, 2001, S. 263). Den alten Menschen soll geholfen werden, den Verlust des industriellen Rhythmus von Arbeit und Freizeit zu überwinden. Auch darf Alter nicht als „nur noch Freizeit“ gesehen werden, denn das würde laut Böhnisch (2001, S. 263) den „individuellen und gesellschaftlichen Eigenwert der Alterszeit“ verdecken.

Böhnisch (2001, S. 263) kommt zu dem Schluss, dass grundsätzlich die gesellschaftlich anerkannte Arbeitsdefinition zu überdenken ist. „Wenn Hausarbeit, soziale Beziehungsarbeit und Arbeit in Gemeinschaftsdiensten, die in der Regel außerhalb des Marktes getätigt werden und deshalb gesellschaftlich abgewertet sind, gesellschaftlich der konventionellen Arbeit gleichgestellt würden, hätten die Menschen die Chance, Arbeitserfahrungen auch aus den mittleren Jahren in die Altersphase mitzunehmen und in einer neuen, dem Altersstatus und der Autonomie des Alters entsprechenden

Arbeitsidentität – etwa im Sinne von ‚Tätigsein‘ (vgl. Schmidt 1996) – weiterzuentwickeln“ (Böhnisch, 2001, S. 263f).

3.5.1 Einheitliche Identität und geordnetes Leben/sende

Man ist nie so sehr bei sich selbst, als wenn man sich verliert.

Robert Musil (1998, S. 75): Die Schwärmer

Bei Schweppe wird das Bild eines kohärenten und geordneten Lebens am Lebensende stark gemacht. Obwohl eingeräumt wird, dass Biografien einen prinzipiell offenen Charakter besitzen und gerade das Alter von Diskontinuitäten, wie z.B. PartnerInnenverlust oder Beendigung des Arbeitsverhältnisses, geprägt ist, so wird dennoch oder wahrscheinlich gerade deshalb von der Notwendigkeit gesprochen, angesichts der Endlichkeit des Lebens, Ereignisse in eine kohärente Ordnung bringen zu müssen. Das geht mit der impliziten Vorstellung einher, dass ein Leben nur in einer geordneten Form gut zu Ende gebracht werden kann. Mit harmonisierenden Begriffen wird dies als Frieden schließen umschrieben, aber auch ein buchhalterisches Schema wird für die Lebensordnung benützt. Es gilt eine Lebensbilanzierung zu machen, abzuwägen, was gut und weniger gut gelaufen ist und dies wiederum auszubilanzieren. Das verweist auf einen sehr rationalen, aber auch ökonomischen Umgang mit seinem Leben. Über den rationalen Zugang erscheint das Leben wie ein Projekt, das man abschließen kann. Abschlussbericht und Lebensbilanz bringen das Leben zu einem runden, friedlichen Ende. Es wird kein offener Ausgang favorisiert. Das veranlasst zur Frage, inwiefern der alte Mensch am Ende vor seinem fertigen Leben zum Stehen kommen kann. Dieser Mensch wäre nicht im Leben, sondern wäre außerhalb und würde es überblicken. In diesem Zusammenhang interessiert die Frage, ob auch ein offenes Ende vorstellbar ist, ein unfertiges und unordentliches Leben am Ende? Wäre ein solches chaotisch, unbefriedigend, von Unfrieden bestimmt und nicht mehr überblickbar?

Bei Böhnisch wird bereits früher eine Lebensbilanz gezogen. Das muss seiner Meinung nach deshalb geschehen, um die vierte Lebensphase gestalten zu können. Auf die Bilanz des bisherigen Lebens können dann, so die Vorstellung,

neue Lebenspläne und -perspektiven aufgebaut werden. Dabei stellt sich die Frage, ob die Anforderung, eine Lebensbilanz ziehen zu müssen, nur für das Alter besteht oder auch für junge Menschen relevant ist, wenn diese etwas Neues beginnen. Es ist schwer vorstellbar, dass eine 13-Jährige Bilanz ziehen muss als Voraussetzung, um dann mit Neuem beginnen zu können. Angesichts der Anforderungen, die an eine Ich-AG gestellt werden, ist es jedoch vorstellbar, dass junge Erwachsene bereits ihr Leben zu bilanzieren haben. In diesem Zusammenhang ist von Interesse, vor welcher Hintergrund- bzw. Normalitätsfolie bilanziert wird. Damit wird eine Bewertung des bisherigen Lebens vorgenommen und es kommt darauf an, mit welchen Wertmaßstäben gemessen/bilanziert wird. Die unumgängliche Bewertung oder Beurteilung, die bei einer Bilanzierung vorgenommen wird (wohin/wie werden die einzelnen biografischen Elemente verbucht?), führt zu der Überlegung, von welchem Standpunkt aus bilanziert wird. Von einem Menschen auszugehen, der sein Leben bilanziert, impliziert eine Person, die ihr Leben in der Hand hat, die Souverän ihrer selbst ist und auch Verantwortung für ihr Leben trägt. Es ist der Standpunkt eines autonomen Menschen, von dem aus bilanziert wird. Dieser Mensch ist in Kenntnis seiner selbst und ist sich durchsichtig. Schäfer (2005) spricht in diesem Zusammenhang von einer radikal verstandenen Selbstbestimmung, die als mögliche Normalität erwartet wird und dessen Verständnis in der Aufklärung wurzelt. „Es wird angenommen, dass jeder Einzelne für sich selbst der alleinige Bestimmungsgrund seiner selbst ist. Jeder Einzelne soll (mithilfe seiner Vernunft und Urteilsfähigkeit) in der Lage sein, sich seine Motive, Wünsche, Ängste und Hoffnungen durchsichtig zu machen und sich souverän zu ihnen zu verhalten. Unter dieser Voraussetzung ist jeder vollständig für sich selbst verantwortlich (...)“ (Schäfer, 2005, S. 42f).

Die Vorstellung eines autonomen Menschen, Souverän seiner selbst ist eng verwoben mit der Vorstellung einer einheitlichen Identität. Bei Schweppe und Böhnisch wird ein Bedürfnis bzw. eine Sehnsucht nach Einheit, Ganzheit bzw. (Ab)Geschlossenheit der Identität im Alter zum Ausdruck gebracht. Schweppe spricht davon, dass die Biografie auf Kontinuität angelegt ist, dass die Lebensgeschichte Gestalt haben muss, dass ein Wunsch nach einem roten Faden des eigenen Lebens und nach Einheit erfahren besteht. Böhnisch geht von einer Integritätsproblematik, der alte Menschen ausgesetzt sind, aus. Durch

das Problematischwerden kommt in negativ gewendeter Form, das Streben nach Integrität zum Vorschein. Integrität bedeutet in einer sozialphilosophischen Verwendung Ganzheit und Unversehrtheit. Die Integrität einer Person ist dann vorhanden, wenn sich diese in Abgrenzung zu den Mitmenschen als intakt, eins oder unteilbar erfährt. Integrität im Sinne eines integren Menschen bezeichnet eine Charaktereigenschaft, die den Menschen als unbestechlich und selbsttreu ausweist (Pollmann, 2005). Integrität geht somit auf eine einheitliche Identitätskonzeption zurück, in der davon ausgegangen wird, dass der moderne Mensch in der Lage sein muss, seine persönliche und soziale Identität, gesellschaftliche Erwartungen und individuelle Sinnbestimmungen zu einer einheitlichen Identität zu vereinigen. Diese Identität ist das eigene und selbstverantwortete Werk jedes/jeder Einzelnen (Schäfer, 2005, S. 43).

Das Alter findet bei beiden AutorInnen als ein Lebensabschnitt Erwähnung, der geprägt ist von Diskontinuitäten und altersspezifischen Veränderungen (z.B. Beendigung des Arbeitslebens, Verlust von PartnerIn u.a. sozialen Kontakten, Gesundheitsrisiken) bis hin zur absoluten Diskontinuität, dem Lebensende. Gleichzeitig konstatieren sie die Notwendigkeit von Integrität, Kontinuität und Einheit. Diese (Rück)Besinnung auf das Eigene und Kohärente im Umgang mit Unsicherheiten ist bekannt. Laut Meyer-Drawe (2000, S.10) wird das Heil des einzelnen umso mehr in der inneren Emigration und in einem soliden Selbst gesucht, je mehr das Bild einer verstreuten Subjektivität geboten wird. Identität ist so gesehen vielmehr zu verstehen als Effekt oder Antwort auf etwas und nicht als etwas Ursprüngliches.

Öberg (1996) sieht in der gerontologischen Forschung und im alltäglichen Sprachgebrauch eine kontinuierliche und einheitliche Identität favorisiert, während Inkonsistenz stigmatisiert wird. Der/dieselbe zu bleiben bedeutet über die Zeit und Situationen hinweg gleich bleibende Ansichten, Werthaltungen und Handlungsmuster zu haben. Dabei wird ein ‚ageless self‘ jenseits eines alternden Körpers geschaffen. „It is easier, both for the average person and gerontologists, to link continuity and unchangeability to a self which is separate from the body since the body so obviously changes (...)“ (Öberg, 1996, S. 705).

3.5.2 Eigenes Leben

Es wird durch den alten Körper nicht nur die Integrität problematisch, sondern behindert auch ein „eigenes Leben“. Das drückt sich bei Böhnisch so aus, indem er davon spricht, dass bezüglich „abhängigen Alters“ für die Altenarbeit und –pflege die Herausforderung besteht, ein eigenes Leben zu ermöglichen. Von Ermöglichung zu sprechen, geht davon aus, dass ein eigenes Leben nicht selbstverständlicherweise gegeben ist. Das abhängige Alter, so Böhnisch, ist beschränkt durch Krankheit und Behinderung, sprich durch den alten Körper. Der alte Körper ist somit wieder eine Gefährdung, dieses Mal eine Gefährdung des eigenen Lebens. Was aber ist ein eigenes Leben? Es wird in Zusammenhang mit Biografisierungstendenzen angeführt. In diesem Kontext ist es ein Leben, das selbst entworfen wird und nicht traditionell vorgegeben ist. Ist dieses eigene, selbst entworfene Leben frei vor Entfremdung? Wodurch wird es im Alter gefährdet? Ist es der Körper, der in seinem Alterungsprozess zunehmend zum Fremden wird oder ist es bedingt durch mögliche Funktionsverluste des Körpers, die dazu führen, dass Hilfsbedürftigkeit entsteht und somit ein eigenes Leben behindern, da zunehmend auf fremde Hilfe zurückgegriffen werden muss? Einerseits ist diese Gefährdung in der Tat eine ernstzunehmende, denn wenn Hilfsbedürftigkeit entsteht, nimmt die Gefahr der Bestimmung durch Fremde zu. Andererseits stellt sich auch die Frage, ob sich in fremde Hände zu begeben notwendigerweise bedeuten muss, dass dies auf die Kosten des Eigenen geht. Bei Adorno (zit. n. Meyer-Drawe, S. 40) heißt es: „Wäre das Fremde nicht länger verfemt, so wäre Entfremdung kaum mehr“. Das bedeutet, dass das Fremde nicht grundsätzlich zum bedrohenden Gegenpol gemacht werden muss. Erst diese Angst vor dem Fremden erfordert das Eigene. Das Eigene ist so gesehen eine Schutzmacht. Das läuft auf die Vorstellung einer abgekapselten autonomen Identität hinaus. Keller (1998) bezeichnet dies, wie in Kapitel 2.4 ausgeführt wurde, als eine statische Vorstellung von Autonomie, welche durch ein Bestreben nach Kontrolle und Beherrschung genährt wird.

Das Eigene erscheint bei Böhnisch als eine Anforderung, die sich aus der Biografisierung ergibt, etwas, das sich die einzelnen Menschen selbst

erarbeiten müssen. Selbst das Sterben⁵⁰ läuft nicht nach traditionellen Ritualen ab, sondern muss selbst gestaltet werden. Gleichzeitig ist dieses Eigene gemäß Böhnischs Ausführungen mit zunehmendem Alter bedroht, da das Eigene auch als Schutzmacht fungiert und mit dem hohen Alter problematisch wird.

Es gibt diesbezüglich unterschiedliche Ebenen der Problematisierung. Nicht das Altern selbst allein kann problematisiert werden, sondern es interessiert die Frage, warum etwas zum Problem wird. Somit fordert das Alter heraus, Setzungen zu hinterfragen. Gerade wenn Hilfsbedürftigkeit entsteht, erweisen sich die Dichotomien wie eigen/fremd, aktiv/passiv, autonom/heteronom usw. in ihrer Ausschließlichkeit als prekär. Das Eigene jedoch als dynamisches Spannungsfeld von Bezogenheit und Abgrenzung anderen Menschen gegenüber zu verstehen würde helfen, Hilfsbedürftigkeit nicht vorschnell als Verlust des Eigenen zu sehen.

3.5.3 Alter = Natur

Was wir für die Natur nehmen, klärt uns über den Menschen nicht auf, sondern verhindert die lückenlose Erkenntnis des Humanum.

Edgar Forster (2003, S. 13): Das Unverfügbare

Mit einem zivilisationskritischen Gestus stellt Böhnisch ein lineares Zeitverständnis, das für die Moderne, die Arbeit und den Konsum steht, einem zyklischen Zeitverständnis, das dem Naturbezug des menschlichen Körpers entspricht, gegenüber. Das Alter liest er als neue Chance des Menschseins, als humanen Gewinn, da sich das Alter und der Tod in seiner sinnlich-leiblichen Existenz von Natur aus der industriellen Verwertung widersetzen.

Die pädagogische Perspektive auf das Alter sieht er ebenfalls kritisch und warnt davor, dass Kompetenzmodelle und die Biografisierungssicht dazu führen

⁵⁰ Böhnisch spricht davon, dass es auch eines eigenen Verhältnisses zum Tod bedarf. Was auffällt ist, dass sowohl bei Böhnisch als auch bei Schweppe nicht die Rede vom Sterben ist, sondern vielmehr von der Endlichkeit des Lebens bzw. von einem eigenen Verhältnis zum Tod. Über das Sterben und welche sozialpädagogischen Handlungsmöglichkeiten und –grenzen es in der Sterbebegleitung gibt, wird nicht nachgedacht. Das ist insofern verwunderlich, als dass es dazu eine sehr differenzierte Studie von Mennemann (1998) unter dem Titel „Sterben lernen heißt leben lernen. Sterbebegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive“ gibt, auf die nicht Bezug genommen wird.

könnten, das Alter unbefragt in die Linearität des modernistischen Fortschrittsdenken einzupassen. Entgegen der in Kapitel 3.1 unter Biografisierung herausgearbeiteten Formationen des „flexiblen alten Menschen“ und des „homo oeconomicus“ wendet sich Böhnisch an dieser Stelle explizit gegen die normative Erwartung der Flexibilität und Leistungsfähigkeit an das Alter. Das Alter erscheint hier vielmehr als eine Gegenwelt, die der Natur wesentlich näher ist, als das Erwachsenenalter, das in die hektische Linearität des Erwerblebens und des Konsums eingebunden ist. Einerseits ist es der alternde Körper, der die Besinnung auf den zyklischen Naturbezug herstellt, andererseits verlieren Linearität und Beschleunigung angesichts der Zeitlichkeit des Lebens im Alter seine Überzeugungskraft. Das Problem, das Böhnisch für das Alter sieht, ist, dass eben das Zyklische im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung eine Entwertung erfahren hat, obwohl der Mensch von Natur her darauf angewiesen ist. Dieses Problem setzt sich dahingehend fort, als dass alte Menschen, wenn sie aus dem Erwerbsleben entbunden sind, nichts mit der Zeit anzufangen wissen. Es ist mit dem Eintritt in den Ruhestand auch ein Übergang von einem linearen zu einem zyklischen Zeitverständnis zu leisten. An dieser Stelle weist Böhnisch der Sozialpädagogik die Rolle zu, den gesellschaftlichen Wert zyklischer Lebensformen im Alter öffentlich darzustellen. Die Lösung des Problems der Entwertung des Zyklischen und Naturhaften, mit dem das Alter zu kämpfen hat, ist, dieses im Gegenzug wieder aufzuwerten. Der Sozialpädagogik kommt die Aufgabe zu, den individuell-biografischen Wert zyklischer Lebenstätigkeit erlebbar zu machen. Was Böhnisch ausspart ist die Beantwortung der Frage nach der praktischen Umsetzbarkeit. Die grundsätzliche Überlegung, die gesellschaftlich anerkannte Arbeitsdefinition zu überdenken, ist etwas anschaulicher. Die Wertigkeit der Reproduktionsarbeit müsste bereits früher im Leben der Produktionsarbeit gleichgestellt werden und würde somit auch der Altersphase entgegenkommen. Es geht Böhnisch um die gesellschaftliche Aufwertung eines zyklischen Zeitverständnisses und gleichzeitig darum, das Naturhafte des Menschseins im Alter positiv zu sehen. Deshalb wird das Alter auch als Chance gesehen, entgegen gesellschaftlicher Deformationen, das Natürliche (wieder) zum Vorschein zu bringen. Was Böhnisch unterstellt, ist, dass es so etwas wie einen natürlichen Menschen gibt. Der natürliche Mensch ist hier der alte Mensch.

Angesichts des Alters kann er bei der linearen Verformung des Menschseins nicht mehr mitmachen. Die Linearität führt demgemäß zu einer Entfremdung des Menschseins und das Alter führt wieder zu einer natürlichen Wesenhaftigkeit zurück. Was aber ist „Natur“ bzw. der „natürliche“ Mensch? An anderer Stelle spricht Böhnisch auch von „menschlich-naturhafter Geborgenheit“ und von „menschlich-kreatürlichen Impulsen“. Das sind Begrifflichkeit, die ebenfalls sehr stark auf ein naturalistisches Denken hinweisen. Weiters wird von einer „Autonomie des Alters“ bzw. von einer „Altersautonomie des Selbst“ und einem „Eigenwert der Alterszeit“ ausgegangen. Altersautonomie heißt mit anderen Worten, dass es eigene Gesetze des Alters gibt. Diese Gesetze werden vom Alter selbst bestimmt. Woher kommt aber diese Eigengesetzlichkeit des Alters? Auch an dieser Stelle macht sich eine Vorstellung von der Natürlichkeit des Alters breit. Die Altersautonomie kann sich nur aus den „natürlichen“ Gesetzmäßigkeiten des Alters heraus bestimmen. Reichenbach (2007, S. 86f) merkt bezüglich einer naturalistischen Perspektive in der Pädagogik (etwas ironisch) an: „Die Natur, auch und vielleicht gerade weil man sie kaum kennt, hat einen guten Ruf – alles, was an ihr schlecht ist, scheint eine menschliche Ursache zu haben. Das Böse ist unnatürlich, (>irgendwie<) gesellschaftlich bedingt. Während das tierische Leben vielleicht hart und grausam sein kann, so erscheint aus der naturalistischen Perspektive allein menschliches Leben immer wieder zu pervertieren, sich zu weit vom natürlichen Leben zu entfernen“. Reichenbach stellt damit die bei Böhnisch vorkommende Bewertung des Natürlichen als das Erstrebenswerte und die gesellschaftliche Entwicklung als Fehlentwicklung in Frage.

Die Diskussion über den Körper und seiner Natürlichkeit ist in zwei widersprechenden Annahmen strukturiert. „Dementsprechend gilt der Körper einerseits als unüberholbar, als Non-plus-ultra der Authentizität, als letzter Hort der Offenbarung des Geheimen. Andererseits wird angenommen, dass er schon immer überholt ist, (...), dass er nur als Doublette einer universalen Kodierung diene (Kamper & Wulf, 1984, S. 3). In der ersten Annahme steckt die Vorstellung eines „aktiven“ Körpers, der eine prädiskursive Existenz hat und zur Sprache gebracht werden kann, während in der zweiten Annahme von einem „passiven“ Körper ausgegangen wird, indem sich kulturelle Praktiken

einschreiben. Böhnischs Aussagen zum Natürlichen gehen von einer prädiskursiven Existenz aus, die im Alter wieder mehr zum Vorschein kommt, auch wenn im Laufe des Lebens eine Denaturalisierung bzw. Entfremdung vom zyklischen Naturbezug stattgefunden hat. Kamper und Wulf lösen die widersprüchlichen Annahmen eines aktiven oder passiven Körpers nicht auf. Sie setzen sich gegen die Annahme einer prädiskursiven Existenz des Natürlichen ein, indem sie das Natürliche als immer unwahrscheinlicher ausweisen, da für sie der Körper bis ins Innerste Platz einer durchgreifenden Einbildungskraft ist, die vielmehr die symbolische Ordnung widerspiegelt. Dennoch bleibt für sie entgegen der Annahme eines passiven Körpers ein Rest übrig, auch wenn alles ausgesprochen ist. „Aber etwas geht nicht auf in die symbolische Ordnung. Es bleibt eine Wildnis zurück, (...)“ (Kamper & Wulf, 1984, S. 6). Dieser Rest, diese Wildnis kann als so etwas wie Natur aufgefasst werden, eine Natur aber, die letztlich unbestimmbar, unverfügbar und unkontrollierbar bleibt. Die Naturhaftigkeit des Alters lässt sich somit nicht bestimmen und diese als zyklisch auszuweisen, bleibt reine Spekulation. Dennoch liegt es mir daran, Böhnischs Anliegen einer Gesellschaftskritik über das Alter und seiner Körperlichkeit aufzugreifen und als Herausforderung für eine Sozialpädagogik des Alters zu formulieren. Die Herausforderung besteht darin, den Alterungsprozess anzunehmen, diesen nicht wie in den gerontologischen Optimierungsdiskursen zu pathologisieren, aber auch nicht als Ort der Natürlichkeit zu feiern, sondern die „störenden“ Aspekte des Alterns auch als Anlass zum kritischen Hinterfragen zu nehmen, warum es mit dem Altern in unserer Gesellschaft so schlecht bestellt ist und wie eine altersfreundliche Gesellschaft aussehen müsste.

4 Der autonome alte Mensch in der Sozialpädagogik – Zusammenfassung, Herausforderungen und Perspektiven

4.1 Autonome Subjektivität und Veränderung

Denn die für die Moderne von den Sozialwissenschaften konstatierte Lockerung und Freisetzung von verfestigten Lebensformen und eingespurten Biographien führt nicht zur Libertinage der Identitätsmodelle, sondern zur Verpflichtung auf die Idee der Identität.

Jörg Zirfas: Pädagogik und Anthropologie. Eine Einführung (2004, S. 166).

Der alternde Mensch ist, so geht aus der Bearbeitung von Schweppes und Böhnischs Texten hervor, mit unterschiedlichen Veränderungen konfrontiert. Diese Veränderungen sind einerseits bedingt durch den Alterungsprozess selbst⁵¹, andererseits aber auch durch eine sich dynamisch verändernde Gesellschaft. Während die Anforderung, mit der gesellschaftlichen Dynamik Schritt zu halten, ständige Veränderungsbereitschaft (Flexibilität) notwendig macht, befindet der Mensch sich durch das Älterwerden selbst schon in einem Prozess der Veränderung. Der alternde Mensch ist somit gekennzeichnet durch Veränderungen und einer Bereitschaft sich weiter verändern zu müssen. Das Leben des alten Menschen befindet sich so gesehen in Fluss. Damit es jedoch, bildlich gesprochen, nicht zerrinnt, sich der Mensch im Wandel nicht auflöst, wird bei Böhnisch und Schweppe gleichzeitig ein Mensch geschaffen, der im Innersten doch zusammengehalten wird. Die Flexibilität, das sich im Alter Verändernde betrifft deshalb nur das Äußere des Menschen, dessen Schale weich und wandelbar ist, während sich gleichzeitig auf einen harten Kern

⁵¹ Bei den AutorInnen sind folgende Veränderungen zur Sprache gekommen: der Wandel der sozialen Rolle durch die Pensionierung, die sich verändernde soziale Umgebung durch das Sterben der/des Partners oder anderer nahe stehender Personen, ein alternder Körper und eine gewandelte Lebensperspektive angesichts der Endlichkeit des Lebens.

besonnen wird. Gemeint ist damit die Konzeption eines starken autonomen Subjekts mit einem integren und selbstidentischen Selbst inmitten sämtlicher Veränderungen. Dabei laufen bei den AutorInnen zwei Argumentationsfiguren zusammen: Einerseits machen die sich aus der Individualisierung ergebenden Anforderungen ein starkes Subjekt notwendig. Andererseits erfordert gerade das Alter, das geprägt ist von Diskontinuitäten, eine einheitliche und kontinuierliche Identität. Für Meyer-Drawe (2000a, S. 10) ist die Besinnung auf Identität und ein solides Selbst gerade dann typisch, wenn Subjektivität fragmentarisch zu werden droht. Andere BildungswissenschaftlerInnen sehen das sehr ähnlich. So konstatiert Roland Reichenbach (2001, S. 335): „(...), aber das komplexe, auf unterschiedlichen Ebenen feststellbare Bemühen um Identität, Identitätsherstellung bzw. ‚Selbstvergewisserung‘ (Schäfer 1998), das Bemühen also, dem Ideal (Wunsch, Bedürfnis) der Einheit oder Kohärenz möglichst nahe zu kommen, ist gerade als Ausdruck von Erfahrungen der Diskontinuität, Fragmentierung, Verinselung etc. zu werten“. Auch für Jörg Zirfas (2004, S. 164) sind Fragen nach der Identität „Symptome für Veränderungen, die Menschen erfahren und erleben“. Der Alterungsprozess im Lichte soziologischer Gesellschaftsdiagnostik gesehen, vervielfacht die Unsicherheiten des Alterns, sofern Wandel und Veränderung als Risiko gesehen werden und steigert somit die mit Identität verbundenen Einheits- und Ganzheitssehnsüchte für den Lebensabschnitt des Alters.

Die beschriebenen Veränderungen, die bestimmte Subjektsformationen implizit voraussetzen und gleichzeitig als notwendig erscheinen lassen, betreffen unterschiedliche Ebenen, die im Folgenden noch einmal getrennt behandelt werden sollen. Es handelt sich auf der einen Seite um die Argumentation, die auf einer Gesellschaftsdiagnose basiert und auf der anderen Seite bezieht sich die Argumentation auf die Diskontinuitäten im Alterungsprozess. Die Subjekt- und Identitätskonzeptionen sind jedoch für den alten Mann und die alte Frau nicht dieselben, sondern sind geschlechtsspezifisch bzw. geschlechtsstereotyp angelegt, sodass diese einer besonderen Sicht durch die Geschlechterperspektive bedürfen.

Es wird im Folgenden die Sicht der AutorInnen zusammenfassend nachgezeichnet, mit dem speziellen Fokus, welches Subjektverständnis implizit

und explizit wiederholt und damit tradiert wird. Mögliche Gefahren, die sich aus dieser Sicht auf den alten Menschen ergeben, werden aufgezeigt und im Anschluss werden Perspektiven für Autonomie als Schlüsselbegriff einer Sozialpädagogik des Alters entwickelt. Dabei wird ein Verständnis von Autonomie als illusionäre Kraft und Handlungsermächtigung favorisiert, in der die Doppeldeutigkeit des Subjekts berücksichtigt bleibt, ohne das Eingebundensein in Macht- und Herrschaftszusammenhänge auszublenden.

4.1.1 Gesellschaftsdiagnose: starkes Subjekt

Subjektivität im Sinne eines starken Ich ist gewonnen durch bloßes Weglassen und Verleugnen dessen, was die Stärke bedroht.

*Käte Meyer-Drawe (2000, S. 89):
Illusion von Autonomie*

Laut gesellschaftlichem Befund ist es zu einer Pluralisierung der Lebensstile – auch im Alter – gekommen, die mit einer Individualisierung und Biografisierung einhergeht. Diese Entwicklung wird als ambivalent gewertet, da sie einerseits zu erweiterten Handlungs- und Gestaltungsspielräumen und gesteigerter Lebensautonomie führt, andererseits aber auch eine steigende Unsicherheit sowie fehlende Orientierung mit sich bringt. Um das Risiko zu meiden und die Chance zu nützen, wird auf Flexibilität und einem ökonomischen Umgang⁵² mit dem eigenen Leben gesetzt. Da das individuelle Schicksal dem Einzelnen aufgebürdet wird, muss es durch Eigenleistung hergestellt werden und erfordert Subjektstärke. Schweppe spricht von Stärkung der Subjektstrukturen, Stärkung der Subjektseite bzw. Stärkung der Subjektkompetenzen.

Meyer-Drawe (1991, S. 393; 2000b, S. 141) ordnet die „soziologische Krisendiagnostik“ grob nach zwei Tendenzen: Entweder wird Individualisierung als Zuwachs an autonomen Möglichkeiten gesehen, wobei die Herausbildung alternativer Lebensformen als Beweis herangezogen wird oder es wird in der Übertreibung des Subjektivitätsprinzips ein amoralischer Individualismus konstatiert, der eine Verfallsform bürgerlicher Gesellschaft darstellt. Pathologie versus Progression moderner Gesellschaft stehen sich damit gegenüber. Auch

⁵² Vgl. die Kapitel „Der flexible alte Mensch“ und „Homo oeconomicus“

wenn bei Schweppe und Böhnisch die gesellschaftliche Entwicklung der Individualisierung als ambivalent herausgearbeitet wird, so lässt sich ihre Sicht der positiven Deutung einer Progression moderner Gesellschaft zuordnen, da der Zuwachs an Lebensautonomie als Chance und die geschickte Überwindung des Risikos (flexibles und ökonomisches Handeln) in den Vordergrund gerückt werden. Um die Chance zu nützen, wird ein starkes Subjekt vorausgesetzt bzw. soll das Subjekt sozialpädagogisch gestärkt werden. Auch Meyer-Drawe (1991, S. 393) bemerkt, dass in Anlehnung an soziologische Gegenwartsanalysen „die Bedeutung von Subjektivität nicht nur als unstrittig, sondern als eindeutig, nämlich im Sinne der Souveränität des Subjekts, vorausgesetzt“ wird. Ein souveränes und starkes Subjekt entspricht der dominanten Lesart des modernen Selbstverständnisses, der sich auch Schweppe und Böhnisch bedienen. Souverän und stark ist das Subjekt deshalb, da ihm ein autonomer unabhängiger Standpunkt zugeschrieben wird, von dem aus es gesellschaftliche Erwartungen, das eigene Leben, eigene Gefühle und Wünsche überblicken kann und eine Distanz dazu einnehmen kann, von der aus eine freie und rationale Entscheidung möglich ist. Dieses Subjektverständnis ist zum „Managen“ der eigenen Biografie, insbesondere notwendig. Gerade die sozialpädagogische Rede von der Unterstützung „biografischer Anschlussfähigkeit“ suggeriert, dass das eigene Leben, die damit verbundenen Kompetenzen, Ressourcen, aber auch Gefühle, dem einzelnen Menschen prinzipiell transparent sind und falls dies (noch) nicht der Fall ist, es der sozialpädagogischen Unterstützung bedarf, um diese auf die Ebene des Bewusstseins zu holen, um letztlich autonome und selbstverantwortliche Entscheidungen für das weitere Leben treffen zu können. Dieses moderne Selbstverständnis, das hier vorausgesetzt wird, basiert auf einer „radikal verstandene[n] Selbstbestimmung“ (Schäfer, 2005, S. 42). „Es wird angenommen, dass jeder Einzelne für sich selbst der alleinige Bestimmungsgrund seiner selbst ist. Jeder Einzelne soll (mithilfe seiner Vernunft und Urteilsfähigkeit) in der Lage sein, sich seine Motive, Wünsche, Ängste und Hoffnungen durchsichtig zu machen und sich souverän zu ihnen zu verhalten. Unter dieser Voraussetzung ist jeder vollständig für sich selbst verantwortlich (...)“ (Schäfer, 2005, S. 42f). Weiters wird im „Selbstermächtigungsmodell des autonomen Subjekts“ (Schäfer, 2005, S. 45)

davon ausgegangen, dass der Mensch nicht nur zur souveränen Distanz zu sich selbst fähig ist, sondern v.a. zu einer kritischen Distanz zu sozialen Erwartung und dass es ihm möglich ist, sich von erworbenen Sichtweisen aus eigener Kraft zu lösen und diese zu verändern. Zentral im Sinne der Aufklärung war gerade die oppositionelle Gerichtetheit gegen Fremdherrschaft. „Maßgeblichkeit der Ich-Stärke signalisiert (...) die moderne Auffassung, dass nur ein selbstbestimmtes Ich Herrschaft durchschauen und abschaffen kann, (...)“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 50). Im Unterschied zu einem idealistischen emanzipatorischen und herrschaftskritischen Aufklärungsprojekt, in dessen Dienste Autonomie u.a. stand, ist die Zielrichtung im individualisierungstheoretischen Argumentationsduktus eine andere.⁵³

Wenn die Rede von gestiegenen Möglichkeiten an Lebensautonomie ist, die als Chance bereitliegen, wird unter Autonomie ein Freisein von traditionellen Bindungen verstanden und die Eröffnung von Wahlmöglichkeiten. In der Tradition wurzelnde vorgegebene Handlungsanweisungen, die den Optionenhorizont begrenzen, spielen für den individualisierten Menschen keine Rolle mehr. Die Idee der Freiheit als notwendige Bedingung für Selbstbestimmung scheint somit gegeben, wobei es sich damit um eine negative Freiheit, unter der die Unabhängigkeit von anderen verstanden wird, handelt. Die positive Freiheit als Vollzug der Selbstbestimmung ist damit jedoch noch nicht gegeben und wird vielmehr zum Zwang, um nicht zur VerliererIn der gesellschaftlichen Entwicklung zu werden. Bei der Zielrichtung handelt es sich um ein Schritthalten bzw. Mitschwimmen mit der gesellschaftlichen Dynamik. Widerständige Praktiken sind kein Thema, sondern ein flexibler alter Mensch und homo oeconomicus werden geschaffen, denen ein starkes Subjekt grundgelegt wird. Aus gouvernementalitätstheoretischer Sicht ist die Durchsetzung einer autonomen Subjektivität als gesellschaftliches Leitbild dann entscheidend, wenn man sich die neoliberalen Tendenzen im Umbau von Staaten vor Augen hält. Dieses Leitbild hilft die Zurücknahme sozialer Verantwortung zu argumentieren und legitimieren, da die Verantwortung letztlich beim autonomen Subjekt selbst liegt.

⁵³ Vgl. im Folgenden das Kapitel „Der/die fremdbestimmte Autonome“

Schweppe gibt zu bedenken, dass es nicht zu individualistischen Verkürzungen kommen darf und nicht alles dem Individuum aufgeladen werden kann, sondern die Lebensumwelt Gelegenheit zum Gestalten geben muss. Damit wird ein monadisches Subjektverständnis aufgeweicht und deutlich gemacht, dass individuelle Möglichkeiten von gesellschaftlichen Bedingungen abhängig sind. Die sozialpädagogische Hilfestellung im Gestalten der eigenen Biografie wird darin gesehen, dass offene Räume und Milieus bereitgestellt werden müssen, damit die alten Menschen ihre je individuellen Vorstellungen realisieren können. Es sollen keine Angebote gesetzt werden, nicht fürsorglich bevormundet werden, sondern die Findungsprozesse der einzelnen Menschen unterstützt werden. In diesem „offenen Zugang“ wird eine Förderung einer Kultur eigenverantwortlich und selbstbestimmt gestalteten Alters gesehen. Mit dem Verweis, dass es zu keinen individualistischen Verkürzungen kommen darf, wird jedoch nicht eine machttheoretische Auseinandersetzung der sozialen Bedingtheit von Lebensmöglichkeiten eingeleitet, sondern die nicht mögliche Wahlfreiheit bei vorgegebenen Angeboten in der sozialen Altenarbeit (regressive und stereotype Altenmilieus, festgezurte Lebensformen) als fürsorgliche Bevormundung kritisiert und statt dessen für offene Räume und Milieus sowie flexible Vorgaben plädiert, die autonome Entscheidungen ermöglichen sollen. Die Kritik an Angeboten für Alte, die die Bedürfnislagen alter Menschen vereinheitlichen und eine stereotypes Bild alter Menschen wiedergeben ist berechtigt. Doch die Lösung des Problems in einer autonomieorientierten und autonomiefördernden sozialpädagogischen Unterstützung zu sehen, reflektiert nicht, dass die autonomen Wahlmöglichkeiten selbst von der sozialen Zugehörigkeit zu Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit und Schicht abhängen. Auf den Ungerechtigkeit erzeugenden und tradierenden Aspekt von “autonomous choice” in gerontologischen Konzepten weisen Holstein und Minkler (2003, S. 790) insbesondere als Vertreterinnen einer “Critical Gerontology” insbesondere hin. „Making autonomous choices requires a wide range of experiences and knowledge and the ability to put these resources to work. The underlying resources are not equally available. Labeled ‘autonomy competence,’ this perspective helps to explain how rampant inequalities, differing life experiences and the oppressive social and economic situations that give some many more

choices than others affect the possibilities for autonomous choice". Das Plädoyer für einen offenen und autonomieorientierten Zugang in einer Sozialpädagogik des Alters erfordert damit ebenfalls ein starkes Subjekt, da die Offenheit Stärke, Initiative und Wahlfreiheit voraussetzt, wovon wiederum die ohnehin Privilegierten profitieren⁵⁴. Das Konzept von Autonomie erweist sich als ambivalent, was jedoch bei Schweppe und Böhnisch nicht reflektiert wird. So bleibt auch die mit der Propagierung von Autonomie und Selbstverantwortlichkeit einhergehende Gefahr neoliberaler Verstrickungen unbemerkt. Es reicht somit nicht aus, auf die Pluralisierung von Lebensstilen hinzuweisen, sondern die Facettenvielfalt des Alters und die damit einhergehenden Unterschiede autonomer Wahlmöglichkeiten müssen auch durch die Brille sozialer Ungleichheit gesehen werden. Gerade durch die Integration einer machttheoretischen Perspektive ließe sich die moderne Lesart eines rationalen, souveränen und autonomen Subjekts, das sich selbst und die Fäden der Gesellschaft durchblicken vermag, insofern durchbrechen, als dass die Abhängigkeit der sozialen Bedingtheit individueller Entscheidungen deutlich wird.

⁵⁴ Ein Beispiel für einen offenen Ansatz sozialer Altenarbeit, der letztendlich nur einen kleinen Teil der Bevölkerung anspricht, stellte das Modellprogramm des deutschen Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend ‚Erfahrungswissen für Initiativen (EFI)‘ von 2002-2006 dar, aus denen so genannte ‚seniorTrainerInnen‘ hervorgegangen sind. Das Ziel dieses Programms war, älteren Menschen in der Wertigkeit ihres Erfahrungswissens zu bestärken und dieses Wissen für die Gesellschaft besser nutzbar zu machen. Vor dem Hintergrund der hohen Anforderungen an die TeilnehmerInnen hat sich jedoch herausgestellt, dass überwiegend junge Alte zwischen 55 und 70 mit überdurchschnittlichen Schul- und Berufsabschlüssen durch das Programmangebot angesprochen wurden (Karl, 2006, S. 308ff). Das weist auf ein zentrales Problem des bürgerschaftlichen Engagements hin. Wie Kirsten Aner (2007) durch ihre qualitativ-empirischen Studie zu zivilgesellschaftlichem Engagement aufzeigt, engagieren sich nur jene, die bereits früher positive Partizipationserfahrungen gemacht haben, während jene mit negativen Partizipationserfahrungen nur schwer für gemeinwesenorientiertes Engagement zu motivieren sind. Das zumeist gut gemeinte Vorhaben, über ‚empowerment‘ auch sozial schwache Gruppen, die bis dato die Möglichkeit der gesellschaftlichen Mitbestimmung noch nicht für sich beansprucht haben, zu erreichen, stößt damit leicht an Grenzen (Aner, 2007, S. 140).

4.1.2 Alterungsprozess: einheitliche Identität

You know I've always thought of wholeness and integration as necessary myths. We're fragmented beings who cement ourselves together, but there are always cracks. Living with the cracks is part of being, well, reasonably healthy.

Siri Hustvedt (2008, S. 139): The Sorrows of an American

Während ein starkes und autonomes Subjekt notwendig erscheint, um der gesellschaftlichen Entwicklung entsprechen zu können, ist aus der Sicht der Veränderungen durch den Alterungsprozess ein einheitliches, kontinuierliches und integriertes Selbst vonnöten. Auch der Gedanke von Einheit, Ganzheit und Integrität setzt diesen autonomen und unabhängigen Standpunkt des Subjektes voraus, von dem aus es das eigene Leben überblicken kann und eine einheitliche, kohärente Identität herstellen kann. Dieser einheitliche und selbstidentische Subjektkern verweist auf ein starkes Subjekt, dem (äußere) Veränderungen im tiefsten Inneren nichts anhaben können und die Person dennoch im Inneren gefestigt und sich treu bleibt. Die Zielperspektive bei Böhnisch und Schweppe ergibt sich aus der Endlichkeit des Lebens. Integrität erscheint u.a. deshalb notwendig, um das Leben gut abschließen zu können. Ein guter Abschluss wird in einem Frieden schließen, einer kohärenten Ordnung der Lebensereignisse und einer ausgewogener Lebensbilanz gesehen. Auch das Bilanzieren setzt einen rationalen und ökonomischen Umgang mit sich selbst und seinem Leben aus einer souveränen und autonomen Position voraus.

Der Alterungsprozess kann auch als eine Differenzerfahrung gewertet werden, in der Identität angestrebt wird. „Identität wird immer dann wichtig, wenn Differenz aufscheint. Differenz kann Verschiedenes meinen: die Enttraditionalisierung von Lebenslagen, den Einbruch des Fremden in das eigene kulturelle Umfeld, (...)“ (Zirfas, 2004, S. 164). So können auch Erfahrungen des Alterns als etwas Differentes wahrgenommen werden, wie z.B. körperliche Gebrechlichkeit, Entberuflichung bis hin zur Auseinandersetzung mit der absoluten Differenz zum Leben, dem Tod. Altern gelingt nach Böhnisch und Schweppe dann, wenn trotz der Veränderungen Integrität hergestellt werden kann, wenn der einzelne Mensch zum Lebensende hin zu sich findet und das

Leben für sich geordnet hat. Die „gelingende Erfahrung“ (Schäfer, 2005, S. 160)⁵⁵ inmitten von Veränderung ist ein zentraler Punkt von Bildung. Eine gelingende Erfahrung setzt die Bereitschaft des Individuums voraus, seine Weltsicht und sich selbst infrage zu stellen, was mit einem Sich-selbst-Fremdwerden einhergeht. Nur wenn sich das Individuum anders und unter neuen Gesichtspunkten wahrnimmt, hat es eine Erfahrung gemacht und verlässt die Situation als veränderter Mensch. „Er kehrt zu sich selbst als einem Anderen zurück. Dies ist nicht als Bruch mit allem Vorhergehenden zu verstehen, sondern als Aufbau einer immer komplexer werdenden Einheit des eigenen Selbst“ (Schäfer, 2005, S. 160). Schäfer (2005, S. 160f) bezeichnet den Zielpunkt einer solchen Perspektive als „Rückkehr aus der Entfremdung“, da ein Sich-Verlieren in der Andersheit nur den Status eines Durchgangsstadiums hat. „Man hat sich nun unter fremden Bedingungen behauptet und bleibt so letztlich Herr im eigenen, aber um einen neuen Raum erweiterten Haus. Die zeitweise Unterwerfung unter die Fremdheit der Welt dient in diesem Modell dazu, die eigene Autonomie zu steigern. Die Souveränität des Subjekts liegt hier gerade darin, sich selbst aufs Spiel setzen zu können, ohne sich zu verlieren“ (Schäfer, 2005, S. 161). Das Alter wird als etwas dargestellt, das die Integrität gefährden kann, das herausfordert, sich selbst noch einmal aufs Spiel zu setzen. Doch bei Böhnisch und Schweppe wird, wie in dieser Konzeption von Bildung, keinem sich verlierendem Ich oder einer fragmentierten Identität der Vorzug gegeben. Wie von Öberg (1996) beschrieben, wird auch bei Schweppe und Böhnisch Inkonsistenz indirekt abgewertet und implizit ein „ageless self“ geschaffen, das über die Biografie hinweg eine kontinuierliche Gestalt hat, während der Körper unausweichlich altert.

Im Kontrast dazu gibt es auch andere Konzeptionen des Selbst. So wird in Foucaults (1984) Entwurf einer Lebenskunst das Leben, die Biografie, die Identität, das Selbst nicht geglättet und in eine kontinuierliche und einheitliche Form gebracht. Aus seinem Leben ein Kunstwerk zu machen läuft bei Foucault

⁵⁵ Schäfer bezieht sich hier auf die neuhumanistische Bildungsidee und den Erfahrungsbegriff Humboldts und Hegels.

nicht darauf hinaus, zu einem authentischen und identischen Selbst zu werden bzw. dieses aufrechtzuerhalten, sondern ist für ihn vielmehr eine kreative Praxis. Während Lebensbilanzierung einen sich überblickenden autonomen Standpunkt suggeriert, geht Foucault davon aus, dass einem das Selbst nicht gegeben ist. „Aus dem Gedanken, dass uns das Selbst nicht gegeben ist, kann m.E. nur eine praktische Konsequenz gezogen werden: wir müssen uns wie ein Kunstwerk begründen, herstellen und anordnen“ (Foucault, 1984, S. 81). Dabei steht nicht die Herstellung einer einheitlichen Identität und Kontinuität im Vordergrund, sondern vielmehr die Transformation seiner selbst. Es geht ihm gerade darum, *nicht* mehr derselbe als zuvor zu sein, was er exemplarisch mit dem Vorgang im Schreiben zu veranschaulichen versucht. „Wenn ich ein Buch schreiben müsste, um das mitzuteilen, was ich schon gedacht habe, hätte ich niemals den Mut, es zu beginnen. Ich schreibe gerade deswegen, weil ich noch nicht weiß, was über eine Sache zu denken ist, (...). Also mache ich es, das Buch transformiert mich, modifiziert das, was ich denke“ (Foucault zit. n. Schmid 2000, S. 315). In Anlehnung an Foucault schreibt Schmid (2004, S. 193), dass es nicht um den Ausschluss des Widersprüchlichen aus dem Leben(swerk) geht. Es geht auch nicht vordergründig ums Gelingen, schon gar nicht um eine Vollendung, sondern das Scheitern kann Bestandteil des Werkes sein. Doch gilt es auch bezüglich Foucault kritisch nachzufragen, ob es sich nicht um ein zeitgeistiges postmodernes Favorisieren von Brüchen, Transformationen und Diskontinuitäten geht. „Postmoderne Menschen, so die Überzeugung, seien gar nicht an Einheit, sondern an Vielheit interessiert, nicht an Ganzheit, sondern an einer Auflösung von Grenzen, nicht an Selbsttreue, sondern an einer permanenten Neuschaffung des Subjekts“ (Pollmann, 2005, S. 18).

An dieser Stelle soll es jedoch nicht darum gehen, die unterschiedlichen Positionen argumentativ bis ins letzte Detail zu klären, um dann eine Position als die richtige erscheinen zu lassen. Vielmehr soll aufgezeigt werden, dass die selbstverständliche Annahme von Schweppe und Böhnisch, nach der das Leben im Alter in Richtung Integrität und Einheit ausgerichtet ist, voraussetzungsreich ist und daneben auch andere Positionen vertreten werden. Es wird implizit von einer modernen Konzeption des Menschen als autonom und selbstidentisch ausgegangen. Anthropologisch gesehen, folgt man Meyer-

Drawe (2000), ist dieser autonome Mensch mit einer einheitlichen Identität nicht in seiner Reinheit bestimmbar. Dennoch hat Autonomie einen praktischen Sinn und berücksichtigt die Doppeldeutigkeit des Subjekts. Daran angelehnt stellt sich die Frage, welchen praktischen Sinn das Streben nach Einheit, Integrität und einem roten Faden durchs Leben haben könnte. Inwiefern erweist sich die Gegenüberstellung von Einheit und Vielheit, Ganzheit und Auflösung der Grenzen, Selbsttreue und Transformation als kontraproduktive Opposition? Lebenspraktisch gesehen könnte die jeweilig entgegengesetzte Seite als hilfreicher Gegenpol dienen: sich auf Einheit zu besinnen, wenn jenes, das auf einen einwirkt, zu viel und unübersichtlich wird; sich auf die Vielfältigkeit, die das Selbst bestimmt, zu besinnen, wenn Identität zum einschnürenden Mieder wird; usw. Es wäre ein Pendeln, ohne ausschließlich einem Pol Priorität zukommen zu lassen, ein Pendeln das der Doppeldeutigkeit des Subjekts gerecht wird. Auch Reichenbach (2001, S. 336) setzt sich für eine moderate Position, was die unterschiedlichen Ansichten von Einheit und Vielheit des Subjekts anbelangt, ein. Es „kann zwischen einheitlichem und vielfachem Subjekt am Ende nicht plausibel unterschieden werden. Die Versteifung auf das Einheitspostulat erscheint – als eine Art Aufklärungsdogmatismus, der das autonome Subjekt als an einer *objektiven* Vernunft partizipierend für unhintergebar hält – ebenso unangemessen und erfahrungsfern wie die Behauptung radikaler Vielheit des Subjekts (quasi als Dekonstruktionsdogmatismus, welcher letztlich jede Vernünftigkeit verleugnen muss). (...). Gegenüber beiden Extremen ist eine moderatere Position angezeigt, die davon ausgeht, dass Subjekte Vielheiten sind, die sich in bestimmten Situationen um Identität oder zumindest Kohärenz bemühen (...)“ (Reichenbach, 2001, S. 336).

Neben der letztendlich nicht auszumachenden Frage nach Vielheit oder Einheit von Subjektivität interessiert auch, warum gerade mit dem Alter diese angenommene Einheit und Ganzheit gefährdet erscheint und deshalb Kraft aufgewendet werden muss, um diese (wieder) herzustellen bzw. aufrechtzuerhalten. Welche Positionierung erfährt der alte Mensch dadurch? Schweppe und Böhnisch führen altersspezifische Diskontinuitätserfahrungen an, welche die Gefährdung herbeiführen. Warum wird jedoch das Altern als Diskontinuität beschrieben? Könnten die Verluste und Veränderungen, die

durch die Diskontinuitäten Erwähnung finden, nicht als „normaler“ und kontinuierlicher Verlauf des Alterns beschrieben werden? Zentral ist dabei der Körper, der paradoxerweise nicht direkt benannt wird (vgl. Öberg, 1996), der durch seine altersmäßigen Veränderungen und Endlichkeit (auch die Endlichkeit der anderen) diese Diskontinuitäten herbeiführt. Das wird als Gefährdung der Integrität und Einheit gesehen. Doch inwiefern kann der Körper Gefährdung sein? Der Körper wird damit als etwas Äußerliches wahrgenommen, der die Integrität stören kann, der Körper als Unruhestifter. Damit wird Öbergs These des „ageless self“ und dem darin enthaltenen Dualismus von Körper und Geist bestätigt. Das Selbst, die Identität sollen dieselben bleiben, während der Körper altert und sich verändert. Dieser alternde Körper als Bedrohung fördert das Streben nach Integrität und ist nicht Bestandteil einer eigentlichen Identität.

4.1.3 Geschlechterdifferenz: natürliche Frau und entfremdeter Mann

Was den Umgang mit Veränderungen anbelangt, so wird geschlechtsspezifisch ein je anderes Bild konstruiert. Durch die Nichtlinearität der weiblichen Normalbiografie ist Veränderung ein normaler Bestandteil des Lebens von Frauen. Weiters haben Familienfrauen sich flexibel nach den Bedürfnissen der anderen Familienmitglieder zu richten, sind aber auch flexibel einsetzbar wie das Beispiel der so genannten Trümmerfrauen zeigt. Daraus ergibt sich aus der strukturellen Benachteiligung ein paradoxer Vorteil für das Alter. Da Frauen ihr Leben lang angehalten waren, mit Veränderungen umzugehen und flexibel zu agieren, sind sie auch kompetenter, mit den Veränderungen im Alter umzugehen. Es werden zwei Zielrichtungen zur Sprache gebracht, wie diese Kompetenz zur Veränderung eingesetzt werden kann. Entlang der Gesellschaftsdiagnose einer Individualisierung wird die These aufgestellt, dass alte Frauen somit besser mit den gesellschaftlichen Veränderungen umgehen können. Daneben werden die Veränderungen, die mit dem Alter einhergehen, als Möglichkeit zu einem emanzipatorischen Befreiungsakt gesehen – endlich jenes zu realisieren, was ein Leben lang verwehrt geblieben ist, wie beispielsweise eine Orientierung nach außen. Der Umgang mit den

körperlichen Veränderungen wird jedoch nicht extra thematisiert und bleibt somit ausgespart.

Die autonomen Möglichkeiten, die die Veränderungen mit sich bringen, werden jedoch hauptsächlich von Frauen der gebildeten Mittelschicht genützt, wie Studien, die Böhnisch zitiert, zeigen. Auch erwähnen Schweppe sowie Böhnisch, dass alte Frauen, aus einer sozialstrukturellen Perspektive betrachtet, benachteiligter sind als alte Männer (z.B. Altersarmut, Singularisierung). Dennoch erscheint, was das Lebenspraktische und die psychische Befindlichkeit anbelangt, die alte Frau als kompetenter.

Auf Identität bezogen, fällt auf, dass die Veränderungen im Frauenleben nicht als kritisch für die Identität und ihre Kohärenz gewertet werden, sondern dass die Gewöhnung an Veränderungen vielmehr stärkt, was v.a. für das Alter von Vorteil ist. Daraus ergeben sich zwei Lesarten: Die Identität von Frauen ist flexibel bzw. Veränderungen lassen sich in die Identität integrieren, die nicht ein Leben lang dieselbe bleiben muss. Die Stärke ergibt sich dann aus einer Elastizität, die bis ins Innere reicht. Die andere Lesart ist, dass Veränderungen die Identität nicht berühren. Durch das lebenslange Training, mit Veränderungen umzugehen und die Gewöhnung daran, ist die Identität bzw. der Schutzring, der sie umgibt, dermaßen gefestigt, sodass weitere Veränderungen dem starken Kern von Identität nichts anhaben können. Die Lesart einer flexiblen und elastischen Identität steht der Lesart einer gepanzerten abwehrenden Identität gegenüber⁵⁶.

Böhnisch spricht von einer Innenkompetenz, die bei Frauen besser ausgebildet ist als bei Männern. Damit ist die Fähigkeit zum Selbstbezug und zur Selbstthematisierung gemeint. Frauen weisen deshalb auch die höhere soziale Kompetenz des Alleinseins auf, ohne deshalb den Sozialbezug zu verlieren. Böhnisch gibt an, einen sozialkonstruktivistischen Zugang zur Kategorie Geschlecht zu haben und sieht die Geschlechterdifferenz basierend auf einer unterschiedlichen Sozialisation in einer industriellen Arbeitsgesellschaft.

⁵⁶ Diese Gegenüberstellung erinnert an Kellers (1998) Unterscheidung eines „dynamischen“ Verständnisses von Autonomie von einem „statischen“ Verständnis von Autonomie, vgl. Kapitel 2.4

Zusätzlich - und einem konstruktivistischen Zugang widersprechend - bedient sich Böhnisch einer naturalistischen und essentialistischen Begründungsfigur, in welcher die Frau als stärker mit der Natur verbunden dargestellt wird. „Frauen verfügen (...) über weibliche Bewältigungsmuster, welche ihre Integrität trotz sozialer Desintegration – eben als Frau in ihrer Verbundenheit zur Natur – sichern können, während Männer auch in ihrem inneren Selbst zu stark an das Außen gebunden sind und deshalb sozialer Desintegration stärker ausgeliefert sind“ (Böhnisch, 2001, S. 204). Die Frau verkörpert damit das romantische Bild des natürlichen Menschen. Diese Verbundenheit mit der Natur, das mit einem in Einklangsein mit sich selbst einhergeht, hilft, die altersbedingten Veränderungsprozesse besser zu bewältigen. Da das innere Selbst intakt ist, können Veränderungen der alten Frau nichts anhaben. Diese auf Natürlichkeit basierende starke Identität stellt weniger das Bild einer panzerhaften abwehrenden Identität dar. Das Bild, das sich auftut ist nicht kriegerisch, sondern ist vergleichbar mit einem gesunden Immunsystem, dem durch einen ausgewogenen Lebensstil Einflüsse von außen nichts anhaben können. Fremdes muss nicht durch Raketen und Granaten abgehalten werden, sondern die eigene natürliche Balance hilft, das Selbst zu stabilisieren.

In der Pädagogik war der natürliche Mensch v.a. in der Romantik Thema. Schon bei Rousseau wurde das Kind als natürliches Wesen im Einklang mit sich selbst geschaffen, das via Erziehung gegen die Gesellschaft aufrechterhalten werden musste. Seine Erziehungsutopie „Emile“ richtet sich jedoch nur an das männliche Kind, was in der pädagogischen Rousseau Rezeption zumeist ausgespart bleibt. In Rousseaus Buch über die Mädchenerziehung wird ein hierarchisches Bild zwischen den Geschlechtern gezeichnet, in denen Mann und Frau von Natur aus komplementär geschaffen sind (Strotmann, 1999)⁵⁷. Die romantische Bewegung ab Ende des 18.

⁵⁷ „Als zentrale polarisierende Verhaltenserwartungen entwickelt Rousseau in seiner Erziehungstheorie für den Mann die Eigenschaften Aktivität, Rationalität und für die Frau Passivität und Emotionalität. Daraus resultieren Bildungs-, Arbeits- und Einflusschancen zuungunsten der Frauen. Aus der ‚Vereinigung der Geschlechter‘ leitet er das hierarchische Geschlechterverhältnis ab. Seine Eignungserwartungen an Frauen sind Unterordnung, Anhänglichkeit, Geduld, Zärtlichkeit, Fürsorge, Eifer, Liebe, Gehorsam gegenüber dem Ehemann sowie Anmut und Sanftmut. Die Eignungserwartungen an Männer enthalten das Entscheiden, Urteilen und Befehlen. Der Mann wird als für das öffentliche, die Frau als für

Jahrhunderts teilte mit Rousseau die kritische Einschätzung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Die bürgerliche Gesellschaft, so die Auffassung, habe die Entfremdung des Menschen von sich, von seinem Ursprung vorangetrieben. „Der Ursprung des Menschen muss für die Romantik daher einerseits zwar im Menschen gesucht werden, andererseits aber auf einer Ebene, die noch nicht durch den kalkulierenden Verstand und durch die Selbstherrlichkeit eines sich verkennenden Menschen verdorben ist. Diese Ebene ist diejenige des >Herzens<, der Gefühle und >natürlichen Stimmungen<“ (Schäfer, 2005, S. 121). Es geht hier jedoch nicht um die Natürlichkeit des Kindes, sondern um jene der Frau, im Speziellen der alten Frau. Auch dem Alter wird eine Nähe zur Natur zugeschrieben⁵⁸. Soziosymbolisch werden jene Personengruppen der Natur zugeordnet, die als „anders“ positioniert werden, das Kind (Schäfer, 2005, S. 122), die Frau (Beauvoir, 1992) und die/der Alte (Pichler, 2007, S. 70, Schachtner, 1999). Die Autonomie und Identität gründen hier nicht auf Rationalität und Verstand, sondern auf einer Natürlichkeit, die unabhängig von der Gesellschaft ist und vor Entfremdung schützt. Wird Frauen Autonomie zugestanden, so basiert diese nicht auf der Fähigkeit, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, sondern einer ursprünglichen Nähe zur Natur, die es ermöglicht, auch seinem Inneren, seiner Gefühle, seinem eigentlichen Selbst näher zu sein. Das wird von Böhnisch positiv gewertet, da es von Vorteil ist, mit den Veränderungen im Alter umzugehen.

Männer hingegen besitzen laut Böhnisch diese Innenkompetenz nicht, sondern ihre Identität gründet auf Äußerlichkeiten, sodass sie am Alter leicht zu brechen drohen. Der Mann erscheint bei Böhnisch als entfremdet und seine Identität als fragil. Das bisherige Leben des Mannes ist nicht wie bei der Frau ein Training für das Alter. Es wird dabei das Bild des kontinuierlich berufstätigen heterosexuellen Mannes der Mittelschicht reaktiviert. Da das Leben dieses Mannes kontinuierlich verläuft, kann er plötzlich mit den Diskontinuitäten im Alter nicht umgehen, er ist darin nicht geübt. Ein weiterer Grund wird in der

das häusliche Leben geeignet definiert. Der Mann wird seiner Empfindsamkeit, (...), die Frau ihrer Außenaktivitäten beraubt“ (Strotmann, 1999, S. 120).

⁵⁸ Vgl. Kapitel 3.5.3

frühkindlichen Sozialisation gesehen. Sie haben es nicht gelernt, positiv mit der in der Natur und der darin enthaltenen Hilflosigkeit und Endlichkeit umzugehen, sondern wurden eher angehalten, diese abzuwehren. Es wird vielmehr eine Außenorientierung erzwungen, der den Weg ins Innere allmählich versperrt. Beim Mann gibt es diese Nähe zur Natur nicht und die kindliche Natur wird bei ihm über die männliche Vergesellschaftung zum Erlahmen gebracht. Somit steht er dem Alter, das wiederum Naturnähe aufweist, inkompetent gegenüber.

Bei Böhnisch werden geschlechterstereotype Zuschreibungen rezitiert. Er geht von einer ursprünglichen Differenz von Frau und Mann aus und unternimmt den Versuch, das Weibliche, das v.a. verbunden ist mit Naturnähe, Innenorientierung und der Fähigkeit zur Selbstreflexion innerhalb einer binären Geschlechteropposition positiv für das Alter zu deuten. Der Mann, der sein Leben lang außenorientiert war, erscheint als Verlierer, dem mit dem Alter eine Identitätskrise droht. Die Rang- und Wertordnung, die mit den Geschlechtszuschreibungen einhergeht, wird für das Alter umgekehrt, während an der Unterschiedlichkeit einer weiblichen und männlichen Geschlechtsidentität festgehalten wird. Aus poststrukturalistischer Perspektive erscheint dies jedoch als Tradierung und Wiederherstellung einer weiblichen und männlichen Identität. Entgegen einer differenztheoretischen Sicht interessiert aus einer poststrukturalistischen Perspektive vielmehr, wie sich Machtverhältnisse in der Konstruktion von Differenz zeigen. Welche Funktion erfüllt dieses Festmachen von grundlegenden Geschlechterunterschieden? Welche Differenzen zwischen alten Frauen und zwischen alten Männern werden dadurch wiederum verschleiert? Geschlecht und Alter als strukturelle Kategorien begriffen, denen keine sprachlich erfassbare essenzielle Wesenheit zugrunde gelegt werden kann, muss gerade diese offenen Fragen fokussieren und soll Teil weiterer Forschungsarbeiten sein. Das Betonen von Frauenstärke und der Kompetenzen alter Frauen kann einerseits als Sichtbarmachung verschleierter Fertigkeiten positiv gedeutet werden, wenn man sich das Stereotyp des alten Mütterchens vor Augen hält, hat aber auch negative Konsequenzen, wenn dies von prekären Lagen alter Frauen ablenkt. Auch den alten Mann in seiner Schwäche, die sich aus einem männlichen Lebenszusammenhang ergibt, zu zeigen, eröffnet eine andere Sichtweise auf Männlichkeit, birgt aber den Nachteil in sich, die patriarchale Dividende zu

verheimlichen, an der alte Männer dennoch teilhaben und Vorteile daraus ziehen.

4.1.4 Autonomie als Handlungsermächtigung

Entscheidend scheint letztendlich aber das Handeln trotz der widrigen Umstände, der Umgang mit den Hindernissen. Selbstbestimmung ist eine kraftvolle Vorstellung, aber eine Illusion.

Barbara Strametz & Lydia Müller (2008, S. 3): Autonomie und Emanzipation im Kontext feministischer Bildungsarbeit. Eine Pendelbewegung zwischen theoretischer Konstruktion und individuellem Nutzen

Alter, verbunden mit der Notwendigkeit mit Veränderungen umgehen zu können, erfordert, entlang Schweppes und Böhnischs Denkwegen, ein starkes und autonomes Subjekt mit einer einheitlichen Identität. Während vor dem Hintergrund von Individualisierung, Biografisierung, Endlichkeit und Lebensbilanzierung Autonomie in Verbindung mit einem unabhängigen Standpunkt gebracht wird, von dem aus rational und ökonomisch das eigene Leben und die Erfordernisse der Gesellschaft überblickt werden, ergibt sich die Altersautonomie der Frau bei Böhnisch bei einer getrennten Betrachtung aus der Geschlechterperspektive aus einer Nähe zur Natur. Die autonome Position der alten Frau entspricht nicht dem rationalen Verstandeswesen, sondern dem natürlichen Menschen, der nicht entfremdet ist, sondern eine Unabhängigkeit von der Gesellschaft beibehalten konnte.

Diese herausgefilterten autonomen Subjekt- und Identitätskonstruktionen stellen die sozialpädagogische Theoriebildung vor diverse Herausforderungen. Wie die Analyse zeigt, geht die Propagierung von Autonomie und einer einheitlichen Identität mit der Gefahr neoliberaler Verstrickungen einher, sowie der Tradierung eines modernen Subjektverständnisses, das auf Ausschluss beruht, längst fragwürdig geworden ist und geschlechterstereotype Vorstellungen beinhaltet.

Es gilt zu fragen, wie dennoch an Autonomie festgehalten werden kann, ohne subtile Macht- und Herrschaftszusammenhänge auszublenden, wie die

Sehnsucht nach Kohärenz und einheitlicher Identität ernst genommen werden kann, ohne ein monadisches Verständnis von Identität zu wiederholen und wie Geschlechterzugehörigkeit im Alter thematisiert werden kann, ohne in Essenzialismen zu verfallen.

Von Interesse ist, welche anderen Subjektkonzeptionen und welches Verständnis von Autonomie den genannten Veränderungen⁵⁹ adäquat begegnen können. Es geht darum, weder ein starkes völlig unabhängiges Subjekt mit einer einheitlichen Identität als Abwehrbastion (der Natur oder des Verstandes) aufzubauen, noch die Grenzen des Subjekts völlig aufzulösen, um den Veränderungen gerecht zu werden. Die Flucht in starre Konzepte ist abzulehnen. „Nicht die Gewissheit der Existenz markiert das Wesentliche neuzeitlicher Subjektivität, sondern die Unbestimmtheit, die Unruhe im Rahmen eines offenen Horizontes, der durch Formationen des Ich strukturiert wird, das sich nicht auf einen stabilen Kern oder soliden Grund zurückziehen kann“ (Meyer-Drawe, 2000b, S. 146). Gleichzeitig ist diese Sehnsucht nach Autonomie, Stabilität und Einheit nicht zu negieren. Es gilt jedoch, diese nicht als realen Ausgangspunkt und Zielperspektive von (Sozial)Pädagogik wahrzunehmen, sondern als ein Spezifikum moderner Subjektivität, die sich in sich selbst gründet und Sicherheit nicht in metaphysischen Heilsgewissheiten sucht, sondern sich selbst zur letzten Begründungsinstanz gemacht hat. Letztlich ist diese Sehnsucht nach Stabilität und Einheit der Identität als ein Bedürfnis nach Sicherheit zu werten. Die Frage ist, wie mit diesem Bedürfnis nach Sicherheit noch umgegangen werden kann, ohne sich auf einen vermeintlich stabilen, autonomen und selbstidentischen Kern zurückzuziehen und dennoch nicht haltlos zu sein.

Die Anerkennung der Doppeldeutigkeit des Subjekts ist eine Möglichkeit, dieser Anforderung zu begegnen. Während die Sehnsucht nach einer makellosen

⁵⁹ Wobei es auch gilt, Veränderungsnotwendigkeit in Zusammenhang gesellschaftsdiagnostischer Befunde zu hinterfragen. Die Theorie einer reflexiven Moderne und das Individualisierungstheorem, auf die sich die Behauptung einer Biografisierung des Alters stützt, sind keineswegs unumstritten. Bernd Dollinger (2007) stellt beispielsweise fest, dass die These, es habe nach dem Zweiten Weltkrieg eine radikalisierte Form der Individualisierung eingesetzt, empirisch nicht bestätigt werden kann. Er appelliert für eine Kultur der Skepsis gegenüber Gegenwartsdeutungen, auch wenn Zeitdiagnosen notwendiger Bestandteil pädagogischer Theorien sind.

Autonomie und Identität verdeckt, dass es sich bei den heteronomen Bestimmungen um die andere Seite des Subjektseins handelt, wird in einem Verständnis von Doppeldeutigkeit diese Seite nicht als Widersacher gesehen, den es zu vermeiden, zu bekämpfen und auszuschließen gilt, sondern als ebenbürtiger Teil von Subjektivität. Selbstbestimmung als bloße Bestimmung des Selbst durch sich selbst bezeichnet Meyer-Drawe (2001, S. 19) als eine verhängnisvolle Fehldeutung, die außer Acht lässt, dass menschliche Möglichkeiten in einem Geflecht von Freiheit und Gewalt, von Selbstbestimmung und Unterdrückung aufgehoben sind. Diese Doppeldeutigkeit anzuerkennen bedeutet schließlich, eine prinzipielle Unbestimmtheit, Fremdheit und Offenheit aushalten zu müssen. Der Hinweis auf die Doppeldeutigkeit verweist aber keineswegs nur auf die Seite der Passivität (aushalten müssen), sondern ermutigt auch zur Aktivität. Doppeldeutigkeit meint nicht, nur eine Marionette, ein Niemand zu sein, sondern auch als Jemand zu agieren. „Mit den Bedenken gegenüber einer Identität, die auf der Scheidung von Rationalität und Sinnlichkeit basiert und die bloße Negation von Heteronomie ist, sollen Emanzipationsgewinne nicht in Frage gestellt werden. Die Erwägungen werden vielmehr auf die Möglichkeit des Subjekts bezogen, die Spannungen zwischen den Extremen seiner Existenz auszuhalten, ohne sich als bloß selbst- oder als ausschließlich fremdbestimmt zu verkennen. Dabei werden weder vormoderne Abhängigkeiten verharmlost noch ‚post‘moderne Idyllen erdichtet. Vielmehr wird ein bestimmtes Prestige zerstört, nämlich das eines soliden, identischen Ichs, das inmitten sämtlicher Veränderungen ruht und auf das sich das Erfahrungssubjekt in Abkehr von einer bedrohlichen, kontingenten Außenwelt zu bewegt, ohne es je zu erreichen. Es geht um (...) die Bekämpfung eines Idols unverfälschter Selbigkeit“ (Meyer-Drawe, 2000b, S. 146).

Die Veränderungen im Alterungsprozess, mit der näher rückenden Perspektive des Todes, müssen somit nicht notwendigerweise zu einem einheitlichen Konzept von Identität zusammenlaufen. Das sind letztlich starre, unbewegliche Konzepte, die die andere Seite von Subjektivität nicht zulassen, sondern als Fremdheit abprallen lassen, um einen vermeintlich eigentlichen Kern nicht zu berühren. Auch wenn sich durch den Alterungsprozess Subjektivität vermehrt von seiner leiblichen, passiven und fremden Seite zeigt, so sind dies nicht die

Antagonisten von Autonomie und Identität. Um der Spannung zwischen den Extremen der Existenz gerecht zu werden, spricht Meyer-Drawe, wie bereits in Kapitel 1 ausgeführt, von einer Illusion von Autonomie, die die Unmöglichkeit einer reinen Autonomie betont, aber die Handlungsmächtigkeit, die Kraft dieser Illusion in den Vordergrund rückt. Autonomie, als Illusion begriffen, verhindert auch den neoliberalen Gebrauch des Autonomiebegriffs, da Herrschafts- und Machtbeziehungen, in denen die einzelnen Menschen verwoben sind, nicht negiert werden. Diese illusionäre Kraft von Autonomie ist laut Meyer-Drawe (2000a, S. 64) als Chiffre für eine humane Gesellschaft unverzichtbar, da sie gegen reale Fremdbestimmung protestiert, wenngleich deren vollständige Beseitigung aussichtslos ist. Der Gebrauch des Autonomiebegriffs ist aus dieser Sicht explizit positioniert als widerständige, oppositionelle und emanzipatorische Kraft und nicht wie in der Argumentation entlang des Individualisierungstheorems als eine Notwendigkeit, mit der gesellschaftlichen Dynamik erfolgreich mithalten zu können. Der Umgang mit gesellschaftlichen Veränderungen erfordert aus einer emanzipatorischen Perspektive nicht notwendigerweise reine Subjektstärke, um als AutonomiegewinnerIn hervorzugehen, sondern eine „kritische Haltung“ (Foucault, 1992, S. 8). Für Foucault ist die kritische Haltung eine moralische und politische Haltung bzw. eine Denkungsart, die er als Kunst benennt, „nicht auf diese Weise und um diesen Preis regiert zu werden“ (Foucault, 1992, S. 12). Dabei bleibt berücksichtigt, dass das einzelne Subjekt, selbst wenn es kritisch ist, niemals völlig autonom einer realen Welt gegenüber gestellt werden kann, sondern immer schon versponnen in Machtverhältnissen ist. Und dennoch macht es Sinn, diese kritische Haltung einzunehmen, um eben nicht auf diese Weise und um diesen Preis bevormundet zu werden. In einer emanzipatorischen Sichtweise könnte sich eine illusionäre Autonomie als jener Motor von Kritik erweisen, ohne die jegliches Aufbegehren sinnlos erscheinen würde. Die Illusion ist eine Kraft, die sich durch die Realität (und fraglich ist auch, inwiefern mittels Gesellschaftsdiagnosen übermächtige Realitäten geschaffen werden) nicht einschüchtern lässt, sondern vielmehr selbst Realitäten schafft. Foucault (1992, S. 15) bezeichnet Kritik weiters als „die Kunst der freiwilligen Unknechtschaft, der reflektierten Unfügsamkeit“ mit einer „Funktion der Entunterwerfung“. Aus dieser Sicht könnte mithilfe einer Illusion von Autonomie

Kritik geübt und eingegriffen werden, ohne ein autonomes Subjekt fetischisieren zu müssen. Der Umgang mit gesellschaftlichen Veränderungen wäre nicht lediglich jener der Entsprechung, sondern auch der des kritischen Eingreifens. Der Umgang mit den Veränderungen des Alters könnte dann darin bestehen, einerseits das Alter anzuerkennen, andererseits jedoch eine kritische Haltung gegenüber den gesellschaftlichen Bewertungen des Alters einzunehmen.

Mit Meyer-Drawe und Foucault decken sich auch Erkenntnisse aus der feministischen Forschung bezogen auf subjekttheoretische Reflexionen in Zusammenhang mit Autonomie, Handlungsfähigkeit und Emanzipation. Gemeinsam ist ihnen die Betonung von Handlungsfähigkeit bzw. -mächtigkeit (im feministischen Kontext wird diesbezüglich auch von „agency“ gesprochen), ohne die Eingebundenheit in soziale Zusammenhänge und Machtverhältnisse zu negieren und der damit zusammenhängenden Kritik an modernen Vorstellungen von Autonomie und Subjektivität. Gerade die gesellschaftlichen Erfahrungen im Kontext der Neuen Frauenbewegung haben deutlich gemacht, dass Emanzipationsprozesse nicht eindimensional, sondern widerspruchsvoll sind und dass herkömmliche Vorstellungen vom Subjekt der Kritik bedürfen (Maurer, 2001; Müller, 2007; Strametz, 2004, Strametz & Müller, 2008). Susanne Maurer (2001, S. 376) fasst die feministischen Bedenken gegenüber den üblichen Subjekt- und Autonomievorstellungen folgendermaßen zusammen: „*Welches Selbst* soll sich selbst bestimmen bzw. verwirklichen? *Welche Autonomie* kann überhaupt angestrebt werden? Geht es (sozial)politisch nicht vielmehr um die Anerkennung des >In-Beziehungs-Seins< (...)?”. Lydia Müller führt, basierend auf empirischen Analysen zur Bedeutung des Konzepts von Autonomie in alltäglichen und biografischen Lebensvollzügen von Frauen, den Begriff „doing autonomy“ ein, der deutlich machen soll, dass eine Vorstellung von Autonomie für das eigene Leben bzw. für die konkrete Handlungsfähigkeit in diversen Lebenssituationen essentiell ist, auch wenn gleichzeitig Abhängigkeiten und ein Eingebundensein in soziale Zusammenhänge erfahren werden. In ihrer Forschungsarbeit ist sehr deutlich zum Ausdruck gekommen, dass sich ein isoliert rationales Verständnis von Autonomie an realen Verhältnissen und persönlichen Erfahrungen der interviewten Frauen bricht und dass dies auch als zu erfüllende, gesellschaftliche Norm von den beforschten Frauen selbst kritisch infrage

gestellt wird. Dennoch erweist sich Autonomie in Alltag und Biografie als wirkmächtige Vision, was sich daran zeigt, dass herausgearbeitete Selbstbestimmungskonzepte zu einem großen Teil emanzipatorische Aspekte aufgewiesen haben (Müller, 2007; Strametz, Müller, 2008).

Eine Neufassung des Autonomiebegriffs, indem an der Bedeutung von Autonomie für das praktische Handeln festgehalten wird, ohne dies nur einem starken Subjekt mit einer einheitlichen Identität vorzubehalten, ist auch für eine Sozialpädagogik des Alters notwendig. Subjekt- und Autonomiekonzeptionen sind nicht neutral, unpositioniert oder außerhalb von Ideologien. Im Folgenden werden weitere Reflexionen zu einem anderen, für das Alter geeigneten, Autonomiebegriff, und zur Frage der sozialpädagogischen Positionierung angestellt.

4.2 Autonome Subjektivität und alternder Körper

Vom Leib ist schon gelegentlich, in pädagogischen Zusammenhängen, die Rede. Wie denn auch nicht? Mit dem Leib beginnt und endet alles, was wir über die Bildung des Menschen zu sagen wissen.

Klaus Mollenhauer (1998, S. 56): Der Leib – Bildungstheoretische Beobachtungen an ästhetischen Objekten

Das Ausgeliefertsein an den Leib und an die Zeit wird uns im Prozess des Alterns, der unausweichlichen Faktizität des Sterbens und in der Krankheit deutlich. In der Krankheit hat uns unser Leib. Wir können über ihn nicht verfügen. Er verfügt gleichsam über uns, und das mit einer Totalität und Unerbittlichkeit, dass wir uns vielfach nur in die Verleugnung dieser Faktizität flüchten können.

Hilarion Petzold (1982, S. 73): Leibzeit

In diesem Kapitel soll die besondere Rolle der Körperlichkeit in der autonomen Subjektkonstitution in das Zentrum gerückt werden. Genau genommen besteht die Besonderheit der Rolle darin, dass eine systematische Auseinandersetzung mit dem alternden Körper in der sozialpädagogischen Auseinandersetzung ausgespart bleibt. Für das hohe Alter erweist sich dies insofern als fatal, als dass der alternde Körper als Verursacher von Hilfsbedürftigkeit zum Widersacher von Autonomie wird. Gerade durch die Unterscheidung eines biografisierten, das mit einem autonomen Alter gleichgesetzt wird, und einem abhängigen Alter wird eine statische Vorstellung von Autonomie gefestigt, die, bezogen auf das Alter, den jungen Alten vorbehalten bleibt. Körperliches Gebrechen und das damit zusammenhängende Angewiesensein auf Andere stellt Autonomie massiv infrage bzw. schließt in dieser begrifflichen Unterscheidung (autonom/abhängig) Autonomie in einem Zustand der Abhängigkeit aus.

Im Unterschied zur derzeitigen Tendenz im sozialgerontologischen Diskurs, positiv besetzte Altersleitbilder zu schaffen⁶⁰, wie das aktive, junge, produktive und erfolgreiche Alter, werden bei Schweppe und Böhnisch auch die Schattenseiten des Alters benannt. Bezogen auf das „abhängige Alter“ erweist es sich für die AutorInnen jedoch als schwierig, eine sozialpädagogische Expertise zu entwickeln, da es einerseits in der Praxis vom medizinischen Paradigma dominiert wird (der alte kranke Körper also der Medizin zugeordnet wird) und es sich andererseits auch pädagogischen Denkschemata widersetzt, die einem Steigerungsethos verpflichtet sind.

Gleichzeitig versucht Böhnisch mit einem zivilisationskritischen Gestus dem Alter und damit auch dem alternden Körper etwas Positives abzugewinnen, indem er das Alter über eine Nähe zur Natur verklärt: Durch den alternden Körper wird eine Besinnung auf den zyklischen Naturbezug wieder hergestellt und angesichts der Zeitlichkeit des Lebens im Alter verlieren Linearität und Beschleunigung ihre Überzeugungskraft. Der alternde Körper hilft, aus dieser

⁶⁰ „Der Glaube an ein (potenziell) ‚erfolgreiches Altern‘ gilt in großen Teilen der Sozialen Gerontologie – und hier vor allem in der den sozialgerontologischen Diskurs weitgehend dominierenden Alternspsychologie – als so selbstverständlich, dass ‚Andersgläubige‘ leicht als Häretiker empfunden werden.“ (Schroeter, 2002, S. 93).

Perspektive betrachtet, aus der gesellschaftlichen Entfremdung zu einer Natürlichkeit des Menschseins zurückzukehren.

Im Folgenden soll noch einmal die Problematik, die sich aus dem Zusammenhang bzw. nicht hergestelltem Zusammenhang von Körperlichkeit, Alter und Autonomie ergeben, fokussiert werden. Die Herausforderung für sozialpädagogisches Denken besteht darin, das hohe Alter weder schönzureden, noch ihm jegliche Autonomie und Handlungsfähigkeit in einem Zustand der Hilfsbedürftigkeit abzusprechen. In diesem Sinne wird die Perspektive einer Autonomie angesichts der Negativität von Alterserfahrungen für eine Sozialpädagogik des Alters vorgeschlagen, die ohne naturalistische Verklärung des Alters auskommt und gesellschaftskritisches Potenzial bereithält.

4.2.1 Körperlichkeit und Abhängigkeit

Wir können unserem Körper, wären wir selbst blind, nicht davonlaufen, können nicht aus der Haut fahren, (...).

Jean Améry (1968, S. 45): Über das Altern. Revolte und Resignation

Öberg (1996) spricht von einem Paradox in der Sozialen Gerontologie, da der Körper in dieser nicht thematisiert wird. „(...), the body has been absent from social gerontology, despite the fact that in our culture, ageing is presented both in terms of surface and body and is experienced via the body“ (Öberg, 1996, S. 701). Er führt diese Abwesenheit des Körpers in der Sozialen Gerontologie zurück auf eine platonische und christliche Sicht auf den Menschen. Bei Platon wurde die Seele als die wahre Person gesehen, während der Körper vielmehr ihr Gefängnis darstellte. Dieser Dualismus von Körper und Seele wurde vom Christentum aufgenommen und hat sich dort in der Idee des sterblichen Körpers und der unsterblichen Seele festgesetzt. Bei Descartes fand die Unterscheidung zwischen Körper und Seele/Geist ihre Fortsetzung und fixierte sich im ontologischen Dualismus von *res extensa* und *res cogitans*. In den folgenden Jahrhunderten im Rahmen von Modernisierungsprozessen fand eine zunehmende Distanzierung von der Natur und analog dazu vom Körper statt, in der diese zu äußerlichen Gegenständen wurden. Dieser Dualismus findet sich auch in den Wissenschaften vom Alter wieder. Für den alternden Körper ist die

Geriatrie zuständig und für die sozialen und psychologischen Belange des Alter(n)s die soziale Gerontologie. „Within geriatrics, the ageing body has been studied as a *thing, product and diagnosis*. In this perspective the body is seen as trainable, exchangeable, in need of help, anatomically pure and well defined⁶¹. On the other hand, within gerontology, the body has been ignored as *meaning, symbol and cultural construction*“⁶² (Öberg, 1996, S. 703f). Findet der Körper in Ausnahmefällen im Rahmen Sozialer Gerontologie dennoch Beachtung, so ist die Perspektive laut Öberg (1996, S. 704) hierarchisch. Das Körperliche wird dem Geistigen und Spirituellem untergeordnet. So gibt es Konzepte, die vorschlagen, Wohlbefinden und Glück im Alter nicht über den Körper zu definieren. Ein anderes Beispiel für die untergeordnete Rolle vom Körper ist der niedrige Status von Pflegeberufen. Die Körpernähe in der Pflege führt zu einer Abwertung dieser Tätigkeit.

⁶¹ Kamper (1997, S. 407) stellt für das Verhältnis der Medizin (und in weiterer Folge der Zivilisation generell) zum Körper provokant fest: „Die Medizin z.B. war eher ein Faktor der Abtötung des Körpers und die Zivilisation, die schließlich den menschlichen Körper als Prothesen-Körper, als eine – für die Zwecke der Raumfahrt unbrauchbare – Fehlkonstruktion, als Störenfried der theologischen und technologischen Vergeistigung, als nichtintegrierbaren Rest und ‚fall out‘, als ‚Müllproblem‘ hinterlässt, ist nur eine kurze, wenn auch verheerende Phase in der langen Geschichte des Körpers“.

⁶² Es handelt sich um eine schwierig auszumachende Frage, die sich auch durch diese Arbeit zieht, wie der Körper sozial- und kulturwissenschaftlich begriffen werden kann. Ich würde jedoch nicht wie Öberg von einem Ignorieren des Körpers sprechen, wenn dieser als Bedeutung, Symbol oder kulturelle Konstruktion aufgefasst wird. Gerade im feministischen Diskurs gibt es eine kontrovers geführte Debatte darüber, inwiefern der körperliche Aspekt von Geschlecht ebenfalls eine kulturelle Konstruktion darstellt oder inwieweit der Körper damit hinter der Sprache zum Verschwinden gebracht wird. In „Das Unbehagen der Geschlechter“ weist Butler (1991) darauf hin, dass es keinen direkten Zugang zum Körper gibt, sondern dieser immer diskursiv vermittelt ist. Die Geschlechtszugehörigkeit ist demnach „performativ“, d.h. angewiesen auf die Zitatförmigkeit und Ritualität performativer Handlungen. Butlers Verdienst liegt m.E. darin, der Bezugnahme auf die Körperlichkeit in der Geschlechterdebatte seinen legitimierenden Ursprung genommen zu haben. Sie wies darauf hin, dass dem Körper keine Existenz außerhalb der Markierung zugesprochen werden kann. Auch jene zutiefst körperlichen Erfahrungen sind somit von einem diskursiven Möglichkeitsraum begrenzt. In „Körper von Gewicht“, das Butler (1995) auch als Reaktion auf den Vorwurf der Beliebigkeit verfasst hat, hält sie fest: „Denn ganz sicher ist es so, dass Körper leben und sterben, essen und schlafen, Schmerz empfinden und Freude verspüren, Krankheit und Gewalt erleiden, und diese >Tatsachen<, so könnte man skeptisch erklären, können nicht als bloße Konstruktion abgetan werden“ (S. 15). Butler (1995, S. 32) möchte Konstruktion nicht als Subjekt oder Handlung verstanden wissen, sondern als einen Prozess ständigen Wiederholens, durch den Subjekte und Handlungen erst in Erscheinung treten. Von formierenden Diskursen zu sprechen darf ihrer Ansicht nach nicht mit erschaffen oder verursachen gleichgesetzt werden, sondern meint vielmehr, „dass es keine Bezugnahme auf einen reinen Körper gibt, die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre“ (Butler, 1995, S. 33).

Der von Öberg beschriebene Dualismus von Körper und Seele/Geist, der sich in der Sozialen Gerontologie wieder findet, ist auch charakteristisch für Schweppes und zum Teil für Böhnischs Konzeption einer Sozialpädagogik des Alters. Der Dualismus wird v.a. dann problematisch, wenn es um die Entwicklung einer sozialpädagogischen Expertise des sogenannten „abhängigen Alters“ geht, indem die Körperlichkeit immer weniger negiert werden kann. Es wird die Dominanz des medizinischen Paradigmas von Schweppe kritisiert. An eigenen Ideen, das hohe Alter, das mit körperlichen und geistigen Abbau einhergeht, sozialpädagogisch zu fassen, fehlt es, was sich auf eine Verstrickung in binäres Denken zurückführen lässt. Mit der Unterscheidung in ein autonomes und ein abhängiges Alter werden abendländische Dualismen re-zitiert, die für die Konstitution des modernen autonomen Subjekts charakteristisch sind. Für Schweppe stellt sich das prinzipielle Problem, dass Handlungsfähigkeit im hohen Alter in vielen Fällen nicht mehr hergestellt werden kann. Dabei wird Handlungsfähigkeit und die Abhängigkeit von anderen als sich widersprechend gesehen. Handlungsfähigkeit wird einseitig einer Autonomie zugeordnet, die frei von Heteronomie ist. Aktivität steht der Passivität gegenüber. Durch die cartesianische Trennung in *res extensa* und *res cogitans* wird auch der Körper als Materie wahrgenommen, der die Autonomie von außen stören kann, welche ihren Ursprung in der Fähigkeit des Geistes, rational zu denken, hat. Der abhängige hilfsbedürftige Mensch wird nicht über den Geist, sondern über den Körper definiert. Soziosymbolisch wird er wie die Frau innerhalb einer binären Kodierung der Natur, dem Körper, dem Passiven zugeordnet, während Kultur, Geist, Aktivität auf der Seite von Männlichkeit und Jugendlichkeit verortet ist. Da eine statische Vorstellung von Autonomie, wie von vielen Feministinnen kritisiert, ein patriarchales Konstrukt ist, erscheint sie körperlos und als eine Leistung des reinen Geistes, das neben dem Weiblichen auch das hohe Alter ausschließt. Autonom zu sein, bedeutet in diesem Verständnis, sich gegen heteronome Einflüsse und auch gegen die eigene Körperlichkeit durchzusetzen. Mit dem Alter, im Speziellen mit dem hohen Alter, erhält gerade die körperliche Dimension des Menschseins eine stärkere Bedeutung. „Bedeutsamkeit (...) kann der Körper zu jedem Zeitpunkt im menschlichen Lebensverlauf erlangen, doch gibt es eine Lebensphase, in der sich das Risiko körperlicher Veränderungen erhöht und schließlich zur

unausweichlichen Realität wird: das Alter. Der Alternde kann seinem Körper immer weniger entkommen“ (Schachtner, 1988, S. 23). Der autonome Geist kann somit immer weniger seinen Körper kontrollieren. Aus dieser entgegengesetzten Sicht von Körper und Geist, nimmt der Körper überhand und verwehrt Autonomie. Indem dieses von Körperlichkeit geprägte Alter von Schweppe und Böhnisch als das abhängige Alter bezeichnet wird, reaktivieren sie den Dualismus Körper/Geist und machen den Körper zum Widersacher von Autonomie. Der Körper wird zum Verursacher von Abhängigkeit und in diesem Zustand von Abhängigkeit ist Handlungsfähigkeit und Autonomie nicht mehr denkbar. Autonomie symbolisiert demzufolge Körperlosigkeit und völlige Unabhängigkeit. In dieser autonomen Subjektformation steckt der Glaube an ein omnipotentes Subjekt, das nur dann eigenständig und selbstbestimmt handeln kann, wenn es seinen Körper vollständig unter Kontrolle hat.

Für Böhnisch und Schweppe besteht in der Altenarbeit und -pflege die Herausforderung für das „abhängige Alter“ ein „eigenes Leben“ zu ermöglichen. Ein eigenes Leben wird durch die Abhängigkeit in Frage gestellt. Durch die Hilfsbedürftigkeit besteht die Notwendigkeit auf fremde Hilfe zurückgreifen zu müssen. Durch das Angewiesensein auf Andere/Fremde wird das Eigene gefährdet. Das Gegensatzpaar eigen/fremd wird hier reaktiviert. Dass sich die Möglichkeiten dadurch steigern, dass Andere über das Eigene verfügen, soll hier nicht weggeredet werden, v.a. in Pflegeheimen werden durch den institutionell geregelten Tagesablauf die Aktivitäten des täglichen Lebens wie z.B. Essenszeiten stark vorgegeben. Dennoch soll hier auch auf die Angst vor dem Fremden hingewiesen werden, die eine Besinnung auf das Eigene erst erforderlich macht. Diesbezüglich entsteht die Herausforderung das Eigene nicht im Sinne einer abgekapselten Identität und Abwehrbastion zu sehen, sondern als dynamisches Spannungsfeld von Bezogenheit und Abgrenzung anderen Menschen gegenüber, die sich auch aus der eigenen Körperlichkeit ergibt. In einem solchen Verständnis müsste Hilfsbedürftigkeit nicht automatisch als Verlust des Eigenen verstanden werden.

Mit der Rede von der Nichtherstellbarkeit von Handlungsfähigkeit und der Bezeichnung „abhängiges Alter“ wird das Subjekt in seiner reinen Negativität als völlig passives Wesen bestimmt. Die Doppeldeutigkeit des Subjekts wird

einseitig aufgelöst. Schirilla (2005, S. 37) zufolge ist die Annahme, dass irgendwelche Subjekte nicht handeln, absurd. „Handeln oder Handlungsfähigkeit kann allen Subjekten zugesprochen werden (auch ein schizophrener Mensch handelt). Es geht hier letztlich um ein bestimmtes Handeln, um Handeln, das Verhältnisse verändert, sie hinterfragt, in sie eingreift, also um Gestaltungswillen und Gestaltungsmacht“ (Schirilla, 2005, S. 37). Aber inwiefern kann einem pflegebedürftigen Menschen tatsächlich noch Gestaltungsmacht zugesprochen werden? Papst Johannes Paul II gibt ein Beispiel dafür ab, dass trotz körperlichem Gebrechen noch von Gestaltungswillen und –macht gesprochen werden kann. Ihm wurde, Bezug nehmend auf seine gesellschaftliche Position, dennoch eingreifendes Handeln zugesprochen. Auch wenn er auf die Hilfe anderer angewiesen war, fanden seine Worte Gehör und sein Handeln wurde registriert. Seine mediale Präsenz wirkte aufgrund seiner sichtlichen Altersschwäche verstörend, dennoch hatte er der Welt etwas zu sagen und seine Botschaften zeigten Wirkungen. Dies vermag aufzuzeigen, dass es letztlich darum geht, wie der Mensch als Subjekt positioniert wird. Wie erfolgt die Subjektivierung bzw. die Anrufung/Anrede und welche Möglichkeiten des Handelns werden dadurch eröffnet?

Der hochaltrige Mensch mit körperlichen Gebrechen wird in der sozialpädagogischen Anrede jenseits von Autonomie positioniert. Theoriebildung ist ein performativer Akt und gleichzeitig ein machtvoller Prozess. Das Problematische bei der Bestimmung von Autonomen ist die parallel laufende Bestimmung der Nicht-Autonomen. Im Altersdiskurs sind die anderen Alten, die alten und abhängigen Alten.⁶³ Es wird weiterhin schwierig sein, eine sozialpädagogische Expertise für das so genannte „abhängige Altern“ zu entwickeln, wenn die autonome Subjektkonzeption innerhalb abendländischer Dualismen verharret, in der das Körperliche eine untergeordnete und ausschließende Funktion hat. Es gilt sich kritische Positionen zur Subjektpositionierung und zum Autonomiebegriff anzueignen, die das körperliche Gebrechen im Alterungsprozess nicht zum Ausschlusskriterium machen. Subjektkonzeptionen sind bestimmend für die

⁶³ Vgl. Kapitel 2.4 „Formation und Ausschluss“

Auffassung von Handeln und dessen Verständnis ergibt sich umgekehrt wiederum daraus, wie das Subjekt konzipiert ist und dadurch positioniert wird. Eine Vorstellung vom autonomen Handeln trotz und mit körperlicher Gebrechen und Hilfsbedürftigkeit stellt die sozialpädagogische Herausforderung dar. Das Subjekt muss daher verstärkt von seiner körperlichen Seite her wahrgenommen werden, ohne es dadurch jenseits von autonomen Möglichkeiten festzulegen.

4.2.2 Naturalismus und unverfügbare Widerständigkeit des alternden Körpers

Es gibt keine Trennung zwischen Kultur und Natur.

*Käte Meyer-Drawe (2000, S. 81):
Illusion von Autonomie*

Alte Menschen sind der sichtbare Beleg dafür, dass das Nicht-Funktionale, das Andere, weil es nicht erwünscht ist, nicht schon als besiegt gelten kann. Vom Alter droht Enthüllungsgefahr; es enthüllt, dass die Beherrschbarkeit menschlichen Lebens Grenzen hat. Insofern ist das Alter subversiv. (...) Der Kampf gilt der Verletzlichkeit, dem Ungewissen, Unplanbaren, dem Werden und Vergehen.

*Christina Schachtner (1999, S. 200):
Das Alter als das Andere. Reflexionen
über ein neues kulturelles Modell*

Böhnisch entwirft den alten Menschen als natürlichen Menschen. Das Alter ist demzufolge eine Rückkehr aus der Entfremdung. Im Alter tritt laut Böhnisch der Naturbezug des menschlichen Körpers hervor, der sich der industriellen Verwertung widersetzt. Das Zeitverständnis dieses natürlichen alten Menschen ist zyklisch und stellt eine Entgegensetzung zur Linearität des modernen Lebens dar. Indem Böhnisch die Modernisierungsprozesse aus einer kritischen Perspektive betrachtet, entdeckt er im Naturbezug des Alters eine Chance und einen humanen Gewinn: Dem Alter mit seiner sinnlich-leiblichen Dimension kommt die Funktion zu, einer deformierten und entfremdeten Gesellschaft den Spiegel vor Augen zu halten. Die Sozialpädagogische Konsequenz, die Böhnisch daraus zieht, ist, dass die Sozialpädagogik dazu beitragen soll, den gesellschaftlichen Wert zyklischer Lebensformen im Alter öffentlich darzustellen.

Wie in seiner Bestimmung der Geschlechterdifferenz greift Böhnisch hier auf naturalistisches Denken zurück. War es bei der Thematisierung von Geschlecht, die Frau, die diese Naturnähe (Fähigkeit zu Gebären) aufweist, so ist es an anderer Stelle das Alter generell, das durch eine Nähe zur Natur gekennzeichnet ist. Das Erwachsenenalter scheint das des Konsums und der Erwerbsarbeit zu sein und kommt einer Unterwerfung unter die industrielle Verwertungsmaschinerie gleich, während sich das Alter in seiner sinnlich-leiblichen Dimension dem entgegenstellt. Er spricht auch von einer „Autonomie des Alters“ und einer „Altersautonomie des Selbst“. Das Alter folgt somit seinen eigenen Gesetzen, es lässt sich nicht mehr entfremden. Böhnisch geht von einer Natur des Menschen aus und er weiß, dass in dieser ein zyklisches Zeitverständnis angelegt ist, das jedoch im Laufe der Zivilisation zugunsten von Linearität und Beschleunigung entwertet wurde. Im Kontrast zu Böhnisch verortet Hilarion Petzold (1982, S. 76) das zyklische Zeitverständnis nicht in einer ursprünglichen Natur des Menschen, sondern für ihn ist diese bereits ein Resultat sozialer Übereinkunft und entstand bereits in einer höher entwickelten Kultur: In früheren Zeiten und in sehr primitiven Kulturen herrscht ein Zeitbewusstsein vor, das nur differenziert zwischen Jetzt und Nicht-Jetzt. Im perikleischen Athen tauchte ein zyklisches Zeitverständnis auf. Die Zeit wurde geordnet in Stadien, Olympiaden und die Ereignisse kehrten immer wieder. Politisch gesehen, führte dies zu einer Stabilisierung von Herrschaft, da Wahlzeiten immer wieder am gleichen Ende anfangen. Petzold (1982, S. 75) übernimmt von Sorokin und Merton die aus den 1930er Jahren stammende Begrifflichkeit der „social time“. Selbst die Aufteilung der physikalischen Zeit in 24 Stunden ist eine soziale Konvention, sowie eine Leibzeit nicht von einer sozialen Zeit zu trennen ist. „Die Verdrängung des Alterns und Sterbens, der unausweichlichen Zukunftsdimension der Zeit, dokumentiert, dass die Leibzeit in die sozialen Bedingungen eingebunden ist. Weil mein Körper mit dem sozialen Milieu verschränkt ist, >my body< und zugleich >social body< ist, ist Leibzeit nicht von sozialer Zeit zu trennen, sie ist nicht nur sozial überformt, sie ruht im sozialen Grund der Koexistenz, der sich als >zwischenleiblicher< erweist“ (Petzold, 1982, S. 75). Diese mit Petzold getätigte Infragestellung der Natürlichkeit einer zyklischen Zeit und dem Aufzeigen der Verwobenheit von „Leibzeit“ und „sozialer Zeit“ soll deutlich machen, dass Gesellschaftskritik mit

der Behauptung und Propagierung von Natürlichkeit als Gegenentwurf ins Leere läuft. Denn inwiefern sich behaupten lässt, was die Natur des Menschen und die Natürlichkeit des Körpers ist, ist umstritten und kann nicht der feste Boden, der Ausgangs- und Zielort sozialpädagogischen Denkens sein.

Laut Forster (2003, S. 13) hat die Natur im Menschen nicht die Gestalt eines unveränderlichen Wesens, sondern vielmehr des Unberechenbaren und Unerklärlichen. Die Ordnungen des Menschen werden von der Natur durchkreuzt, doch sie bleibt unverfügbar. Das Unverfügbare zu denken, führt laut Forster den Begriff der Natur zwischen zwei Aporien hindurch: „Natur ist einerseits gegen die essentialistischen Verführungen des Natürlichen und der Naturhaftigkeit aufzubieten, andererseits aber gilt es, Natur gegen ihre Diskursivierung stark zu machen“ (Forster, 2003, S. 13). Wie in Kapitel 2.2 unter Performativität des Alters bereits besprochen, wird auch bei Forster die Auffassung zurückgewiesen, dass das Naturhafte des biologischen Körpers unabhängig von kulturellen Bestimmungen gedacht werden kann. Gleichzeitig wird jedoch auch der Versuch unternommen, Natur nicht wie bei Butler nur als Effekt von Diskursen zu begreifen. Forsters Anliegen ist es, den Körper und die so genannte Natur des Menschen nicht hinter der Rede über seine Natur verschwinden zu lassen und dennoch nicht von einer ursprünglichen Natürlichkeit auszugehen. Böhnischs Absicht, den zyklischen Naturbezug aufzuwerten und das Alter naturnah zu verorten ist essentialistisch. Es geht Forster eben nicht darum, das Natürliche zu bestimmen, sondern es als Unverfügbares zu begreifen, das irritiert, überrascht, schockiert und neugierig macht und somit unsere Denk- und Wahrnehmungsmuster ins Wanken bringt. Schachtner (1988), auf die Böhnisch ebenfalls Bezug nimmt, hat ihr Buch, in dem sie sich mit der sinnlich-leiblichen Existenz im Alter auseinander setzt, „Störfall Alter“ genannt. Für sie erweist sich der alternde Körper als „Sandkorn im gesellschaftlichen Getriebe“ (Schachtner, 1988, S. 46), der zum Auslöser von Gesellschaftskritik werden kann. Bei Kamper (1997, S. 408) meldet sich der Körper im Rahmen des fortgeschrittenen Zivilisationsprozesses zunächst wie „unwillentlich und absichtslos, (...) zumindest als Störfaktor, wenn nicht als Anlaß für Subversives“. Wie bei Böhnisch ist auch bei Kamper, Schachtner und Forster der Körper, die Natur bzw. der alte Körper Anlass, etablierte Denk- und Wahrnehmungsgewohnheiten in Frage zu stellen. Dieses In-Frage-Stellen,

verbunden mit Gesellschaftskritik muss jedoch nicht notwendigerweise dazu führen, von einer ursprünglichen Natürlichkeit auszugehen und diese zu favorisieren. Die Natur des Körpers als „störendes“ Unverfügbares zu begreifen, verweist vielmehr auf die Grenze der Kontrollierbarkeit dieser Natur, die auch durch die populäre und zunehmend auf Selbstverantwortlichkeit ausgelegte Prävention nicht außer Kraft zu setzen ist. Natur wäre demnach nicht der Ort einer bestimmbaren Authentizität, sondern der Unverfügbarkeit. Beim Versuch, das Natürliche festzuhalten, entgleitet es.

Böhnisch thematisiert im Unterschied zu vielen anderen AutorInnen innerhalb der Sozialen Gerontologie die körperliche Dimension des Alters und stellt diese nicht nur als Plage, sondern auch als Chance dar. Die weitere Herausforderung besteht darin, Natur und Körper ernst zu nehmen, ohne aber das Alter naturalistisch zu verklären. Hier soll weder „Die Wiederkehr des Körpers“ (Kamper & Wulf, 1982) als neue authentische Erfahrung gefeiert werden, noch der alternde Körper als Blockade von Autonomie und Artefakt einer fortschreitenden Zivilisation verstanden werden. Eine Illusion von Autonomie in einem letztlich unverfügbaren und sterblichen Körper zu leben soll eine Perspektive einer Sozialpädagogik des Alters sein.

4.2.3 Revoltierendes Anerkennen

(...) wir müssen dieses Alter, das wir nicht zu realisieren vermögen, leben. Vor allem leben wir es in unserem Körper.

Simone de Beauvoir (2000, S. 387): Das Alter

Nach der einen Seite ist der Körper sterblich, vergänglich und verwesend, nach der anderen Seite ist er als Geschlecht bestimmt, (...). Er ist produktiv und reproduktiv, er zeugt und empfängt, er handelt und leidet, unter der Prämisse, dass er selbst zugrunde gehen muss. Erst eine solche Prämisse hält Anschluss an die Geschichte der menschlichen Souveränität.

Dietmar Kamper (1997, S. 407): Körper

„Die Wissenschaften, die sich bisher mit dem Schicksal des Körpers in der Geschichte befasst haben, gehen fast übereinstimmend davon aus, dass der

historische Fortschritt europäischer Prägung seit dem Mittelalter aufgrund einer spezifisch abendländischen Trennung von Körper und Geist ermöglicht wurde und sich dann als ‚Vergeistigung‘ des Lebens, als Rationalisierung, als Abstraktion auf Kosten des menschlichen Körpers, d.h. als Entmaterialisierung vollzogen habe“ (Kamper & Wulf, 1982, S. 12). In diese Fortschrittsgeschichte ist auch die Geschichte der modernen Pädagogik eingeschrieben, die einem Steigerungsethos im Sinne von Wachstum, Verbesserung und Entwicklung verpflichtet ist. Das Problem der Trennung und „Vermittlung von ‚Körper und Geist‘“ wird „von der pädagogischen Theorie indessen nur selten aufgegriffen“ (Mollenhauer, 1998, S. 57). Wie Schweppe mit Bezugnahme auf Thiersch bemerkt, stellt jenes Alter, das geprägt ist von körperlichen Gebrechen und unrevidierbarer Hilflosigkeit eine Provokation für sozialpädagogisches Denken dar. Der alternde Körper sperrt sich der Fortschrittsgeschichte und mit dem Einbruch des Alters (auch in die Sozialpädagogik) lässt sich die körperliche Dimension des Menschseins nur mehr schwer negieren. „Das kann so interpretiert werden, dass die gesellschaftliche Abstraktion eine Grenze überschritten hat, jenseits derer das gewohnte Schweigen des Körpers nach und nach aufhört“ (Kamper, 1997, S. 408). Da Schweppe in ihrer Subjektkonzeption innerhalb des Dualismus von Körper und Geist und weiteren damit korrespondierenden Dualismen wie aktiv/passiv, eigen/fremd und autonom/abhängig verbleibt, stellt sie sich der Provokation eines alternden und sterblichen Körpers nicht dahingehend, dass sie das Subjekt in seiner Doppeldeutigkeit begreift, sondern ab einem bestimmten Zeitpunkt in seiner absoluten Negativität bestimmt. Es wird von ihr auch nicht in Erwägung gezogen, die Dimension der Körperlichkeit systematisch in eine sozialpädagogische Theorie des Alter(n)s einzubeziehen.

Schweppe ist durchaus anzurechnen, dass sie das Alter auch von ihren Schattenseiten her benennt und nicht ausschließlich in einen Optimierungsdiskurs einsteigt. Die sozialpädagogische Herausforderung besteht nun darin, wie mit dieser Negativität umgegangen wird. Wie kann der Unverfügbarkeit und Unkalkulierbarkeit des Körpers jenseits von Negierung, Kontrolle und Beherrschung noch begegnet werden?

Malte Brinkmann (2006) sieht gerade in der Negativität der Alternserfahrungen ein Potenzial für eine Theorie der Bildung, in der die Ambivalenzen, Entfremdungen und schmerzhaften Auseinandersetzungen mit dem eigenen Leib phänomenal und systematisch einbezogen werden können. „Eine Altersbildung am >Leitfaden des Leibes< (Nietzsche) könnte die Einseitigkeiten der psychologischen empirischen Forschung ergänzen und den Blick auf ein Bild vom Altern lenken, das in der Verschränkung von Selbstbestimmung und Fremdbestimmung, von Souveränität und Passivität, von Vertrautheit und Fremdheit in der Alternserfahrung ausgeht“ (Brinkmann, 2006, S. 325). Das Unverfügbare eines sterblichen Daseins zu berücksichtigen steht einem Verständnis von Autonomie gegenüber, das in seiner Selbsttransparenz ein rational gesteuertes Optimum seiner Existenz herausholt. „Sich auf die Leibhaftigkeit der Existenz zu besinnen heißt also, mit *dem* in eine Auseinandersetzung einzutreten, was der Leib an Unkalkulierbarem produziert“ (Mollenhauer, 1998, S. 75). Dieses Leiblich-Unverfügbare – wir begehren, ermüden, erkranken, erleiden Schmerz, sind sterblich – ruft Unruhe hervor und verweist auf ein Anderes und Fremdes, das wir selbst sind, das aber nicht reflexiv und vernünftig vollständig ergriffen, objektiviert und kontrolliert werden kann (Brinkmann, 2006, S. 326). Amèrys Altersintrospektionen, auf die Brinkmann (2006, 2007) sich u.a. bezieht, vermögen die Ambiguität menschlicher Existenz, die im Alter besonders deutlich wird, aufzuzeigen, ohne sie einseitig aufzulösen. Amery (1968) beschreibt das Altern als ein immer mehr zu seinem eigenen Körper werden, als ein sich fremder und vertrauter werden. „(...) den Körper, der ihm nunmehr als sein Ich präsent wird, verspürt er als Hülle, als etwas Äußeres und ihm Angetanes und zugleich doch als sein Eigentlichstes, auf das er sich mehr und mehr reduziert und dem er wachsende Aufmerksamkeit zuwendet“ (Améry, 1968, S. 45). Es handelt sich um ein Changieren zwischen Authentizität und Fremdheit, ein sich im Spüren nah sein und sich im Spüren verfehlen und fremd werden zugleich. Meyer-Drawe (2000a, S. 100ff) spricht von einer Hybriden-Existenz und in Anlehnung an Merleau-Ponty von einem „natürlichen Ich“, das ein Bastard und Mischling ist. Das von Améry beschriebene Sich-Fremd-Werden verweist auf ein Dasein, das eben nicht befreit von einer leiblichen und animalischen Existenz ist. Das konkrete Ich ist nicht Souverän seiner selbst, „weil es immer mehr ist, als es

von sich weiß“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 102). Dieses Moment der Entfremdung, das Verhältnis zu sich als Fremde/r, greift Brinkmann insbesondere heraus und bringt ihn mit der Struktur von Bildung in Zusammenhang. „Die Negativität der Entfremdung als Einbruch des leiblich-endlich Unverfügbaren gehört so elementar zur Alternserfahrung. (...). Als negatives Moment des menschlichen Selbstbezuges ist Entfremdung in die Struktur von Bildung eingeschrieben“ (Brinkmann, 2006, S. 328). Über den alternden Körper wird eine neue Erfahrung gemacht, was mit einem Infragestellen sich selbst gegenüber und der eigenen Weltsicht einhergeht und die eigene Fremdheit in den Vordergrund rückt.

Es kommt nun darauf an, wie diese Neu-Erfahrung der Fremdheit bildungstheoretisch verarbeitet wird. Wie in Kapitel 4.1.2 behandelt, wird eine gelingende Erfahrung im Sinne der neuhumanistischen Bildungsidee dann gemacht, wenn es aus der Entfremdung auch wieder eine Rückkehr zu sich gibt. Dieses sich Aussetzen und Aneignen der Fremdheit, ohne sich zu verlieren, führt zu einer Steigerung der eigenen Autonomie und Souveränität. Dies ist jedoch ein Modell, das letztlich doch auf Kontrolle ausgerichtet ist und der Unverfügbarkeit des alternden Körpers keinen Platz lässt. Brinkmanns Lesart ist eine andere. Er betont weniger, dass nach der Entfremdung, das eigene Selbst als ein noch stärkeres hervorgeht und so die Fremdheit den untergeordneten Status eines Mittels zum Zweck (Stärkung des eigenen Selbst) erhält, sondern er sieht das Verhältnis von fremd und eigen verflochtener. Zeitlich ist die Struktur bei ihm nicht in einem Nacheinander (Fremdheit mit darauf folgender Rückkehr zu sich) angeordnet, sondern in einer ambivalenten Verschränkung von Selbstverlust und Selbstfindung. „Durch und in der Negativität der Alternserfahrungen bietet sich die Möglichkeit, die ambivalente Struktur des Alterns und der Bildung zu reflektieren. Die Struktur der Bildung zeigt also beides: Sowohl Weltaneignung durch gegenseitiges >ähnlicher machen< von Ich und Welt – Selbstbildung als Selbsthervorbringung – als auch Entfremdung und Entzug darin – Selbstentzug als Selbstdissoziation. Das Alter und seine Erfahrung zeigt diese Verschränkung von Selbstverlust und Selbstfindung, von Selbstentfremdung und Selbsthervorbringung besonders deutlich. Die Chance einer Theorie der Bildung im Altern ist auch eine Chance,

die aufklärerischen Einseitigkeiten im Bildungsbegriff offen zu legen“ (Brinkmann, 2006, S. 328).⁶⁴

Mit Adorno zeigt Schäfer (2005, S. 163ff) auf, dass der Erfahrungsbegriff der neuhumanistischen Bildungsidee (Humboldt, Hegel) dem souveränen Subjekt der Aufklärung verpflichtet ist, das über die Welt und sich selbst herrscht. Adornos Intention ist es nicht, die neuhumanistische Bildungsidee zu verabschieden, aber um nicht in die Gefahr der Verfügungsfantasien des souveränen Subjekts zu verfallen, greift Adorno auf die Figur der doppelten Fremdheit zurück, die sich m.E. auch zur Reflexion der Alternserfahrung eignet. Der neuzeitlichen Subjektvorstellung entspricht eine bestimmte Art zu denken, die Adorno „identifizierendes Denken“ nennt. Das geht mit der Annahme einher, Vorgänge in der Welt eindeutig und endgültig bestimmen zu können. Für dieses Denken ist alles störend, was nicht rational errechenbar und verfügbar gemacht werden kann. Um aus diesem spezifischen Denken herauszukommen, schlägt Adorno vor, von einem „Vorrang des Objekts“ auszugehen. Mit dem „Vorrang des Objekts“ wird die Möglichkeit eröffnet, eine doppelte Fremdheit in der Erfahrung systematisch zu denken. Es handelt sich um einen zweifach gemeinten „Vorrang des Objekts“: die Nachträglichkeit des Subjekts und die Nichtidentität des identifizierenden Objekts. Mit der Nachträglichkeit des Subjekts ist gemeint, dass es für das Subjekt unmöglich ist, hinter die es ermöglichenden (objektiven) Bedingungen zurückgehen zu können. Die Kategorien, mit denen das Subjekt die Welt und sich selbst erfasst, sind immer schon der symbolischen Ordnung der Sprache und damit der Gesellschaft entlehnt. Unter Nichtidentität wird verstanden, dass beim Versuch der Identifikation eines Objekts, eines Gegenstands, der Welt immer zugleich ein Nichtidentisches bleibt, das in den Begriffen, mit denen wir es/sie erfassen wollen, nicht aufgeht. „Sie [die Welt] bleibt uns ebenso fremd, ein Rätsel, wie wir uns jenseits unserer Selbstbestimmung mithilfe sozialer Kategorien immer

⁶⁴ Vgl. dazu Breinbauer (2007, S. 96ff), die in ihrem Beitrag „Bildung im Alter“ bestehende Versuche, Bildung im Alter zu denken, dahingehend kritisiert, dass diese den Bildungsbegriff großteils sehr unscharf fassen und dass nach wie vor eine Orientierung an Wachstum, Vervollkommen und Höherentwicklung stattfindet. Demgegenüber stellt sie Neufassungen des Bildungsbegriffs (Reichenbach, Koller, Ricken, Ruhloff) vor, die Bildung versuchen in Begriffen der Nicht-Souveränität zu denken oder als problematischen Vernunftgebrauch.

fremd bleiben werden“ (Schäfer, 2005, S. 166). In Adornos Modell einer „bildenden Erfahrung“ ist aufgrund der Grenze der eigenen Verfügung über Selbst und Welt nie ein Endpunkt zu erreichen. Erfahrungen kumulieren nicht einfach und führen zu einer immer reicheren Einheit des Selbst, sondern eine bestimmte Art und Weise des Selbst- und Weltverhältnisses muss immer wieder neu erarbeitet werden (Schäfer, 2005, S. 168). Gerade im Alterungsprozess tritt die Grenze der eigenen Verfügungsmacht deutlich hervor und erfordert ein Zulassen der Unverfügbarkeit. „Dieses >Zulassen< bedeutet die Notwendigkeit eines anderen Verhältnisses zu sich selbst wie zur Welt, (...)“ (Schäfer, 2005, S. 168). Etwas zuzulassen und somit auch das Altern zuzulassen entspricht demnach einer Bildungsbewegung und kann nur dann als einseitige Ohnmachtsgebärde gesehen werden, wenn die doppelte Fremdheit, die für das Subjekt konstitutiv ist, nicht reflektiert wird. Würde weiterhin das Selbstermächtigungsmodell des autonomen Subjekts, Souverän seiner selbst zu sein, favorisiert werden, wäre das Alter, der Körper weiterhin nur eine Kränkung und Anlass zu fortwährender Negation, Kontrolle und Beherrschung.

Schweppe und Böhnisch sehen die sozialpädagogische Konsequenz im Umgang mit hilfsbedürftigen Alten darin, dass sich SozialpädagogInnen auf ein Dasein und Dabeisein, sowie Aushalten müssen einzustellen haben. Das entspricht einer Haltung des Zulassens. Dieses „Zulassen“ und „Aushalten“ möchte ich zweideutig verstanden wissen. Es ist mehr als ein passives Sich-Unterwerfen unter die Naturgewalt des Alter(n)s. Gronemeyer (2002, S. 166) spricht von der „Kraft des Aushalten-könnens“. Das gibt dem Aushalten den Status einer Fähigkeit, einer Leistung, in der Aktivität und Passivität untrennbar zusammengehören. Auch „Dasein und Dabeisein“ muss keinesfalls als völlige Untätigkeit abqualifiziert werden, sondern kann als „Fähigkeit des Unterlassens“ betrachtet werden. „Die Fähigkeit des Unterlassens begrenzt nicht nur das Einwirken in die Natur, sie begrenzt auch das Einwirken des Individuums auf sich selbst, sie richtet sich damit gegen den Optimierungswahn und den Selbstverwirklichungsimperativ im eigenen Leben und begünstigt die Gelassenheit. Und sie begrenzt das Einwirken auf den anderen Menschen, erzieherisch oder therapeutisch oder verstehend und lässt ihn in seiner Fremdheit und in seiner Unerschöpflichkeit respektvoll bestehen“ (Gronemeyer, 2002, S. 168f).

Améry sieht die Chance in Würde zu altern in der Wahrhaftigkeit, die in der Anerkennung der Ambiguität menschlichen Daseins liegt. „Er nimmt die Vernichtung an, wissend, dass er in dieser Annahme sich selbst nur dann bewahren kann, wenn er sich revoltierend gegen sie erhebt, dass aber (...) seine Revolte zum Scheitern verurteilt ist.“ (Améry, 1968, S. 85f.) In Anlehnung an Améry drückt Brinkmann (2007, S. 166) folgendermaßen aus, was es heißt, in Würde zu altern. „Ich anerkenne das Altern in allen seinen resignativen Konsequenzen, aber ich finde mich nicht damit ab und behaupte gerade darin gegen alle Rollenzwänge, Diktate und Entfremdungen meine persönliche Freiheit“. Im Umgang mit der Negativität und Unverfügbarkeit des alternden Körpers werden bei Améry die leidvollen Erscheinungen des Alters revoltierend anerkannt. Widerstand und Anerkennung schließen sich nicht aus. Es ist kein sich völlig passives Aussetzen in der Anerkennung des körperlichen Alterungsprozesses, sondern aktive Revolte zugleich, sowie es auch kein blinder Aktivismus bzw. Kampf gegen das Alter ist, sondern auch ein Annehmen und Aushalten des Alters.

Im revoltierendem Anerkennen des alternden und sterblichen Körpers soll hier die Notwendigkeit einer illusionären Autonomie verortet werden. „Autonomie und Heteronomie existieren niemals als reale Alternative, sie setzen sich in einer gemeinsamen Bewegung gegeneinander durch“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 151f). Die Einsicht in die Bedeutung von Körperlichkeit soll nicht dazu führen, die Hierarchie von Körper und Geist umzudrehen und den Körper an die Stelle des Geistes zu setzen (Meyer-Drawe, 2000a, S. 107). Es soll auch nicht darum gehen, sich ohnmächtig dem körperlichen Altern hinzugeben. Es geht darum, vor falscher Selbstverantwortlichkeit, die bis ins Unverfügbare reicht, zu warnen und dennoch den Appell an den/die Einzelne zu richten, für sich Sorge zu tragen. Mit falscher Selbstverantwortlichkeit sind beispielsweise folgende im Trend liegenden Aussagen eines Mediziners gemeint: „Der Ausgangspunkt ist nämlich jener Punkt, an den der Mensch durch seinen Lebensstil selbst geraten ist. Er kann günstig liegen, wenn vernünftig gelebt wird, was Essen, Trinken, Bewegung, Stress, Risikoverhalten und Gesundheitsvorsorge anbelangt. Er kann ungünstig liegen, wenn diese Vorkehrungen missachtet werden. Immer aber wird eine Verbesserung durch Einsatz der Medizin nur von dort wegführen, wo man sich selbst hingebraht hat“ (Hoffer, 2000, S. 88). Hier wird sowohl das

Unkalkulierbare des Körpers negiert als auch die gesellschaftlich ungleich verteilten Chancen im Gestalten des eigenen Lebensstils völlig ausgeblendet. Und doch ist eine Illusion von Autonomie im Sinne von Handlungsermächtigung notwendig, die sich gegen widrige Umstände, gegen Heteronomie richtet. Wie eine qualitativ-empirische PatientInnenbefragung in der Hauskrankenpflege zeigt, sehen viele der befragten alten Menschen ihre alltäglichen Erfolge darin, dass sie gegen einen Widerstand („trotz“, „obwohl“) dennoch etwas erreicht haben. „dass sie *trotz* Schwierigkeiten beim Gehen täglich für drei Personen kochen, (...), wie es gelungen war, *trotz* schlechter Aufklärung im Spital dennoch ‚die Wahrheit‘ über ihre Krankheit zu erfahren, oder wie sie täglich zu ihrer Zeitung kommen, *obwohl* sie das Haus nicht verlassen können (...)“⁶⁵ (Heimerl & Berlach-Pobitzer, 2000, S. 106). Adorno hebt den Aspekt des Widersachers und Widerspruchs in der Autonomie besonders hervor. „Über das am Ich entscheidende, seine Selbstständigkeit und Autonomie, kann nur geurteilt werden im Verhältnis zu seiner Andersheit, zum Nichtich. Ob Autonomie sei oder nicht, hängt ab von ihrem Widersacher und Widerspruch, dem Objekt, das dem Subjekt Autonomie gewährt oder verweigert; losgelöst davon ist Autonomie fiktiv“ (Adorno, 1997, S. 222). Schirilla (2003, S. 271ff) greift von Adorno insbesondere den Begriff des „Gewährens“ heraus und spricht in Anlehnung dessen von „Gewährter Autonomie“. Es ist die Abhängigkeit vom konkreten Anderen und die Abhängigkeit von etwas Vorgängigem („Vorrang des Objekts“), das sich der eigenen Kontrolle entzieht. Gleichzeitig ist das Subjekt „nicht hilflos, nicht handlungsunfähig, sondern erhält vom Gewährenden gleichsam Unterstützung. (...). Eigenaktivität, Handeln und Gestaltungsmacht werden dadurch, dass sie begrenzt sind, nicht hinfällig“ (Schirilla, 2003, S. 279). Dass durch die Begrenzungen, durch die Abhängigkeit und Hilfsbedürftigkeit, Eigenaktivität und Autonomie im Alter nicht hinfällig werden, kann die bereits erwähnte pflegewissenschaftliche Studie aufzeigen. Für jene befragten Menschen, die aufgrund körperlicher Gebrechen, der Hilfe anderer bedürfen, modifizierte sich deren Autonomieverständnis. Die Autorinnen haben diesbezüglich zwei Typen bestimmt: „Zusammen sind wir selbstständig: Autonomie durch die Symbiose mit der (Ehe)partnerin“ und „Autonom ist, wer

⁶⁵ Hervorhebung durch die Autorin

sich die notwendige Hilfe selbst organisieren kann“ (Heimerl & Berlach-Pobitzer, 2000, S. 122ff). Beim erst genannten Typ wird die Möglichkeit zu Hause zu leben, trotz schwerer Krankheit und extremen Angewiesen-Sein auf die pflegenden Angehörigen, als Autonomie erlebt. Gemeinsam mit den Angehörigen besteht die Unabhängigkeit von Institutionen. Auch beim zweitgenannten Typ verleiht die Möglichkeit, zu Hause zu leben, das Gefühl von Autonomie, auch wenn sie eine starke Abhängigkeit von der professionellen oder informellen Hilfe erleben. Gewährte Autonomie bedeutet in diesen Typen keinesfalls eine statische Vorstellung von Beziehungslosigkeit, in der sich Autonomie nur alleine, unabhängig von Anderen realisieren lässt. In und trotz des alternden Körpers, in und trotz der Abhängigkeit von Anderen, lässt sich dennoch ein Moment von Autonomie erkennen. Gerade durch die Unterstützung der Gewährenden, kann Autonomie als Vorstellung eines Lebens in den eigenen vier Wänden realisiert werden. Ein autonomes Leben im Alter zu verwirklichen, ist gelebte Ambivalenz, ist revoltierende Anerkennung, um trotz dem Akzeptieren der Grenzen, der Negativität der Alternserfahrung, dennoch etwas zu erreichen.

Eine Sozialpädagogik des Alters ist deshalb herausgefordert, das alte Subjekt in seiner Ambivalenz zu begreifen. Gerade die Berücksichtigung von Körperlichkeit in der sozialpädagogischen Theoriebildung kann vor einseitigen Auslegungen bewahren, denn als „leibliche Wesen haben wir nicht die Wahl zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung, zwischen Freiheit und Zwang, zwischen aktiver und passiver Synthesis“ (Meyer-Drawe, 2000a, S. 153f).

4.3 Sozialpädagogische Positionierung

Sozialpädagogik des Alters sieht sich derzeit beim Versuch eigener Positionierung mit mehreren Unsicherheiten konfrontiert. Erstens besteht eine unsichere Verortung des Themas Alter innerhalb der Disziplin und Profession. Das Problemfeld Alter(n) gehört nicht zu den etablierten Bereichen der Sozialpädagogik. Zweitens muss die Sozialpädagogik neben anderen Disziplinen (Pflege, Medizin) ihre Expertise bezüglich Alter(n) erst entwickeln und sichern. Drittens befindet sich die Sozialpädagogik und Soziale Arbeit generell in einer Situation unklarer gesellschaftlicher Positionierung. „Die Sozialpädagogik nimmt zwar die allseits diagnostizierten sozialpädagogischen Herausforderungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts wahr, doch sie ist sich unsicher, welche Rolle sie als Disziplin und Profession in diesem Zusammenhang spielen wird“ (Böhnisch, Schröer & Thiersch, 2005, S. 13). Die Unsicherheit der sozialpädagogischen Rolle ist einerseits vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Veränderungsprozesse und eines Umbaus des Wohlfahrtsstaates zu verstehen und wird andererseits einer „schmuddeligen“ sozialpädagogischen Theoriebildung⁶⁶ (Niemeyer, 2003, S. 171) zugeschrieben.

Der gesellschaftliche Wandel bringt mit sich, dass die Frage nach dem Verhältnis von Sozialpädagogik und Gesellschaft immer wieder neu gestellt werden muss. Der Sozialpädagogik kommt die Funktion zu, zwischen Individuum und Gesellschaft zu vermitteln, indem sie Hilfeleistung anbietet und Bildungsprozesse anregt, sowie Normen durchsetzt. Die Ambivalenz zwischen Hilfe und Kontrolle ist dabei für sozialpädagogisches Handeln konstitutiv („Doppeltes Mandat“), dessen Richtung sich an der historisch je spezifischen Form von Normativität und Normalität orientiert. Den Bezugspunkt für das Normalisierungshandeln von Sozialpädagogik und Sozialer Arbeit bilden bzw. bildeten (vergeschlechtlichte) Normierungen wie das Normalarbeitverhältnis,

⁶⁶ Niemeyer (2003, S. 171f) kommentiert Reinhard Fatke, dem es um die Überwindung der „schmuddeligen“ sozialpädagogischen Theoriebildung geht. Für Fatke bringt die inzwischen dominant gewordene Konzeption lebensweltorientierter Sozialpädagogik mit sich, dass sozialpädagogisches Handeln nicht mehr unterscheidbar ist von Handlungsvollzügen anderer Berufsgruppen wie z.B. Psychotherapeuten, Pfarrer, Steuerberater oder Automechaniker, die im weitesten Sinne ebenfalls lebensweltorientierte Hilfen zur Lebensbewältigung anbieten.

das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie oder eine so genannte Normalbiografie. Im keynesianischen Wohlfahrtsstaat wurde für jene eine indirekte gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht, bei denen sich eine Integration in geltende Normalitätsmuster nicht verwirklichen ließ. Doch mit der Infragestellung und Krise des Wohlfahrtsstaates und der im Wandel und in Auflösung befindenden gesellschaftlichen Orientierungs- und Normalitätsmaßstäbe geriet die Sozialpädagogik und Soziale Arbeit in ein Orientierungsdilemma. Wie soll sie ihre sich an Normalität orientierte kontrollierende Funktion ausüben, wenn nicht klar ist, worin der zu verfolgende Normalitätszustand besteht (Otto & Seelmeyer, 2004, S. 48f)? Laut Otto und Seelmeyer (2004, S. 49) schien für viele VertreterInnen der Sozialpädagogik die Beck'sche Theorie der reflexiven Modernisierung aus dem Orientierungsdilemma zu weisen. Mit Verweis auf die Gesellschaftsdiagnose der Individualisierung, Pluralisierung und Enttraditionalisierung wurde Normalität als aufgelöst betrachtet. Im Zuge dessen, so wurde argumentiert, habe sich die Soziale Arbeit von normativen Bezugspunkten zu lösen. Da Risiken alle Menschen betreffen, muss sie zur Unterstützungsinstanz für alle werden. So gesehen zielt Soziale Arbeit nicht mehr auf die Regulation von Norm und Abweichung, sondern auf die individuelle Unterstützung bei der Bewältigung von Risiken. Diese Richtung wird auch von Schweppe und Böhnisch in Bezug auf Alter vertreten und kommt dem Versuch gleich, sich der zentralen pädagogischen Problemstellung der Normativität zu entziehen.

Im Folgenden soll Schweppe's und Böhnisch's Sicht einer normalisierten Sozialen Altenarbeit und die damit zusammenhängende Autonomiekonzeption zusammengefasst werden. Dabei soll das Problem der Normativität ins Zentrum gerückt werden. Die Einsicht, dass Sozialpädagogik ohne Normativität nicht auskommt, es eine neutrale Position, eine normfreie Zone, nicht gibt, soll produktiv für dieser Arbeit genutzt werden. Der Begriff der Autonomie soll explizit als kritischer und emanzipatorischer Begriff in einer Sozialpädagogik des Alters positioniert werden. Damit verortet sich diese Arbeit (und ich mich mit ihr) als Teil einer kritischen Sozialpädagogik bzw. Sozialen Arbeit, in der trotz der Schwierigkeit einer kritischen Praxis (Schäfer, 2005, S. 58ff) an dieser festgehalten wird wobei kritische Sozialpädagogik „Fragen stellt und Zweifel formuliert, auf alternative Deutungen hinweist und explizit oder implizit

erweiterte Spiel- und Handlungsräume eröffnet – also den emanzipatorischen Gedanken und den Glauben an bessere Verhältnisse nicht aufgibt“ (Diebäcker, Hammer & Bakic, 2009, S. 5). Diese Arbeit versteht sich als „theoretischer Eingriff“ (Forster, 2007; Hall, 2000) in die sozialpädagogische Theoriebildung zu Alter mit dem Fokus auf Autonomie. Dabei geht es mir darum, welches Verständnis von Autonomie re-zitiert wird und welche möglichen Gefahren bzw. Ideologien damit (re)produziert werden. Das passiert in herrschaftskritischer Absicht. Zentral ist jedoch aus dieser Auseinandersetzung jene Elemente herauszuarbeiten, die wesentlich für eine anzustrebende und lebbare Perspektive von Autonomie im Alter im Sinne alternativer und erweiterter Handlungsspielräume sind. Dieses Ziel verfolgend und Autonomie in einem erweiterten altersgerechten Verständnis zu denken, bildet den Schlusspunkt der Arbeit, der in der Zusammenführung der bisher formulierten sozialpädagogischen Herausforderungen besteht.

4.3.1 Normativität

Sozialpädagogik ohne kritische Reflexion von Normen und ihrer Orientierungsfunktion wird zur Festschreibung bestehender Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse funktionalisiert.

Reinhold Stipsits (2005, S. 194): Gemischt Regieren. Illusionen über das Gemeinwohl.

Es wird bei Schweppe und Böhnisch eine Sozialpädagogik beschrieben, die unter dem Verweis auf die Pluralisierung des Alters ohne Normalisierung auskommt. Eine Orientierung an Normen würde eine Kolonialisierung des Alters bedeuten und mit dem Verweis, dass auch Leitbilder wie das aktive und das zu gestaltende Alter nicht zur Norm erhoben werden dürfen (Schweppe, 2005, S. 41), scheint für Schweppe das Problem der Normativität gelöst. Gleichzeitig wird jedoch propagiert, dass Sozialpädagogik autonomieorientiert und autonomiefördernd zu agieren habe und der professionelle Beitrag der SozialpädagogInnen zurückgenommen werden muss. Dass es sich dabei nicht um ein Ende der Normalisierungs- und Kontrollfunktion handelt, sondern um eine veränderte Form der Normalisierung (mit einem verstärkten Moment der

Selbstführung, das einer neoliberalen Herrschaftstechnik zuarbeitet) wird nicht reflektiert. Direkte pädagogische Einflussnahme wird als fürsorgliche Bevormundung abgewertet, statt dessen wird auf indirekte Steuerung wie Hilfe zur Selbsthilfe, Beratung und Schaffung offener Räume gesetzt. Mit dem Verweis auf die Autonomie bleibt dem alten Menschen seine „Normalisierung“ selbst überlassen. Die Verantwortung liegt beim autonomen Subjekt selbst, das sich seines Verstandes bedient und rational abwägt. Mit dem Übergang von einer offensichtlich normalisierenden Disziplinargesellschaft zu einer indirekt steuernden Kontrollgesellschaft kommt es jedoch zu einer Expansion sozialpädagogischer Notwendigkeit und Kontrolle. Der in der Normalitätszone liegende autonome Mensch selbst rückt in den Mittelpunkt sozialpädagogischer Überlegungen, nicht nur der/diejenige, der/die von Normalitätsstandards abweicht. Durch eine allgegenwärtige Risikogefahr ist jede/r potenzielle/r AdressatIn von sozialpädagogischen Maßnahmen. Die Feststellung von Risiken verweist indirekt jedoch auf das Nicht-Normale, das vermieden werden soll und somit erfolgt von den AutorInnen unbemerkt dennoch eine normative Orientierung an Normalität.

Die Normativitätsblindheit lässt sich laut Bakic (2007) v.a. darauf zurückführen, dass die Bewältigungsperspektive in der Sozialpädagogik sich des Pädagogischen und damit auch pädagogischer Reflexionsmöglichkeiten entledigt hat. Bakic (2007, S. 135) attestiert der „Lebensweltorientierten Bewältigungshilfe“ in Anlehnung an Thiersch und Böhnisch, in deren Traditionslinie auch Schweppe steht, einen „Kurzschluss des Sollens mit dem Sein“. Damit meint Bakic, dass die Gesellschaftsdiagnose selbst zum pädagogischen Plan und normativen Bezugspunkt wird. „Als Antwort auf das von Böhnisch so bezeichnete ‚Freisetzungsparadigma‘ wird die Freisetzung des Menschen zum pädagogischen Imperativ. Die wohl fundierte Erkenntnis, dass das ‚Sein‘ die Lebensgestaltung bestimmt, führt zu einer Reduktion des pädagogischen Verständnisses auf eben dieses ‚Sein‘. Dieser Kurzschluss des Sollens mit dem Sein entledigt sich des Behauptens eines eigenen normativen pädagogischen Anspruches und löst die vormalige Handlungsebene pädagogischer Interventionen in eine diffuse Fassung ‚Soziale Arbeit‘. Die dabei implizit formulierten normativen Ansprüche bleiben im Dunkeln (...)“ (Bakic, 2007, S. 135). Deutlich wird dies im Rahmen dieser Arbeit in der Analyse des

Biografisierungsparadigmas: Eine Gesellschaftsdiagnose bestimmt, was das Sein ist, nach dem der alte Mensch sozialpädagogisch formiert wird. Über diese normative Orientierung an einer diagnostizierten gesellschaftlichen Realität wird ein „flexibler alter Mensch“ sowie ein „Homo oeconomicus“ sozialpädagogisch erzeugt, für den Autonomie zu einer Pflicht geworden ist, um den Anforderungen des Seins, die zugleich das Soll bestimmen, gerecht zu werden. Laut Winkler (2003, S. 77) besteht hingegen die „Grundbedingung von Autonomie (...) darin, einen Entwurf des eigenen Lebens zu machen, der über das Gegebene hinausreicht (...)“, worin sich auch „soziale und kulturelle Realität von Normativität“ abzeichnet. Weiters weist Winkler (2003, S. 77f) darauf hin, dass jedes fachliche Handeln, das über die Bedingungen des pädagogischen Geschehens Bescheid weiß, einer inneren Normativität folgt, die sich nicht hintergehen lässt. Er spricht von Naivität und Unredlichkeit, wenn das Pädagogische als Kontrolle und Bevormundung zurückgewiesen wird und stattdessen mit einem vorsichtigen Verständnis von Hilfe operiert wird, welche nicht auf den/die Betroffene/n (Lebenssphäre, Psyche) eingreift.

Die ambivalente Gleichzeitigkeit von Fremd- und Selbstbestimmung, von Hilfe und Kontrolle, von Unterdrückung und Freiheit im (sozial)pädagogischen Prozess wird dabei einseitig aufgelöst und das Pädagogische gerät in Verruf, bloße Unterdrückung zu sein. Im Zuge der in den letzten Jahren zunehmenden gouvernementalitätstheoretischen Studien in der Bildungswissenschaft wird genau auf die ambivalente Gleichzeitigkeit dieser Prozesse hingewiesen und diese ins Zentrum gerückt, sowie die Herausforderung angenommen, jenseits von Oppositionen zu denken (Weber & Maurer, 2006). Kessl (2006, S. 69) kritisiert, dass in der Sozialen Arbeit und Sozialpädagogik trotz Bezugnahme auf die doppelte Mandatierung von Hilfe und Kontrolle, über die innerhalb der Disziplin Konsens besteht, der Dualismus von Repression versus Freiheit nicht überwunden wird. Das Verhältnis von Hilfe und Kontrolle wird dabei nicht als relational und unauflösbar verstanden, sondern als unabhängig regulierbare Pole bzw. Sphären. Das erst ermöglicht die Ansicht, wie dass die Kontrolldimension überwunden werden könne und Betroffene „wirkliche“ Hilfe jenseits normativer Vorgaben erhalten könnten.

Die Herausforderung für die sozialpädagogische Theoriebildung und Praxis besteht jedoch genau darin herauszufinden, wie mit dieser unaufhebbaren Ambivalenz von Hilfe und Kontrolle auch in Zeiten von Pluralisierung umgegangen werden kann. Pluralisierung bedeutet nun nicht, dass sich eine Orientierung an Normalität als normativer Bezugspunkt erübrigt hat. Es gilt vielmehr sensibel dafür zu sein, welche neuen Vorstellungen von Normalität entstehen. Durch die neoliberale Umformung in einen aktivierenden Staat kommt es zunehmend zur Durchsetzung der Norm von Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit. Bezogen auf das Alter ist die Norm der Jugendlichkeit zentral und die Positionierung, die das Alter dadurch erfährt. In diesem Sinne hat sich die emanzipatorische Aufgabe, sich gegen Normalitätszumutungen zur Wehr zu setzen, nicht erübrigt. Mit dem doppelten Mandat ausgestattet, entkommt die Sozialpädagogik und Soziale Arbeit dem Gefüge der Macht nicht, „denn sie ist Teil der bisherigen wohlfahrtsstaatlichen Regierungsweisen und auch Teil von deren aktuellen neo-sozialen Transformationen. Sie ist Teil der Regierung des Sozialen. Dennoch ist aus dieser Einsicht nicht zu folgern, dass sie sich gefügig in das Gefüge der Macht fügen müsse. Vielmehr muss sie ihren NutzerInnen dazu verhelfen, sich möglichst flügge zu machen, und auch selbst möglichst flügge werden – *im* Gefüge der Macht. Denn es geht noch immer um nicht weniger als ‚die Kunst, nicht dermaßen sozialpädagogisch regiert zu werden‘“ (Kessl, 2006, S. 73).

4.3.2 Kritik und Vision

Wir brauchen die Erklärungskraft moderner kritischer Theorie in der Frage, wie Bedeutungen und Körper hergestellt werden, nicht um Bedeutungen und Körper zu leugnen, sondern um in Bedeutungen und Körper zu leben, die eine Chance auf eine Zukunft haben.

*Donna Haraway (2001, S. 284):
Situierendes Wissen. Die
Wissenschaftsfrage im Feminismus und
das Privileg einer Partialischen Perspektive.*

Es wurde Meyer-Drawes Verständnis von Autonomie als einer notwendigen Illusion gefolgt. Damit ist der Zweck, sich nach wie vor an Autonomie als einen Leitbegriff der (Sozial)Pädagogik zu orientieren, ausgewiesen: Mögliche

Emanzipationsgewinne sind durch die Kritik an einem statischen Autonomieverständnis nicht in Frage gestellt. Mit dem Verweis auf die Doppeldeutigkeit des Subjekts, ist dieses trotz heteronomer Einflüsse nicht bloß ein Niemand, sondern agiert immer auch als ein Jemand. Angesichts ungerechter Gesellschaftsverhältnisse, die sich zeitlich und örtlich immer wieder neu (trans)formieren und stetig subtiler werdender Macht- und Herrschaftsverhältnisse, ist Handlungsmächtigkeit und das Insistieren auf Emanzipation und Kritik keineswegs als Aufbegehren Ewiggestriger abzutun. Die Hoffnung auf Autonomie, auch oder gerade da sie eine Illusion ist, besteht nach wie vor. Dahinter verbergen sich Visionen, für die die Sozialpädagogik neben ihrer Kontrollfunktion nach wie vor steht. „Auch wenn wir Illusionen erkennen, halten wir an Visionen fest, dass es möglich wäre, in einer Welt der Gerechtigkeit und des allgemeinen Wohlstands, in Frieden zu leben. Ohne Illusionen wären wir ärmer, wie Maschinenmenschen, in unserer Freiheit eingeschränkt“ (Stipsits, 2005, S. 192). Die Orientierungsleistung der Sozialpädagogik liegt laut Stipsits (2005, S. 194) „im Formulieren, Aufgreifen und Reflektieren von Visionen, wie dem Gemeinwohl“.

Wie sieht es jedoch mit der Vision des Gemeinwohls angesichts einer alternden Gesellschaft aus? Glaubt man den in den Medien auftretenden VerfechterInnen eines Generationenkrieges, so sind es gerade die Alten, die das Gemeinwohl gefährden. In regelmäßigen Abständen wird darauf hingewiesen, welche Gefahr aus dem demografischen Wandel und einer „Überalterung“ für die Gesamtgesellschaft hervorgeht. So lautete eine Coverstory des Wochenmagazins „profil“ (2009) „Die graue Gefahr. Österreich als Paradies für Frühpensionisten & Langzeitrentner: maßlose Forderungen, sinkendes Eintrittsalter, steigende Lebenserwartung“. Für Amann (2004) sind diese Art von Schlagzeilen schlichtweg „Alterslügen“, die die soziale Realität verzerren. „Dass die Arbeitslosen Schmarotzer seien, dass die Alten unproduktiv, undynamisch, feig und fortschritthemmend in der Gesellschaft als Last und Bürde wirkten, dass sie als unverbesserliche Gestrige der Jugend keine Chancen ließen – das alles sind Ideologien der übelsten Sorte“ (Amann, 2004, S. 58). Deshalb appelliert Amann (2004, S. 58f) dafür, den ideologischen Charakter der Alterdiskussion bewusst zu machen, was er auch als Aufgabe einer kritischen Alterswissenschaft versteht.

Bezüglich Generationenvertrag und Generationenkonflikt gilt es demzufolge darauf hinzuweisen, dass es sich um einen sozialen Verteilungskampf handelt, in dem der Teilung in Jung und Alt nur die Funktion zukommt zu polarisieren, um von der eigentlichen Problematik abzulenken. Die Generationen der reichen Alten und der armen Jungen gibt es nicht. Der Verteilungskonflikt ist vielmehr an der „traditionellen“ Scheidelinie Arm und Reich festzumachen als an der Unterscheidung zwischen Alt und Jung (Amman, 2004; Bäcker, 2002).⁶⁷

Amann setzt sich gegen offensichtliche Diffamierungen des Alters argumentativ zur Wehr und widerlegt die Gefährdung des Gemeinwohls durch eine so genannte „Überalterung“ der Gesellschaft. Auch die Entdeckung der neuen und jungen Alten im Rahmen einer „Active Society“ haben das Gemeinwohl scheinbar im Auge. Jedoch ist in diesem Diskurs nicht die Rede von der Gefahr, die die Alten für die Gesellschaft darstellen, es werden vielmehr die Ressourcen und Potenziale der alten Menschen in den Vordergrund gerückt und darauf hingewiesen, dass diese für die Gesellschaft unverzichtbar sind. „(...) die aktivgesellschaftliche Entdeckung des Alters [erscheint] als allen Seiten zu Gute kommende, in ihrer positiven Konnotation sowie der darin angelegten Alltagsplausibilität kaum hintergehbare *win-win*-Situation“ (Dyk, 2007, S. 93). Die jungen Alten wollen und sollen gemäß einer „Active Society“ in die sozialen Dienstleistungen eingebunden werden, wie z.B. die Übernahme von Betreuungs- und Pflegetätigkeiten und die Ausübung ehrenamtlicher Tätigkeiten in Vereinen oder in eigens geschaffenen Modellprogrammen, etwa Seniorenbüros in Deutschland. Dabei soll es aber weniger um Pflichtdienste gehen, sondern vielmehr die Rahmenbedingungen geschaffen werden, dass sich die Alten freiwillig und selbst bestimmt engagieren können⁶⁸. Kritische

⁶⁷ Die Problematik eines zu finanzierenden Pensionsversicherungssystems ist laut Amann (2004, S. 80) nicht an einer „Altenrepublik“ als Konfliktlinie festzumachen, sondern an einer immer weniger funktionstüchtigen Koppelung zwischen Beschäftigungs-, Sicherungs- und Besteuerungssystem. Weiters weist er darauf hin, dass v.a. Frauen innerhalb des Generationenverhältnisses Arbeit außerhalb der Erwerbsarbeit leisten, ohne die das System nicht funktionieren würde. Die intergenerationellen Beziehungen der Kernfamilie erweisen sich nach wie vor als eine tragfähige, solidarische Einheit bei Unterstützungsbedarf. Hilfebedarf tritt bei den Jungen sogar häufiger auf als bei den Alten. Das betrifft den finanziellen Bereich und die Kinderbetreuung (Amann, 2004, S. 87).

⁶⁸ Eine Ausnahme bildet Tews (1996), der sich ebenfalls dafür einsetzt, dass die Produktivität des Alters mit gesellschaftlicher Nützlichkeit zu verbinden ist und dies im Unterschied zum Mainstream auch verpflichtend einfordert.

Stimmen sehen darin jedoch die Wende von einem versorgenden zu einem aktivierenden Staat, die mit einem Abbau wohlfahrtsstaatlicher Leistungen einhergeht, indem soziale Dienstleistungen zunehmend ins Private und in den Bereich des bürgerschaftlichen Engagements verlagert werden (Aner, Karl & Rosenmayr, 2007; Karl, 2006; Dyk, 2007). Weiters lenkt der allzu euphorische Blick auf die jungen Alten von jenen ab, die diesem Bild der dynamischen Alten nicht entsprechen. Mit der Konzentration auf Aktivität, Produktivität und Erfolg wird ein Leistungsdenken als Normalitätsfolie gesetzt, das dem mittleren Erwerbsalter entspricht und Alterserscheinungen werden damit als Norm abweichende Besonderheit ins Abseits geschoben.

Sowohl die Propagierung des Alters als gesellschaftliches Potenzial als auch die Darstellung des Alters als gesellschaftliche Last zeigen auf, welch ein ideologisch umkämpftes Feld das Alter ist. Dass das Thema Alter für Ideologien dermaßen anfällig ist liegt in der unklaren und ungesicherten Position der Alten in unserer Gesellschaft. Das wird auch deutlich bei Ottos und Schweppes (1996) Versuch der Etablierung eines möglichen Betätigungsfeldes für SozialpädagogInnen, das sie „Aufrechterhaltung und Förderung von Sinnstrukturen“ nennen. Es umfasst beispielsweise Hilfe zur persönlichen Weiterentwicklung, aber auch Überlegungen, wie die Potenziale der alten Menschen für die Gesellschaft zugänglich gemacht werden können. Sinn und Nutzen werden in der persönlichen Weiterentwicklung und im Nützlichsein für die Gesellschaft gesehen. Gleichzeitig wird den Alten aber auch ein eigensinniges Leben zugestanden, ein entpflichtetes Leben, das den persönlichen Wünschen und Interessen entspricht. Angesichts der Pluralisierung des Alters sollen keine normativen Setzungen mehr vorgenommen werden, die sozialpädagogischen Überlegungen sind jedoch dahingehend normativ, als dass das Leben einem Sinn folgen soll. Überlegungen in diese Richtung anzustreben, unterstellt bereits, dass das Alter mit dem Risiko einhergeht, ohne Sinn zu sein und bestätigt somit die fragliche Position der Alten in der Gesellschaft.

Welche Herausforderungen ergeben sich für eine kritisch emanzipatorische Sozialpädagogik angesichts offensichtlicher und subtiler Altersfeindlichkeit sowie einer unsicheren Positionierung der Alten in der Gesellschaft? Wie kann

sich die Sozialpädagogik im Feld Alter, das sich als ideologischer Kampfschauplatz zeigt, einbringen?

Amann (2004, S. 65) wagt es, von „Fantasie“ in Zusammenhang einer Alter(n)swissenschaft zu sprechen, von einer „Fantasie, die sich an Utopie heranwagt“, ein Begriff und Gedanke, den ich für die Sozialpädagogik aufgreifen möchte. Diese Fantasie hat Amanns Ansicht nach nicht die Aufgabe, eine bessere Gesellschaft im Detail auszumalen und auch nicht genau darzustellen, wie man schrittweise dorthin kommt. Vielmehr pocht Amann darauf, gegenwärtige Verhältnisse kritisch zu betrachten, die Kritik zu begründen und die Intention zu benennen, die verfolgt wird. Die Sozialpädagogik generell und eine Sozialpädagogik des Alters ist deshalb herausgefordert, ein Ort der Reflexion und Kritik zu sein. Kessl und Maurer (2009, S. 96) formulieren die These, „dass das mehr oder weniger unbestimmte >Unbehagen in der Gesellschaft< immer wieder einen konkreten Ort braucht, an dem es sich auch konkret artikulieren kann“. Aufgabe von Sozialpädagogik wäre demnach nicht aus einer Gesellschaftsdiagnose den Sollzustand abzuleiten, sondern innezuhalten, zu überlegen, anstatt reflexartig vorschnelle sozialpädagogische Lösungen anzubieten. In diesem Sinne werden in dieser Arbeit noch keine autonomiefördernden sozialpädagogischen Konzepte für alte Menschen erarbeitet, sondern es wird sich zuallererst an eine Re-Artikulation eines, für das Alter geeigneten Autonomieverständnisses herangewagt. Die derzeitige Enteignung emanzipatorischer Begriffe durch den Neoliberalismus macht den Ausweis der Vision, der Utopie, der normativen Idee, der gefolgt wird, besonders wichtig. Maurer (2006, S. 240ff) spricht von den „verführerischen Aspekten“ und „Verheißungen“, die der Neoliberalismus für kritische SozialarbeiterInnen bereithält. So trifft beispielsweise die neoliberale Aufforderung, flexibel zu sein und sich stets weiterzubewegen und sich zu verändern auf das emanzipatorische Bedürfnis, verfestigte Strukturen zu zerbrechen. Die Verheißung der Freiheit und das Konzept des Entrepreneurs treffen auf den Wunsch nach Autonomie. Das Versprechen der Selbstbestimmung trifft auf den Wunsch nach Definitions- und Gestaltungsmacht, aber auch auf das Bedürfnis nach Kontrollierbarkeit der Verhältnisse.

Ein Ort der Kritik zu sein kann aber auch nicht bedeuten, sich in dieser kritischen Haltung gemütlich einzurichten, sondern es soll auch die Herausforderung angenommen werden, Perspektiven zu entwickeln und Grenzen zu überschreiten. Kessl und Maurer (2009) entwerfen eine Kritische Soziale Arbeit als „Grenzbearbeitung“. Die Ambivalenz Sozialer Arbeit einbeziehend tritt diese sowohl in ihrer Normalisierungsfunktion als Akteurin der Grenzziehung und –sicherung auf, als auch in ihrer gesellschaftskritischen Positionierung als Grenzverschiebung oder –überschreitung. Kritische Positionen lassen sich nicht von einem sicheren oppositionellen Standpunkt her formulieren, statt dessen fassen Kessel und Maurer (2009, S. 92) Kritik vielmehr als Bewegung auf, die sich immer wieder neu ausrichten und überarbeiten muss. Sie interessieren sich dafür, „in welcher Weise Soziale Arbeit selbst Grenzen verschiebt, aber auch zieht – oder doch zumindest reproduziert. Genau dieses Wissen eröffnet Ansatzpunkte für eine kritische Soziale Arbeit, die die festgestellten Grenzziehungen nicht einfach mitmachen will, sondern andere Grenzbearbeitungspraktiken in Richtung Verschiebung oder auch Überschreitung anstrebt“ (Kessl & Maurer, 2009, S. 93). Sie beziehen sich auf höchst unterschiedliche Grenzen, wie die Grenzen, an die Menschen in der Gesellschaft stoßen und sie am Weitergehen hindern oder Bedingungen, die eine Anpassung im Sinne von Normalität einfordern. Mit Fantasie wagen sich Kessl und Maurer (2009, S. 94) an neue Denkmöglichkeiten im Sinne der Grenzbearbeitung heran und fragen beispielsweise: „Warum etwa nicht auch eine sozialpädagogische Hilfe für Familien konzipieren, die jenseits des vorherrschenden bürgerlichen Kleinfamilienmodells ansetzt?“ Bei diesem Beispiel bliebe die Grenze in Gestalt eines normativ wirkenden Kleinfamilienmodells zwar Bezugspunkt, und würde trotzdem zugleich zum Ausgangspunkt für Alternativen und Übergang zum bislang Fremden. Daran anschließend wäre zu fragen, welche Grenzbearbeitungsmöglichkeiten in einer Sozialpädagogik des Alters auszumachen sind. Auf theoretischer Ebene gilt es die Grenzziehungen zwischen autonomem und abhängigem Alter, zwischen „ageless self“ und alterndem Körper, zwischen Unverfügbarkeit und Kontrolle sowie anderen dichotomen Kontrastierungen in diesem Feld aufzuweichen und zu überschreiten. Auf einer praktischen Ebene gilt es dies fortzusetzen. Bezüglich

der unklaren Positionierung der Alten in der Gesellschaft stellt sich die Frage, wie eine gesicherte Position erworben bzw. errungen werden kann, um nicht dermaßen zum Spielball von Ideologien zu werden. Müssen es die Alten selbst sein, die sich in Form einer sozialen Bewegung diese Position erkämpfen, auch, um so auf ihr Selbstbestimmungsrecht zu pochen? Wer sind aber die Alten und sprechen sie mit einer Stimme?⁶⁹ Oder wäre ein grenzüberschreitendes Bündnis von jung und alt nicht ebenso zielführend? Schließlich werden auch die Jungen, sofern sie nicht vorher sterben, alt. Das ist auch der Unterschied der Differenzkategorie alt zu Geschlecht und ethnischer Zugehörigkeit. Die „Utopie einer altersbejahenden Gesellschaft“ (Amann, 2004, S. 60) malt eine lebenswerte Zukunft auch der Jungen aus, ist also nicht nur Angelegenheit der heutigen Alten. Die Norm der Jugendlichkeit erweist sich nicht nur für Alte als einschnürendes Mieder, sondern stellt auch für Junge ein kaum zu erreichendes Ideal dar. Das Bündnis zwischen jung und alt wäre zumindest eine alternative Aktionsform und gegen jene Stimmen gerichtet, die den Generationenkrieg ausrufen.

4.3.3 Autonomie als gelebte Ambivalenz

(...); alle letzten Dinge sind nicht in Einklang mit uns zu bringen. Wohl ist nur denen, die es nicht brauchen. (...). Man muss einfach die Kraft haben, diese Widersprüche zu lieben.

Robert Musil (1998, S. 102f): Die Schwärmer

Ausgangspunkt dieser Arbeit war ein Unbehagen, wenn von Autonomie in Zusammenhang mit Alter gesprochen wurde. Welche Alten sind gemeint, wenn von den autonomen Alten die Rede ist, wer wird wiederum ausgeschlossen? Wer profitiert von der Forderung nach Autonomie und für wen stellt diese Forderung einen Zwang dar? Welche Dimensionen des Menschseins haben Platz in den Autonomiekonzeptionen, welche Dimensionen stellen ein Hindernis dar? Welche Subjektkonzeptionen werden tradiert oder verschoben?

⁶⁹ Die Frauenbewegung musste sich den Vorwurf gefallen lassen, dass sie lediglich die weiße Mittelschichtsfrau repräsentiert und wiederum andere ethnische Gruppen und Klassen ausgegrenzt hat.

Die sozialpädagogischen Arbeiten Schweppes und Böhnischs zu Alter weisen implizit Konzeptionen des autonomen Subjekts auf, die sich nach wie vor an einem starken und rational agierenden Subjekt mit einer einheitlichen Identität orientieren und auf den Dualismus von Körper und Geist aufbauen. In Anlehnung an die Gesellschaftsdiagnose der Reflexiven Moderne und an das Individualisierungstheorem tritt bei der Forderung nach Autonomie der oppositionelle, illusionäre und visionäre Charakter völlig in den Hintergrund, zugunsten einer Entsprechung und Anpassung an „reale“ Notwendigkeiten. Neben dem gesellschaftsdiagnostischen Argumentationsstrang gibt es bei Böhnisch auch den Versuch, das Alter positiv und auch als Anlass von Zivilisationskritik zu deuten. Dabei bedient er sich jedoch naturalistischer und essentialistischer Alters- und Geschlechterkonzeptionen, wo Autonomie im Gegensatz zur entfremdeten Gesellschaft in einer sogenannten Natürlichkeit verortet wird.

Autonomie im Alter, auch wenn sie eine Illusion ist, soll zu einer realen Perspektive für alle werden, die ohne Essentialismus auskommt, so der normative Anspruch dieser Arbeit. Damit die Vorstellung eines autonomen Lebens im Alter nicht nur den Privilegierten und Starken der Gesellschaft vorbehalten ist, bedarf es der Integration einer machttheoretischen Perspektive, des Einbezugs von Körperlichkeit in die sozialpädagogische Theoriebildung sowie eines identitätskritischen Zugangs. Diese drei Aspekte haben sich als zentrale Herausforderungen für das Vorhaben, Autonomie für das Alter zu re-zitieren, herauskristallisiert bzw. verdichtet. Die Reflexion von Macht, Körper und Identität führt zu der Einsicht, dass Autonomie nie etwas Eindeutiges und Absolutes sein kann, sondern sich vielmehr als gelebte Ambivalenz realisiert, deren Motor ein „Dennoch“ oder „Trotzdem“ ist.

Mit „Dennoch“ oder „Trotzdem“ soll die praktische Seite von Autonomie in den Vordergrund rücken und der Aspekt der Handlungsmächtigkeit betont werden. Die Einsicht in die Subtilität von Macht- Herrschaftswirkungen, in welcher die Sozialpädagogik so verflochten ist, soll nicht dazu führen, Autonomie nur mehr als Entlassung in eine fragwürdige Selbstverantwortlichkeit zu deuten. Kessl (2005, S. 12) formuliert für die Soziale Arbeit und Sozialpädagogik, dass erst die Inblicknahme der ambivalenten Gleichzeitigkeit von Fremd- und

Selbstführung ein „pädagogisch-professionelles Handeln im Glauben an eine *unbestimmte Qualität des Menschlichen* ermöglicht. Erst mit der Dechiffrierung herrschender Markierungen kann ein Blick in deren Schatten gelingen, die pädagogische Aufgabe des permanenten Auslotens realer Ambivalenzen, realisiert werden. Analysen historisch-spezifischer Subjektivierungsweisen ermöglichen insofern eine offensive politische Auseinandersetzung über Hoffnungen, Strategien und Maßnahmen, nicht dermaßen regiert zu werden“ (Kessl, 2005, S. 12). In Anlehnung an Foucault wird damit nicht für ein Ende des Aufklärungsprojektes plädiert, sondern „für dessen radikalisierte, nämlich skeptische und achtsame, Fortführung“ (Kessl, 2005, S. 12). Die Gefahr neoliberaler Vereinnahmung reflektierend und dennoch die Idee der Aufklärung fortführend, soll an Autonomie als Leitbegriff der Sozialpädagogik festgehalten werden. Nicht der Zwang, autonom sein Leben gestalten zu müssen und somit ein reibungsloses Sich Einfügen in gesellschaftliche Gegebenheiten ist die Intention, der gefolgt wird, Autonomie soll vielmehr ein unbequemer Begriff sein, der die herrschende Ordnung stört, auch wenn das Denken in Oppositionen mittlerweile Risse bekommen hat.

Autonomie, als illusionäre Kraft verstanden, ist gerade im Alter von ganz besonderer Bedeutung und hält gleichzeitig gesellschaftskritisches Potenzial bereit. Die Illusion von Autonomie realisiert sich beispielsweise bei jenen alten Menschen, die trotz des Nachlassens ihrer körperlichen Kräfte dennoch am öffentlichen Leben teilnehmen. Damit meine ich Menschen, die die Straße überqueren, auch wenn sie damit den Verkehr aufhalten, da die Grünphase zeitlich nicht ausreicht, um auf die andere Straßenseite zu gelangen, oder sich an der Supermarktkasse erlauben, länger für das Herausgeben des Wechselgeldes und das Einpacken der Waren zu benötigen oder in ihr Lieblingskaffeehaus gehen, obwohl sie die Angestellten immer um Unterstützung beim Stiegensteigen bitten müssen. Diese scheinbar banalen Beispiele des Alltags sollen auch auf die Altersunfreundlichkeit des unmittelbaren Nahraums hinweisen, die zu Ohnmacht und Rückzug führen können. Im öffentlichen Raum herrscht, v.a. was Geschwindigkeit anbelangt, eine an Jungen, Erwachsenen und Menschen ohne Behinderung orientierte Norm vor. Sozialpädagogische Aufgabe könnte sein, alte Menschen dahingehend zu unterstützen, sich der Gesellschaft zuzumuten und die

Geschäftigkeit des Alltags zu „stören“. Dieses „Stören“ soll kritisch markieren, mit welchen Behinderungen alte Menschen konfrontiert werden. In weiterer Folge soll es zu Veränderungen struktureller Bedingungen führen, die den Handlungsspielraum alter Menschen zu erweitern vermögen. Dahingehend wären empirische Untersuchungen notwendig, die aufzeigen, durch welche strukturellen Bedingungen Autonomie gefährdet wird und inwiefern es einer unbequemen und störenden Autonomie bedarf, um trotz Hindernissen zu handeln. Autonomie würde dann nicht bedeuten, möglichst lange von der Hilfe anderer unabhängig zu sein, sondern wäre ein Anerkennen des Alterungsprozesses, des Hilfebedarfs und ein Sich-Aussetzen an die Gesellschaft, deren Norm man nicht mehr entspricht. Es wäre Gesellschaftskritik mit und am eigenen Leib. Inwiefern dieser normative Anspruch zumutbar ist, sei dahingestellt. Er soll zumindest Mut machen für die Vision bzw. für eine Zukunft in einer altersfreundlichen Gesellschaft, in der der Mensch mit seinen (störenden) Alterserscheinungen einen Ort inmitten der Gesellschaft hat.

Das Störende verweist auf die Körperlichkeit. Schachtner (1988, S. 220) schreibt: *„Der alte Mensch stört durch seine Lebendigkeit“*. Sie beschreibt das Alter als etwas, das sich der linearen Ordnung entzieht, „weil [es] Überraschungen, Diskontinuitäten, nicht-mechanische Wiederholung mit sich bring[t]. Das alles gehört zum Leben, ist Kennzeichen lebendiger Prozesse“ (Schachtner, 1988, S. 220). Autonomiekonzepte, die die Körperlichkeit ausschließen, berauben sich ihrer Lebendigkeit und sind starre, leblose Konzepte, die auch den Altersprozess ausschließen. Das Anerkennen der Körperlichkeit verweist auf die prinzipielle Unverfügbarkeit des Körpers und damit auch des Alterungsprozesses. Eine „lebendige“ Autonomie nimmt diese Unverfügbarkeit an und rebelliert gleichzeitig dagegen. Weder als ohnmächtiges Hinnehmen noch als blindwütiger Kampf gegen den Körper, sondern im revoltierenden Anerkennen realisiert sich die gelebte Ambivalenz einer illusionären Autonomie. Der Appell richtet sich gegen jene Optimierungsimperative, die das Altern bekämpfen wollen und davon ausgehen, dass über Prävention das letztlich Unkontrollierbare ffügbar gemacht werden könne und um somit die Verantwortung für den eigenen Körper in die Hand jedes/jeder Einzelnen zu legen sei. Revoltierendes Anerkennen heißt

aber auch, trotz der Unverfügbarkeit, sich dieser nicht einfach hinzugeben und Sorge für sich zu tragen, auch indem Erkenntnisse aus der Medizin und Gerontologie für das eigene Wohlergehen genützt werden. Passivität und Aktivität sind untrennbar miteinander verbunden. Es bedarf der Kraft, die Unverfügbarkeit auszuhalten und zuzulassen und es bedarf der Kraft, gegen die leidvollen Aspekte des Alter(n)s aufzubegehren und gegebenenfalls in Aktion zu treten.

Durch die Begrenztheit der Kontrolle über das eigene Leben und durch die Abhängigkeit von anderen wird Autonomie nicht hinfällig. Durch die Hilfe anderer kann sich in vielen Fällen Autonomie erst realisieren. Indem das In-Beziehung-Sein nicht als Kontrahent von Autonomie abgewehrt werden muss, sondern Handlungsfähigkeit erst ermöglicht, ist Autonomie ein dynamischer Begriff. Das ermöglicht Konzeptionen von Autonomie, die den Ambivalenzen des gelebten Lebens viel mehr entsprechen als statische Vorstellungen von Beziehungslosigkeit. Zusammen autonom zu sein oder „Autonomie in Abhängigkeit“ (Schirilla, 2003) stellen Perspektiven von Autonomie dar, die gerade für Hochaltrige von ganz besonderer Bedeutung sind. Die sozialpädagogische Aufgabe lautet, Hilfe so zu organisieren, dass sie den Handlungsspielraum erweitert und ein dynamisches Verständnis von Autonomie ermöglicht. Es geht darum, das Bestreben zu unterstützen, ein Mehr an illusionärer Autonomie zu erreichen und nicht um die abgeschottete Vorstellung einer absoluten Autonomie in Form von Unabhängigkeit von anderen. Hilfe bedeutet aber auch Kontrolle. Mit dieser Kontrolle über den Optionshorizont anderer Menschen gilt es verantwortungsvoll umzugehen, will man ein Mehr an illusionärer Autonomie in der gegenwärtigen Lebenssituation ermöglichen.

Weiters soll die Frage, inwiefern die „Fähigkeit ‚abschiedlich leben‘ zu können“ (Mennemann, 1998, S. 280) der Idee einer einheitlichen Identität verpflichtet ist, mit dieser Arbeit zugunsten einer pragmatischen Sicht auf Identität, aufgeweicht werden. Subjekte sind Vielheiten, die sich in bestimmten Situationen um Identität bzw. um Kohärenz bemühen (Reichenbach, 2001, S. 336). Das Alter und damit das Näherücken der Erwartbarkeit des eigenen Todes kann so eine Situation darstellen, in der die Illusion einer einheitlichen Identität Halt gibt, nicht mehr und nicht minder, v.a. aber nicht notwendigerweise. Gelebte Ambivalenz

bedeutet in Bezug auf Identität, ein Bewusstsein davon zu haben, dass auch ich mir selbst niemals völlig transparent sein kann und letztlich meine Identität unbestimmbar bleibt. Die Vergewisserung, wer ich bin, ist dabei aber auch kein sinnloses Unterfangen, sondern stärkt mich, festigt meinen Standpunkt für bestimmte Situationen, auch wenn dies nicht mein einziger Standpunkt ist. Identität muss keinesfalls als etwas Unveränderliches aufgefasst werden. Warum soll die Identität dieselbe bleiben, während der Körper altert und sich verändert?

Gelebte Ambivalenz bedeutet Spannungen auszuhalten und diese nicht zu einer Seite hin aufzulösen. Das Alter erscheint als ein Zustand, in dem die Spannungen menschlicher Existenz sehr deutlich hervortreten. Den alten Menschen einem autonomen oder abhängigen Alter zuzuordnen berücksichtigt nicht die Doppeldeutigkeit des Subjekts, die mit dem Alter nicht aufhört. Gerade dann, wenn es verführerisch ist, den alten gebrechlichen Menschen nur mehr in seiner Abhängigkeit zu sehen, ist auf die Möglichkeit von Autonomie zu insistieren. Sozialpädagogik hat die Autonomie in der Abhängigkeit zu erkennen und ihr kommt die verantwortungsvolle und mit Macht ausgestatte Aufgabe zu, diese Autonomie auch zu gewähren. Wird den Hilfebedürftigen Autonomie zugesprochen, so wird über diese Anrede bzw. Anrufung ein spezifisches Subjektsein ermöglicht, das der Doppeldeutigkeit des Subjekts gerecht wird. „Es geht vielmehr um ein neues Verständnis der Strukturen menschlicher Existenz, das die Möglichkeiten der Differenz der Lebensextreme von Freiheit und Gewalt, von Selbstbestimmung und Unterdrückung aufsucht und nicht an einen Ort verbannt, der zwar makellos, aber unerreichbar ist. Menschen sind aufgrund ihrer Zwiefältigkeit genötigt, ihr Leben zu *führen*, und zwar als Gestaltung der Spannung zwischen den Praktiken der Unterwerfung und der Befreiung. Die Bedrohung der Mündigkeit besteht darin, dass ihnen diese Führung abgenommen wird, indem sich das Verhältnis zu einer seiner Seiten hin versteift. Mündigkeit könnte so eine Lebensform meinen, in der Menschen sich im Denken und Handeln selbständig zu ihrer doublettenhaften Existenz verhalten“ (Meyer-Drawe, 1998, S. 49).

Die Re-Artikulation des Autonomiebegriffs für das Alter versteht sich als ein Eingriff in den sozialpädagogischen Alter(n)sdiskurs, indem an der Hoffnung

und Möglichkeit festgehalten wird, andere Realitäten als bestehende zu erzeugen, Realitäten, in denen ein gutes Leben möglich ist. Diesen Eingriff formuliert kritische Sozialpädagogik, die auf treffliche Weise in die Jahre kommt.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1997). Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Amann, Anton (2000). Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich – eine Synthese. In Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (Hg.), Seniorenbericht 2000: Zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich. „Ältere Menschen – Neue Perspektiven“. S. 586-619.
- Amann, Anton (2004). Die großen Alterslügen. Generationenkrieg – Pflegechaos – Fortschrittsbremse? Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Amery, Jean (1968). Über das Altern. Revolte und Resignation. Stuttgart: Ernst Klett.
- Aner, Kirsten (2007). „Die neuen Alten“ und die „Kultur der Freiwilligkeit“. In InitiativForum Generationenvertrag (IFG) (Hg.), Altern ist anders: Gelebte Träume – Facetten einer neuen Alter(n)skultur. Münster: LIT. S. 125-146.
- Aner, Kirsten; Karl, Fred; & Rosenmayr, Leopold (2007). „Die neuen Alten – Retter des Sozialen?“ Anlass und Wandel gesellschaftlicher und gerontologischer Diskurse. In Kirsten Kirsten, Fred Karl & Leopold Rosenmayr (Hg.), „Die neuen Alten – Retter des Sozialen?“, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 13–34.
- Austin, John L. (1998). Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Backes, Gertrud M. (2002). „Geschlecht und Alter(n)“ als künftiges Thema der Alter(n)ssoziologie. In Gertrud M. Backes & Wolfgang Clemens (Hg.), Zukunft der Soziologie des Alter(n)s. Opladen: Leske + Budrich. S. 111-148.

- Bäcker, Gerhard (2002). Generationengerechtigkeit im Sozialstaat: Generationenvertrag und Alterssicherung. In Cornelia Schweppe (Hg.), *Generation und Sozialpädagogik. Theoriebildung, öffentliche und familiäre Generationenverhältnisse, Arbeitsfelder*. Weinheim und München: Juventa. S. 125-152.
- Bakic, Josef (2007). „Qualitätssicherung, Dienstleistungsorientierung und Lebensweltorientierte Bewältigungshilfe – neue Tendenzen einer Sozialpädagogik ohne pädagogischen Anspruch?“ Universität Wien: Dissertation.
- Baltes, Paul (2004). Das hohe Alter. Mehr Bürde oder Würde. In fundiert: Das Wissenschaftsmagazin der freien Universität Berlin. Verfügbar unter <http://www.elfenbeinturm.net/archiv/2004/01.html> [10.01.2009].
- Barthes, Roland (2002). Der Tod des Autors. In Uwe Wirth (Hg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 104-110.
- Beauvoir, Simone de (1992). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Beauvoir, Simone de (2004). *Das Alter. Essay*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Beck, Ullrich (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ullrich, & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994). Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In Ullrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), *Riskante Freiheiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 10-39.
- Bieringer, Ingo; & Forster, Edgar (2000). „echtCOOL“ – Mit Schülerinnen und Schülern über Männer, Frauen und Gewalt arbeiten. In Ingo Bieringer, Walter Buchacher & Edgar Forster (Hg.), *Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit*. Opladen: Leske + Budrich. S. 13-20.

- Biggs, Simon; & Powell, Jason L. (2001). A Foucauldian Analysis of Old Age and the Power of Social Welfare. In *Journal of Aging & Social Policy* 12(2), S. 93-112.
- Böhnisch, Lothar (1999). Altern als biographischer Prozess. In Karl Lenz, Martin Rudolph & Ursel Sickendiek (Hg.). *Die alternde Gesellschaft: Problemfelder gesellschaftlichen Umgangs mit Altern und Alter*. Weinheim, München: Juventa. S. 121-136.
- Böhnisch, Lothar (2001). *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung*. Weinheim, München: Juventa.
- Böhnisch, Lothar (2005). Lebensbewältigung und Beratung von Männern im Alter. In Cornelia Schweppe (Hg.), *Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder*. Hohengehren: Schneider. S. 77-86.
- Böhnisch, Lothar; Schröer, Wolfgang; & Thiersch, Hans (2005). *Sozialpädagogisches Denken. Wege zu einer Neubestimmung*. Weinheim, München, Juventa.
- Botelho, Lynn A. (2005). Das 17. Jahrhundert. Erfüllter Lebensabend – Wege aus der Isolation. In Pat Thane (Hg.), *Das Alter. Eine Kulturgeschichte*. Darmstadt: Primus. S. 113-174.
- Bramberger, Andrea (2007). Identifizierungen. Geschlechtersensible Pädagogik und radikale Performativität. In Christoph Wulf & Jörg Zirfas (Hg.), *Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz. S. 101-109.
- Brecht, Bertolt (1990). *Die unwürdige Greisin*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breinbauer, Ines (2007). Bildung im Alter. In Kirsten Aner, Fred Karl & Leopold Rosenmayr (Hg.), *Die neuen Alten - Retter des Sozialen?* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 85-107.
- Brinkmann, Malte (2006). Leiblichkeit und Passivität. In *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik* 82(3), S. 322-338.

- Brinkmann, Malte (2007). Traum und Albtraum des Alterns oder Eine Schichtmasse Zeit – Überlegungen zur Anthropologie des Alterns im Anschluss an Jean Améry. In InitiativForum Generationenvertrag (IFG) (Hg.), Altern ist anders: Gelebte Träume – Facetten einer neuen Alter(n)skultur. Münster: LIT. S. 151-172.
- Butler, Judith (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1993). Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der >Postmoderne<. In Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell & Nancy Fraser (Hg.), Der Streit um Differenz. *Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Fischer. S. 31-58.
- Butler, Judith (1995). Körper von Gewicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1998). Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (2002). Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In Uwe Wirth (Hg.), Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 301-320.
- Calasanti, Toni M.; & Slevin, Kathleen, F. (Hg.) (2006). Age Matters. Realigning Feminist Thinking. New York, London: Routledge.
- Canetti, Elias (1975). Das Gewissen der Worte. Essays. München, Wien: Hanser.
- Christof, Eveline; Forster, Edgar; Müller, Lydia; Pichler, Barbara; Rebhandl, Nina; Schlembach, Christopher; Steiner, Petra; & Strametz, Barbara (2005): Feministische Bildungsarbeit. Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Opladen: Barbara Budrich.
- Connell, Robert (1999). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.
- Deleuze, Gilles (2005). Postskriptum über die Kontrollgesellschaften. In Helmut Breit, Michael Rittberger & Michael Sertl (Red.), Kontrollgesellschaft und Schule. schulheft, 118. Innsbruck: Studienverlag. S. 7-14.

- Derrida, Jacques (2001). Signatur Ereignis Kontext. In Peter Engelmann (Hg.), Limited Inc. Wien: Passagen. S. 15-45.
- Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth; & Bakic, Josef (2009). Editorial – Kritische Soziale Arbeit. In *Kurswechsel* Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen 3/2009. S. 3-10.
- Dollinger, Bernd (2007). Reflexive Individualisierung als Mythologem pädagogischer Zeitdiagnostik. Skepsisdefizite und Reflexionsaufforderungen. In *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 10 (1). S. 75-89.
- Dyk, Silke van (2007). Kompetent, aktiv, produktiv? Die Entdeckung der Alten in der Aktivgesellschaft. In *PROKLA Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 37 (1), S. 93–112.
- Egger de Campo, Marianne (2004). Arbeitsfeld alte Menschen – ein Plädoyer für die Sozialarbeit. In Gerald Knapp (Hg.), *Soziale Arbeit und Gesellschaft. Entwicklungen und Perspektiven in Österreich*. Klagenfurt, Ljubljana, Wien: Hermagoras. S. 646-664.
- Ehrenspeck, Yvonne (2001). Strukturalismus und Poststrukturalismus in der Erziehungswissenschaft. Thematische, theoretische und methodische Implikationen einer Rezeption. In Bettina Fritzsche, Jutta Hartmann, Andrea Schmidt & Anja Tervooren (Hg.), *Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven*. Opladen: Leske + Budrich. S. 21-34.
- Forster, Edgar (2003). Das Unverfügbare. In Eckart Liebau, Helga Peskoller & Christoph Wulf (Hg.), *Natur. Pädagogisch-anthropologische Perspektiven*. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz. S. 13-21.
- Forster, Edgar (2007). Radikale Performativität. In Christoph Wulf & Jörg Zirfas (Hg.), *Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven*. Weinheim, Basel: Beltz. S. 224-237.
- Foucault, Michel (1977). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Foucault, Michel (1984). Sex als Moral. Gespräch mit Hubert Dreyfus und Paul Rabinow. In Von der Freundschaft als Lebensweise. Michel Foucault. Im Gespräch. Berlin: Merve: S. 69-84.
- Foucault, Michel (1987). Das Subjekt und die Macht (Nachwort). In Hubert L. Dreyfus & Paul Rabinow (Hg.), Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt am Main: Athenäum. S. 243-261.
- Friedan, Betty (1993). The Fountain of Age. New York: Simon & Schuster.
- Fritzsche, Bettina; Hartmann, Jutta; Schmidt, Andrea; & Tervooren, Anja (Hg.) (2001). Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich.
- Gerbel, Christian; & Musner, Lutz (2003). Kulturwissenschaften: Ein offener Prozeß. In Lutz Musner & Gotthart Wunberg (Hg.), Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen. Freiburg im Breisgau: Rombach. S. 9-24.
- Gerbel, Christian; & Musner, Lutz (2004). Kulturwissenschaften: work in progress. In Lutz Musner (Hg.), Kultur als Textur des Sozialen. Essays zum Stand der Kulturwissenschaften. Wien: Löcker. S. 15-36.
- Gibson, Diane (1996). BROKEN DOWN BY AGE AND GENDER „The Problem of Old Women“ Redefined. In GENDER & SOCIETY 10 (4). S. 433-448.
- Giddens, Anthony (2001). Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gildemeister, Regine; & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hg.), TraditionenBrüche. Entwicklungen Feministischer Theorie. Freiburg in Breisgau: Kore. S. 201-255.
- Gronemeyer, Marianne (2002). Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit. Darmstadt: Primus.

- Gronemeyer, Marianne (2004). Innovation und Wiederholung: Jenseits von Arbeit und Zwang. In Gerhard Gamm, Andreas Hetzel & Markus Lilienthal (Hg.), Die Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Perspektiven auf Arbeit, Leben, Politik. Frankfurt am Main: Campus. S. 156-161.
- Grunwald, Klaus; & Thiersch, Hans (Hg.) (2004). Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim, München: Juventa.
- Haller, Miriam (2004). ‚Ageing trouble.‘ Literarische Stereotype des Alter(n)s und Strategien ihrer performativen Neueinschreibung. In InitiativForum Generationenvertrag (IFG) (Hg.), Altern ist anders. Münster: LIT. S. 170-188.
- Haller, Miriam (2005). >Unwürdige Greisinnen<. >Ageing trouble< im literarischen Text. In Heike Hartung (Hg.), Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld: transcript. S. 45-64.
- Hamburger, Franz (2003). Einführung in die Sozialpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer.
- Haraway, Donna (2001). Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In Sabine Hark (Hg.), Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Opladen: Leske + Budrich. S. 281-298.
- Hartung, Heike (2005). Zwischen Verfalls- und Erfolgsgeschichte. Zwiespältige Wahrnehmungen des Alter(n)s. In Heike Hartung (Hg.), Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld: transcript. S. 7-18.
- Heimerl, Katharina; & Berlach-Pobitzer, Irene (2000). Autonomie erhalten – Eine qualitative PatientInnenbefragung in der Hauskrankenpflege. In Elisabeth Seidl, Marta Stankova & Ilse Marie Walter (Hg.), Autonomie im Alter. Studien zur Verbesserung der Lebensqualität durch professionelle Pflege. Wien, München, Bern: Maudrich. S. 103-165.

- Heimgartner, Arno; & Lauermann, Karin (Hg.) (2006). Kultur in der Sozialen Arbeit. Festschrift für Univ.-Prof. Dr. Josef Scheipl. Klagenfurt, Ljubljana, Wien: Hermagoras.
- Hoffer, Werner. (2000). Gesundheit und Krankheit: Aufgabengebiete der Zukunft. In Anton Amann (Hg.), Kurswechsel für das Alter. Wien: Böhlau. S. 81-89.
- Holstein, Martha B.; & Minkler, Meredith (2003). Self, Society, and the „New Gerontology“. In *The Gerontologist* 43 (6), S. 787-796.
- Hoppe, Birgit (1996). Geschlechterdifferenz des Alterns. In Birgit Hoppe & Christoph Wulf (Hg.), Altern braucht Zukunft. Anthropologie, Perspektiven, Orientierungen. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt. S. 77-93.
- Hustvedt, Siri (2008). *The Sorrows of an American*. London: Sceptre.
- Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul F.; & Zeisel, Hans (1975). *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kade, Sylvia (1994). Individualisierung und Älterwerden – der paradoxe Weg in die Moderne. In Sylvia Kade (Hg.), *Individualisierung und Älterwerden*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. S. 17-44.
- Kamper, Dietmar (1997). Körper. In Christoph Wulf (Hg.), *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*. Weinheim, Basel: Beltz. S. 407-416.
- Kamper, Dietmar, & Wulf, Christoph (1982) (Hg.). *Die Wiederkehr des Körpers*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kamper, Dietmar, & Wulf, Christoph (1984). Zwischen Archäologie und Pathographie: Körper-Subjekt, Körper-Objekt. In Dietmar Kamper & Christoph Wulf (Hg.), *Der andere Körper*. Berlin: Verlag Mensch und Leben. S. 3-10.

- Karl, Ute (2006). Soziale Altenarbeit und Altenbildungsarbeit – vom aktiven zum profilierten, unternehmerischen Selbst? In Susanne Weber & Susanne Maurer (Hg.), *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 301-320.
- Katz, Stephen (1996). *Disziplinizing Old Age. The Formation of Gerontological Knowledge*. Charlottesville, London: University Press of Virginia.
- Keller, Evelyn Fox (1998). *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?* Frankfurt am Main: Fischer.
- Kessl, Fabian (2006). Soziale Arbeit als Regierung – eine machtanalytische Perspektive. In Susanne Weber & Susanne Maurer (Hg.), *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 63-76.
- Kessl, Fabian; & Maurer, Susanne (2009). Die >Sicherheit< der Oppositionsposition aufgeben – Kritische Soziale Arbeit als >Grenzbearbeitung<. In *Kurswechsel* Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen 3/2009. S. 91-100.
- Kluge (2002). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Knapp, Gerald (Hg.) (2002). *Wissenschaftliche Weiterbildung im Aufbruch? Entwicklungen und Perspektiven*. Klagenfurt, Laibach, Wien: Mohorjeva/Hermagoras.
- Knapp, Gerald (Hg.) (2004). *Soziale Arbeit und Gesellschaft. Entwicklungen und Perspektiven in Österreich*. Klagenfurt, Ljubljana, Wien: Hermagoras.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1992). Macht und Geschlecht. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hg.), *TraditionenBrüche. Entwicklungen Feministischer Theorie*. Freiburg im Breisgau: Kore. S. 287-326.

- Knopf, Detlef (2001). Altenpolitik. In Hans-Uwe Otto & Hans Thiersch (Hg.) (2001), Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik. Neuwied: Luchterhand. S. 21-29.
- Kolland, Franz (2000). Kultur des Alters und Altersbilder. In Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (Hg.), Seniorenbericht 2000: Zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich. „Ältere Menschen – Neue Perspektiven“. S. 532-584.
- Krämer, Sybille (2001). Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille; & Stahlhut, Marco (2001). Das „Performative“ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie. In Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie 10(1), S. 35-64.
- Kronauer, Brigitte (2002). Wie Leguane und Krokodile. Altern muß jeder auf eigene Rechnung. In Thomas Steinfeld (Hg.), >Einmal und nicht mehr< Schriftsteller über das Alter. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. S. 56-62.
- Kunow, Rüdiger (2005). >Ins Graue<. Zur kulturellen Konstruktion von Altern und Alter. In Heike Hartung (Hg.), Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s. Bielefeld: transcript. S. 21-44.
- Lemke, Thomas; Krasmann, Susanne; & Bröckling, Ulrich (2000). Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hg.), Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 7-40.
- Lenz, Karl; Rudolph, Martin; & Sickendiek, Ursel (1999). Alter und Altern aus sozialgerontologischer Sicht. In Karl Lenz, Martin Rudolph & Ursel Sickendiek (Hg.), Die alternde Gesellschaft: Problemfelder gesellschaftlichen Umgangs mit Altern und Alter. Weinheim, München: Juventa. S. 7-96.

- Link, Jürgen (1999). Versuch über den Normalismus: wie Normalität produziert wird. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Lorber, Judith (2003). Gender-Paradoxien. Opladen: Leske + Budrich.
- Maurer, Susanne (2001). Emanzipation. In Hans-Uwe Otto & Hans Thiersch (Hg.), Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied, Kriftel: Luchterhand. S. 373-384.
- Maurer, Susanne (2006). Gouvernamentalität ‚von unten her‘ denken. Soziale Arbeit und soziale Bewegungen als (kollektive) Akteure ‚beweglicher Ordnungen‘. In Susanne Weber & Susanne Maurer (Hg.), Gouvernamentalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 233-252.
- Mennemann, Hugo (1998). Sterben lernen heißt leben lernen. Sterbebegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive. Münster: LIT.
- Mennemann, Hugo (2005). Sozialpädagogik als theoriestiftende Disziplin für die soziale Altenarbeit – subjekttheoretische Überlegungen. In Cornelia Schweppe (Hg.), Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Hohengehren: Schneider. S. 47-63.
- Meyer-Drawe, Käte (1991). Das „Ich als die Differenz der Masken“. Zur Problematik autonomer Subjektivität. In Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 67, S. 390-400.
- Meyer-Drawe, Käte (1996). Menschen im Spiegel ihrer Maschinen. München: Wilhelm Fink.
- Meyer-Drawe, Käte (1998). Streitfall „Autonomie“. Aktualität, Geschichte und Systematik einer modernen Selbstbeschreibung von Menschen. In Walter Bauer, Wilfried Lippitz, Winfried Marotzki, u.a. (Hg.), Fragen nach dem Menschen in der umstrittenen Moderne. Hohengehren: Schneider. S. 31-49.
- Meyer-Drawe, Käte (2000a). Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich. München: Kirchheim.

- Meyer-Drawe, Käte (2000b). Bildung und Identität. In Wolfgang Eßbach (Hg.), wir / ihr / sie. Identität und Alterität in Theorie und Methode. Würzburg: ERGON. S. 139-150.
- Meyer-Drawe, Käte (2001). Selbstbestimmung angesichts des anderen. In Angelika Wenger-Hadwig (Hg.), Europäische Wertegemeinschaft. Innsbruck, Wien: Tyrolia-Verlag. S. 9- 21.
- Meyer-Wolters, Hartmut (2004). Altern als Aufgabe – oder wider die Narrenfreiheit der Alten. In InitiativForum Generationenvertrag (IFG) (Hg.), Altern ist anders. Münster: LIT. S. 85-104.
- Mollenhauer, Klaus (1993). Einführung in die Sozialpädagogik. Probleme und Begriffe der Jugendhilfe. Weinheim, Basel: Beltz.
- Mollenhauer, Klaus (1996). Kinder- und Jugendhilfe. Theorie der Sozialpädagogik – ein thematisch-kritischer Grundriß. In Zeitschrift für Pädagogik 42, S. 869-886.
- Mollenhauer, Klaus (1998). Der Leib – Bildungstheoretische Beobachtungen an ästhetischen Objekten. In Michele Borrelli & Jörg Ruhloff (Hg.), Interdisziplinäre Verflechtungen und intradisziplinäre Differenzierungen. Hohengehren: Schneider. S. 56-78.
- Mollenhauer, Klaus (2000). Fiktionen von Individualität und Autonomie. Bildungstheoretische Belehrungen durch Kunst. In Cornelia Dietrich & Hans-Rüdiger Müller (Hg.), Bildung und Emanzipation. Klaus Mollenhauer weiter denken. Weinheim, München: Juventa. S. 127-146.
- Müller, Lydia (2007). >Ich will jetzt nicht funktionieren<. Eine qualitativ-empirische Studie als Beitrag zum Autonomiediskurs aus feministischer Sicht. Universität Wien: Diplomarbeit.
- Musil, Robert (1998). Die Schwärmer. Reibeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Musner, Lutz (2004). Kulturwissenschaften transatlantisch gesehen. In Lutz Musner (Hg.), Kultur als Textur des Sozialen. Essays zum Stand der Kulturwissenschaften. Wien: Löcker. S. 37-60.
- Niederfranke, Annette (1994). Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensstilen älterer Frauen. In Sylvia Kade (Hg.), Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. S. 45-58.

- Niemeyer, Christian (1998). *Klassiker der Sozialpädagogik. Einführung in die Theoriegeschichte einer Wissenschaft*. Weinheim, München: Juventa.
- Niemeyer, Christian (2003). *Sozialpädagogik als Wissenschaft und Profession. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven*. Weinheim, München: Juventa.
- Öberg, Peter (1996). The Absent Body – A Social Gerontological Paradox. In *Ageing and Society* 16, S. 701-719.
- Otto, Hans-Uwe; & Seelmeyer, Udo (2004). Soziale Arbeit und Gesellschaft – Anstöße zu einer Neuorientierung der Debatte um Normativität und Normalität. In Sabine Hering & Ulrike Urban (Hg.), „Liebe allein genügt nicht“. Historische und systematische Dimensionen der Sozialpädagogik. Opladen: Leske + Budrich. S. 45-64.
- Otto, Hans-Uwe; & Thiersch, Hans (Hg.) (2001). *Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik*. Neuwied: Luchterhand.
- Otto, Ulrich; & Schweppe, Cornelia (1996). Individualisierung ermöglichen – Individualisierung begrenzen. Soziale Altenarbeit als sozialpädagogischer Beitrag und allgemeine Arbeitsorientierung. In Cornelia Schweppe (Hg.), *Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter*. Weinheim und München: Juventa. S. 53-72.
- Petzold, Hilarion (1982). Leibzeit. In Dietmar Kamper & Christoph Wulf (Hg.), *Der andere Körper*. Berlin: Verlag Mensch und Leben. S. 68-81.
- Pichler, Barbara (2004). *Von Märchenprinzen, Ehemännern und dem italienischen Typ. Dekonstruktion von Männlichkeitsmythen – ein Beitrag zur feministischen Erwachsenenbildung*. Universität Wien: Diplomarbeit.
- Pichler, Barbara (2005). *Erziehungswissenschaftliche Verantwortung. Ein Orientierungsversuch*. In Agnieszka Dzierzbicka, Richard Kubac & Elisabeth Sattler (Hg.), *Bildung riskiert. Erziehungswissenschaftliche Markierungen*. Wien: Löcker. S. 95-104.

- Pichler, Barbara (2007a). Illusionen eines autonomen Alter(n)s. Kritik und Perspektiven. In IniatitivForum Generationenvertrag (IFG) (Hg.), Altern ist anders: Gelebte Träume – Facetten einer neuen Alte(n)skultur. Münster: LIT. S. 200-217.
- Pichler, Barbara (2007b). Autonomes Alter(n) - Zwischen widerständigem Potenzial, neoliberaler Verführung und illusionärer Notwendigkeit. In Kirsten Aner, Fred Karl & Leopold Rosenmayr (Hg.), Die neuen Alten - Retter des Sozialen? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 67-84.
- Pichler, Barbara (2009). Das biografisierte Alter – sozialpädagogische Formationen des autonomen alten Menschen. In Silke van Dyk & Stephan Lessenich (Hg.), Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt, New York: Campus. S. 340-358.
- Pollmann, Arnd (2005). Integrität. Aufnahme einer sozialphilosophischen Personalie. Bielefeld: transcript.
- Pörtner, Marlis (2005). Alt sein ist anders. Personenzentrierte Betreuung von alten Menschen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Powell, Jason L.; & Biggs, Simon (2003). Foucauldian Gerontology: A Methodology for Understanding Aging. In Electronic Journal of Sociology, 2/03. Verfügbar unter: http://www.sociology.org/content/vol7.2/03_powell_biggs.html [3.11.2008].
- profil. Das unabhängige Nachrichtenmagazin Österreichs (2009). 40 (35).
- Reichenbach, Roland (2001). Demokratisches Selbst und dilettantisches Subjekt. Demokratische Bildung und Erziehung in der Spätmoderne. Münster, New York u.a.: Waxmann.
- Reichenbach, Roland (2006). Soft Skills. In Agnieszka Dzierzbicka & Alfred Schirlbauer (Hg.), Pädagogisches Glossar der Gegenwart. Von Autonomie bis Wissensmanagement. Wien: Löcker. S. 245-253.
- Reichenbach, Roland (2007). Philosophie der Bildung und Erziehung. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.

- Rendtorff, Barbara; & Moser, Vera (1999). Geschlecht und Geschlechterverhältnis in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosenmayr, Leopold (1983). Die späte Freiheit. Das Alter - ein Stück bewusst gelebten Lebens. Berlin: Severin & Siedler.
- Roth, Philip (2001). The DYING ANIMAL. London: Vintage.
- Roth, Philip (2007). Everyman. London: Vintage.
- Russell, Cherry (2007). What Do Older Women and Men Want?: Gender Differences in the 'Lived Experience' of Aging. In Current Sociology 55 (2), S. 173-192.
- Schachtner, Christel (1988). Störfall Alter. Für ein Recht auf Eigen-Sinn. Frankfurt am Main: Fischer.
- Schachtner, Christina (1999). Das Alter als das Andere. Reflexionen über ein neues kulturelles Modell. In Rainer Treptow & Reinhard Hörster (Hg.), Sozialpädagogische Integration: Entwicklungsperspektiven und Konfliktlinien. Weinheim, München: Juventa. S. 197-208.
- Schäfer, Alfred (2005). Einführung in die Erziehungsphilosophie. Weinheim, Basel: Beltz.
- Schirilla, Nausikaa (2003). Autonomie in Abhängigkeit. Selbstbestimmung und Pädagogik in postkolonialen, interkulturellen und feministischen Debatten. Frankfurt am Main, London: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Schlaffer, Hannelore (2003). Das Alter. Ein Traum von Jugend. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmid, Wilhelm (2000). Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmid, Wilhelm (2004). Aus dem Leben ein Kunstwerk machen. Versuch über Kunst und Lebenskunst, ausgehend von Foucault. In Peter Gente (Hg.): Foucault und die Künste. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 181-202.

- Schmidt, Roland (1994). Altern zwischen Individualisierung und Abhängigkeit. In Sylvia Kade (Hg.), Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn: Klinkhardt. S. 59-72.
- Schroeter, Klaus R. (2002). Zur Allodoxie des „erfolgreichen“ und „produktiven Alter(n)s“. In Gertrud M. Backes & Wolfgang Clemens (Hg.), Zukunft der Soziologie des Alter(n)s. Opladen: Leske + Budrich. S. 85-110.
- Schweppe, Cornelia (1996). Alter(n) im Strukturwandel der Moderne. In Cornelia Schweppe (Hg.), Soziale Altenarbeit. Pädagogische Arbeitsansätze und die Gestaltung von Lebensentwürfen im Alter. Weinheim und München: Juventa. S. 11-32.
- Schweppe, Cornelia (1997). Alte Frauen: Eine vergessene Mehrheit in der sozialen Arbeit. In Barbara Frieberthäuser, Gisela Jakob & Renate Klees-Möller (Hg.), Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung. Weinheim: Deutscher Studien Verlag. S. 225-238.
- Schweppe, Cornelia (1999a). Biographisierung der Altersphase und soziale Altenarbeit. In Karl Lenz, Martin Rudolph & Ursel Sickendiek (Hg.), Die alternde Gesellschaft: Problemfelder gesellschaftlichen Umgangs mit Altern und Alter. Weinheim, München: Juventa. S. 261-172.
- Schweppe, Cornelia (1999b). Biographieforschung und Altersforschung. In Heinz-Hermann Krüger & Winfried Marotzki (Hg.), Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich. S. 325-343.
- Schweppe, Cornelia (2000). Biographie und Alter(n) auf dem Land. Lebenssituation und Lebensentwürfe. Opladen: Leske + Budrich.
- Schweppe, Cornelia (2002). Soziale Altenarbeit. In Werner Thole (Hg.), Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske + Budrich. S. 331-348.
- Schweppe, Cornelia (2004). Altenarbeit/Altenbildung. In Heinz-Hermann Krüger & Cathleen Grunert (Hg.), Wörterbuch Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaft. S. 11-16.

- Schweppe, Cornelia (Hg.) (2005a). Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Hohengehren: Schneider.
- Schweppe, Cornelia (2005b). Einleitung. In Cornelia Schweppe (Hg.), Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Hohengehren: Schneider. S. 1-4.
- Schweppe, Cornelia (2005c). Alter und Sozialpädagogik – Überlegungen zu einem anschlussfähigen Verhältnis. In Cornelia Schweppe (Hg.), Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Hohengehren: Schneider. S. 32-46.
- Sennet, Richard (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag.
- Sickendiek, Ursel (1999). Frauen im Alter. In Karl Lenz, Martin Rudolph & Ursel Sickendiek (Hg.), Die alternde Gesellschaft: Problemfelder gesellschaftlichen Umgangs mit Altern und Alter. Weinheim, München: Juventa. S. 149-173.
- Simon, Gertrud; & Haring, Solveig (1999). Altern als Herausforderung. Band 1. Soziale Teilhabe und Integration älterer Menschen. In Arbeitsgemeinschaft für Sozialforschung und Sozialplanung Steiermark (Hg.), Graz: Leykam.
- STATISTIK AUSTRIA (2008): Statistik des Bevölkerungsstandes. Erstellt am 26.05.2008. Verfügbar unter: http://www.statistik.at/web_de/static/jahresdurchschnittsbevoelkerung_seit_2002_nach_fuenfjaehrigen_altergruppe_023427.pdf [20.08.2008].
- Steege, Gerhard (2005). Bibliographie zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. In Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau 28(50). S. 121-140.
- Stipsits, Reinhold (2005). Gemischt Regieren. Illusionen über das Gemeinwohl. In Agnieszka Dzierzbicka, Richard Kubac & Elisabeth Sattler (Hg.), Bildung riskiert. Erziehungswissenschaftliche Markierungen. Wien: Löcker. S. 187-196.

- Strametz, Barbara (2004). Emanzipation im historischen Wandel. Eine empirisch-qualitative Studie über aktuelle Lebensentwürfe von Frauen – Implikationen für die feministische Erwachsenenbildung. Universität Wien: Diplomarbeit.
- Strametz, Barbara & Müller, Lydia (2008). Autonomie und Emanzipation im Kontext feministischer Bildungsarbeit. Eine Pendelbewegung zwischen theoretischer Konstruktion und individuellem Nutzen. In MAGAZIN erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs 3/2008. Verfügbar unter: http://erwachsenenbildung.at/magazin/archiv_artikel.php?mid=410&aid=341 [10.06.2009].
- Strotmann, Rainer (1999). Zur Konzeption und Tradierung von Geschlechterrollen in ausgewählten Schriften pädagogischer Klassiker. In Barbara Rendtorff & Vera Moser (Hg.), Geschlecht und Geschlechterverhältnis in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich. S.117-134.
- Tews, Hans Peter (1996). Produktivität des Alters. In Margret M. Baltes & Leo Montada (Hg.), Produktives Leben im Alter. Frankfurt am Main, New York: Campus. S. 184–210.
- Thane, Pat (2005) (Hg.). Das Alter. Eine Kulturgeschichte. Darmstadt: Primus.
- Thole, Werner; & Bock, Karin (Hg.) (2002). Grundriss soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske + Budrich.
- Waldenfels, Bernhard (1992). Einführung in die Phänomenologie. München: Fink.
- Waldschmidt, Anne (2004). Normalität. In Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann & Thomas Lemke (Hg.), Glossar der Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 190-196.
- Wimmer, Michael (1994). Die Frage des Anderen. In Christoph Wulf (Hg.), Einführung in die pädagogische Anthropologie. Weinheim und Basel: Beltz. S. 114-140.

- Wimmer, Michael (1998). Die Kehrseiten des Menschen. Probleme und Fragen der Historischen Anthropologie. In Winfried Marotzki, Jan Masschelein & Alfred Schäfer (Hg.), *Anthropologische Markierungen. Herausforderungen pädagogischen Denkens*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag. S. 85-112.
- Winkler, Michael (2003a). Theorie der Sozialpädagogik – Annäherung mit Johann NESTROY. In Karin Lauermann & Gerald Knapp (Hg.), *Sozialpädagogik in Österreich. Perspektiven und Theorie*. Klagenfurt, Ljubljana, Wien: Hermagoras. S. 64-91.
- Winkler, Michael (2003b). Theorie der Sozialpädagogik – eine Rekonstruktion. In *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 1(1), S. 6-24.
- Winkler, Michael (2005a). Formationen der Ausgrenzung – Skizzen für die Theorie einer diskursiven Ordnung. In Roland Anhorn & Frank Bettinger (Hg.), *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 95-114.
- Winkler, Michael (2005b). Sozialpädagogik im Ausgang der Freiheit. Versuch einer Annäherung an üblicherweise nicht gestellte Fragen. In Cornelia Schweppe (Hg.), *Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder*. Hohengehren: Schneider. S. 6-31.
- Wirth, Uwe (2008). Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung. In Uwe Wirth (Hg.), *Kulturwissenschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 9-67.
- Woodward, Kathleen (Hg.) (1999a). *Figuring Age. Women, Bodies, Generations*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press.
- Woodward, Kathleen (1999). Introduction. In Kathleen Woodward (Hg.), *Figuring Age. Women, Bodies, Generations*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press. S. ix-xxix.
- Woog, Astrid (2006). *Einführung in die Soziale Altenarbeit. Theorie und Praxis*. Weinheim, München: Juventa.

- Wulf, Christoph; Göhlich, Michael; & Zirfas, Jörg (2001). Sprache, Macht und Handeln – Aspekte des Performativen. In Christoph Wulf, Michael Göhlich & Jörg Zirfas (Hg.), Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim, München: Juventa. S. 9-24.
- Wulf, Christoph; & Zirfas, Jörg (2007). Performative Pädagogik und performative Bildungstheorien. Ein neuer Fokus erziehungswissenschaftlicher Forschung. In Christoph Wulf & Jörg Zirfas (Hg.), Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven. Weinheim, Basel: Beltz. S. 7-40.
- Zirfas, Jörg (2004). Pädagogik und Anthropologie. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer Urban.

Danksagung

Ich möchte mich bei allen, die mich während des Verfassens der Dissertation unterstützt haben, auf das aller herzlichste bedanken. Der Weg war für mich nicht immer einfach, aber Dank der zu Teil gewordenen Unterstützung eröffneten sich immer wieder neue Perspektiven, die mich schließlich ans Ziel kommen ließen.

Mein Dank gilt meinem Betreuer Reinhold Stipsits. Durch sein Vertrauen, seine Wertschätzung und gewährte Autonomie erhielt ich während des Entstehungsprozesses immer wieder die Bestätigung, in die richtige Richtung zu steuern. Bei Bettina Dausien möchte ich mich für das entgegengebrachte Interesse und Gutachten der Arbeit bedanken.

Der fachliche Austausch und die kollegiale Unterstützung von Sabrina Schrammel, Romana Bogner, Agnieszka Dzierzbicka und Eveline Christof halfen mir mein Vorhaben umzusetzen und mein Anliegen zu präzisieren. Danke!

Den Mitgliedern des kfdw (Kulturwissenschaftliche Forschungsgruppe Demographischer Wandel), insbesondere Ines Maria Breinbauer, sei aufs herzlichste gedankt. Im Rahmen der Arbeitstagen erhielt ich für meine Arbeit wertvolle inhaltliche Impulse.

Meinen Freundinnen der „Igel-Eule-Gruppe“, Ursula Winkler, Lili Müller, Petra Steiner, Barbara Strametz und Nina Rebhandl danke ich ganz besonders für ihre freundschaftliche, fachliche und emotionale Begleitung während des Arbeitsprozesses. Die Möglichkeit zur Reflexion, das Interesse an meiner Person und meiner Arbeit gaben mir viel Halt und Kraft. Speziell danken möchte ich Petra Steiner für das Korrekturlesen, die stilistischen Verfeinerungen und die inhaltlichen Anregungen. Christopher Schlembach danke ich für die Hilfestellung am Ende meiner Dissertation.

Meinem Partner Gerhard Misslinger bin ich dafür dankbar, dass er immer für mich da war, mich motiviert hat und dabei viel liebevolle Geduld bewiesen hat. Meinen Kindern Laurenz und Karolina danke ich für die viele Liebe und den Ausgleich in meinem Leben.

Einen besonderen Dank möchte ich an meine Eltern, meinen Bruder und seiner Familie, der Familie meines Partners und an all meine Freundinnen und Freunde richten. Der familiäre und freundschaftliche Rückhalt war während der Dissertationsphase sehr wichtig für mich.

Curriculum Vitae

Barbara Pichler

geboren am 24. August 1973 in Hartberg

Ausbildung

- | | |
|-------------------|--|
| Seit 10/2004 | Doktoratsstudium der Philosophie,
Dissertationsgebiet Pädagogik, an der Universität
Wien |
| 03/1999 - 03/2004 | Studium der Erziehungswissenschaften und der frei
gewählten Fächerkombination aus Soziologie,
Pflégewissenschaft und Psychologie an der
Universität Wien |
| 03/2002 - 01/2003 | Studium Integrale - Universitäres
Ergänzungsstudium für interdisziplinäre
Kommunikation am IFF Institut für interdisziplinäre
Forschung und Fortbildung der Universität
Klagenfurt |
| 03/1999 | Studienberechtigungsprüfung in Wien |
| 10/1988 - 06/1992 | Ausbildung zur diplomierten Gesundheits- und
Krankenschwester am Allgemeinen Krankenhaus
Wien |

Berufsweg

- | | |
|-----------------|--|
| Seit 07/2004 | Wissenschaftliche Assistentin am Institut für
Bildungswissenschaft der Universität Wien |
| 05/2002-05/2005 | Forschungsprojektmitarbeit zum Thema „Alltagsleben
– Lebensentwürfe. Strukturelle
Lernherausforderungen und feministische
Bildungsarbeit“ (Arbeitsgruppe feministische
Bildungsarbeit Wien-Salzburg) |
| 10/2003-06/2004 | Wissenschaftliche Mitarbeit am Österreichischen
Institut für Erwachsenenbildung (ÖIEB) |
| 10/2000-02/2004 | Tutoriumsaufträge am Institut für
Erziehungswissenschaften der Universität Wien |

12/1996 -09/1999 Ferien 2000-2003	Diplomierte Gesundheits- und Krankenschwester am Geriatriezentrum im Sophienspital der Stadt Wien
09/1992 - 11/1995	Diplomierte Gesundheits- und Krankenschwester am Allgemeinen Krankenhaus Wien

Publikationsauswahl

2010	Aktuelle Altersbilder: „junge Alte“ und „alte Alte“. In Kirsten Aner & Ute Karl (Hg.), Handbuch Soziale Arbeit und Alter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 415-425.
2009	Das biografisierte Alter. Sozialpädagogische Formationen eines autonomen alten Menschen. In Silke van Dyk & Stephan Lessenich (Hg.), Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt, New York: Campus Verlag, S. 340-358.
2007	Illusionen eines autonomen Alter(n)s. Kritik und Perspektiven. In InitiativForum Generationenvertrag (IFG) (Hg.), Altern ist anders: Gelebte Träume – Facetten einer neuen Alter(n)skultur. Hamburg: LIT, S. 200-217. Autonomes Alter(n) – Zwischen widerständigem Potential, neoliberaler Verführung und illusionärer Notwendigkeit. In Kirsten Aner, Fred Karl & Leopold. Rosenmayr (Hg.), „Die neuen Alten – Retter des Sozialen?“. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 67-84.
2005	Feministische Bildungsarbeit. Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Opladen: Verlag Barbara Budrich (gemeinsam mit Eveline Christof, Edgar Forster, Lydia Müller, et.al)

Wien, im März 2010